Wolkenkukuksheim.

Wolkenkukuksheim.

Humoristisches Genrebild

von

Hermann Presber.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1859.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Wolkenkukuksheim.

Erstes Kapitel.

Wolkenkukuksheim.

Motto:

Die Zimmerleute waren Vögel, geschickte Tannenpicker, die behackten das Holz zu Flügelthüren und das pickte und sägt' und hämmerte, wie auf dem Schiffswerft. Und nun ist Alles wohlverwahrt mit Thoren, mit Schloß und Riegel und rundum bewacht; Patrouillen zieh'n herum, die Glocke schallt, Wachtposten überall und Feuerzeichen auf allen Thürmen.

Aristophanes.

In einer schönen, hochgesegneten Gegend unseres deutschen Vaterlandes liegt das Fürstenthum Luftenburg. Obgleich die Natur das kleine Ländchen mit den mannigfachsten Reizen geschmückt hat, ist ihm doch nicht die Ehre widerfahren, eine Stelle in einem Geographiebuche zu finden. Auch die Landkarten geben nicht einmal durch einen rothen, blauen oder grünen Punkt von seiner Existenz Kunde. Dies erregt um so mehr Erstaunen, als doch auf dem sorgfältigen, bei Justus Perthes in Gotha erschienenen Stieler'schen Handatlas das Fürstenthum

Lichtenstein durch einen zwar kleinen, aber freundlichen Farbenklex als bestehend und zu dem deutschen Staatenbund gehörend angedeutet ist. Das Fürstenthum Lichtenstein kann sich aber in keiner Beziehung mit Luftenburg messen, ja Hessen-Homburg und sogar den vereinten Reußischen Landen würde eine Rivalität schwer fallen. Unzweifelhaft wird durch das Erscheinen dieser Erzählung solcher Ungerechtigkeit ein Ende gemacht. Die geehrte Verlagshandlung in Gotha wird bei einer neuen Auflage des Schul-Atlas, Luftenburg eine Stelle auf der Karte von Deutschland anweisen. Lork wird in seiner Reisebibliothek Näheres von dem Lande berichten, Brockhaus in seiner Gegenwart. Am ausführlichsten aber wird Professor Riehl in der Augsburger Allgemeinen unter dem Titel: „Land und Leute“ Bericht erstatten.

In Luftenburg regiert gegenwärtig Caspar der Zweiundsechzigste, die Größe des Staates wurde aber durch Caspar den Achtundfünfzigsten begründet, der ein kühner kriegerischer Herr war und mit der Unerschrockenheit, Kühnheit und dem Ungestüm des Soldaten, die Klarheit und Besonnenheit des Staatsmannes verband. Obgleich er unumschränkter Alleinherrscher war und sich das Wort Ludwigs des Vierzehnten „l'état c'est moi“ angeeignet hatte, gab er doch den Unterthanen keinen Grund zur Klage. Von ihm war die absolute Gewalt auf seine Nachfolger übergegangen. Ein constitutioneller Staat

sollte Luftenburg erst zur Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, werden.

Die Residenz des Fürstenthums Luftenburg heißt Windig, eine der größten und interessantesten Städte des Landes aber Wolkenkukuksheim. Letztere darf man nicht verwechseln mit dem Orte, welchen sich in den „Vögeln" des Aristophanes die gefiederten Sänger in der Luft erbaut haben. Zwar gibt es auch in dem irdischen Städtchen viele lustige, luftige Vögel, aber sie haben nur geistige, keine körperlichen Flügel.

Wolkenkukuksheim hat eine prachtvolle Lage. Es liegt an einem großen, an malerischen Buchten reichen See, welcher auf den ersten Anblick von allen Seiten von Bergen eingeschlossen zu sein scheint. Bei näherer Betrachtung ergibt es sich, daß an zwei entgegengesetzten Ufern des See's, der nach dem Städtchen den Namen führt, die Berge sich öffnen und daß ein klarer, schiffbarer Fluß von nicht allzugroßer Breite, an dem einen Ende einmündet, an dem andern, ganz in der Nähe der Stadt abfließt. Die Berge, welche den See umgeben, sind leicht ersteigbar und theils prächtig bewaldet, theils mit Weinreben bepflanzt. Nur ein Felsen-Koloß ragt riesig, kahl und zerklüftet empor und macht, daß auch das Erhabene in der sonst so lieblichen und anmuthigen Gegend nicht fehle. Seine zackigen Gipfel sind fast immer mit Schnee bedeckt und schwer zu ersteigen. Dennoch sind kühne Reisende

bis zu einem der letzten, noch bewachsenen Vorsprünge emporgeklettert, sahen sich dort von der Nacht überrascht und zündeten ein Feuer an, das sich mit dem riesigen Steine, zum Entsetzen der die Ufer des See's Bewohnenden, in dem Wasser abspiegelte. Ihre Erzählung, daß sie vom Winde umsaust, an dem Feuer kauernd, vorn gebraten und hinten erfroren seien, war zu wenig verlockend, als daß sich viele Nachfolger gefunden hätten. Abgesehen von diesem Ungethüm könnten die Göttinnen der Anmuth ihren Wohnsitz hier aufschlagen, in einem solchen Zauber lacht die Landschaft. Ueberall sind am Fuße der Berge kleine einstöckige Häuser erbaut, welche mit ihrer weißen Farbe und den grün angestrichenen Fensterläden frisch und keck zwischen den vor ihnen gepflanzten Pappeln herausschauen. Dabei wird das Grün der Weinpflanzungen gar freundlich durchbrochen durch kleine Häuschen und Tempel, welche wie von künstlerischer Hand auf den Bergen ausgestreut erscheinen. An einem der schönsten Punkte des See's liegt Wolkenkukuksheim. Das Städtchen hat zwei der größten Vorzüge — Wasser und Wein. Vor ihm breitet sich der krystallklare See in seiner ganzen Länge aus, im Osten strömt der Fluß ab und im Westen erhebt sich, etwa eine halbe Stunde von dem letzten Hause der Stadt entfernt, die riesige, 7800 Fuß über den Meeresspiegel hervorragende Berg- und Felsenmasse. Solche Mannigfaltigkeit verleiht der Lage von Wolkenkukuksheim

einen ungemeinen Reiz, der noch dadurch erhöht wird, daß die Straßen der Stadt bergan steigen und daß dicht hinter der letzten Häuserreihe die Weinberge beginnen und terassenförmig sich bis zu einer nicht unbedeutenden Höhe erheben. Auf dem Gipfel des Berges befindet sich eine kleine, schlichte, weiß angestrichene Kapelle, umgeben von einem Kirchhofe, in dem keine Todten mehr beerdigt werden, auf dessen kleiner Mauer aber sich die Fremden niederlassen, da sie von hier aus die ganze Gegend beherrschen.

Wie in allen Gauen, in welchen Wein gepflanzt wird, so bietet auch in Wolkenkukuksheim der Frühling nicht den höchsten Reiz. Während an andern Orten Alles grünt und blüht, liegen ganze Strecken Landes noch kahl und grau, die blühenden Bäume werden nicht gehoben durch die bunte Decke des Bodens, aus dem sie empor gewachsen sind. Um so höhere Pracht entfaltet der Spät-Sommer und Herbst; August und September sind die wahren Wonnemonate. Da ist es ein tiefes unaussprechliches Glück, auf dem Kirchhofmäuerchen zu sitzen und bei dem milden Lichte des Mondes hinzuschauen über Stadt und See. Friede und Ruhe walten auf der Anhöhe, nur selten unterbrochen durch Zwitschern und Flattern eines Vogels, oder durch das leise Geräusch, welches der Wind in den Zweigen der Trauerweiden und Pappeln verursacht, die als Wächter zu beiden Seiten des Kirchleins gepflanzt sind. Die Fenster der Kapelle erscheinen von dem Mond-

lichte matt erhellt und ein geheimes zauberhaftes Wehen dringt von dem kleinen Friedhofe aus in das Herz und stimmt zu liebevoller, inniger Verehrung des Allgütigen. Diese Schauer steigern sich, sobald sich das Auge zu dem gigantischen Felsen und von diesem hinab zu dem Städtchen wendet, aus dem Hunderte von Lichtern entgegenstrahlen. Auch der See ist noch belebt; Kähne fahren dem Ufer zu und die bei der Klarheit des Mondes fast überflüssige Laterne am Mastbaum verkündet, ebenso wie das Läuten der Schelle und ein leises kaum vernehmbares Rauschen des Wassers, daß ein Dampfer sich dem Landungsplatze nahet. Dabei hat der Mond auf den leise plätschernden Wellen eine bewegliche Brücke gebaut, welche den am Ufer Wandelnden begleitet und über die — das weiß jedes Kind des Städtchens — Berggeister von Wolkenkukuksheim eilen. Die Berggeister vom Felsen von Wolkenkukuksheim aber sind den Schiffern verderbenbringend und zum Schutze gegen sie steht am Fuße des riesigen Steines auf einer Säule der heilige Nikolaus. Zu ihm pilgern alljährlich in feierlicher Procession die Uferbewohner zweimal und sein Bild findet sich in der Hütte eines jeden Schiffers. Wie manche wackere Frau hat, während der Sturm den See peitschte und Menschenkraft in dem kleinen Kahne vergeblich gegen den Orkan ankämpfte, ihrem Manne das Leben gerettet, indem sie ein Lichtlein vor

dem in der Stube befindlichen Heiligenbilde aufsteckte und sich mit heißem Gebete um Rettung an den Schutzpatron wandte. Aber mehr als ein Schiffer entging auch der Gefahr, indem er ein Gelübde that, an dem der Heilige Freude haben konnte. Doch wehe dem, welcher ein solches Versprechen brach. Einst hatte ein Schiffer in Todesgefahr der Kirche des heiligen Nikolaus zehn Kerzen gelobt. Er kam glücklich an's Ufer, rief aber, indem er aus dem Kahn sprang: „Nit dat, Nikelöschen". (Nicht das, Nikolaus.) Dabei machte er eine Bewegung mit der hohlen Hand, pfiff und lachte. Bei der nächsten Fahrt, die er bei ganz klarem Himmel unternommen hatte, erhob sich ein Sturm, als der Kahn am Felsen vorüber fuhr und Schiffer und Nachen verschwanden spurlos. Doch wogt und brandet noch jetzt das Wasser an jener Stelle.

Die Winde haben überhaupt ihren Tummelplatz zwischen den Bergen von Wolkenkukuksheim und die Gewitter sind zahlreicher als in andern Gegenden. Die, welche von Westen kommen, sind wenig gefürchtet. Wenn aber an einem schwülen Juli- oder Augusttage sich plötzlich ein weißes Wölkchen am Himmel zeigt, das Wölkchen zur Wolke und diese dunkler und immer dunkler wird, wenn sich ein leiser, von Osten kommender Wind erhebt und die Wolke nach dem Steine hintreibt, an dem sie, sich weiter ausbreitend, hängen bleibt, dann,

armer Schiffer, traue nicht dem leichten Kräuseln des Wassers, nicht den Wellen, die sich nur spielend an deinem Kahne brechen. Schicke dein Gebet zum Himmel, aber sei eingedenk, daß geschrieben steht: bete und arbeite. Nur verzweifelte unabläßige Anstrengung kann dich retten. Bald braust der Sturm von allen Seiten, die Spitze des Steines verhüllt sich, ein furchtbares Dunkel ist über der Landschaft ausgebreitet. Kaum erkennst du noch dein Geburtsstädtchen, von dem aus du vergebens Hilfe erwartest. Der Sturm und der in Strömen herabfließende Regen benehmen dir den Athem und Entsetzen erfaßt dich, indem du beim Leuchten des Blitzes den kolossalen, gespenstischen Felsen erblickst, um welchen herum der Wind in den grellsten Tönen pfeift. Wehe! wenn dieser deinen Kahn dem Riesensteine zujagt! Dann brennt zu Hause umsonst vor dem Heiligenbilde ein Lichtlein, dann liegen umsonst dein Weib und deine Kinder auf den Knieen und flehen für dein Leben, dann helfen dir deine Gelübde nichts. Von gescheiterten Schiffen und verlorenen Schiffern wissen die Felsen, welche in der Nähe des Ufers an dieser Stelle aus dem See emporragen, viel zu erzählen und am Allerseelentage sieht manches kummervolle Auge nach dem Kreuze, welches von Wittwen und Waisen auf der hervorragendsten Klippe errichtet ist.

Wolkenkukuksheim hat 3400 Einwohner. Von allen

Städten des Fürstenthums findet hier die gesegnetste Vermehrung statt. Viele schreiben es der guten Luft und der gesunden Lage zu. Andere behaupten, der Wein sei die eigentliche Ursache. Uebrigens wird die Stadt oft scherzweise das Kaninchennest genannt, womit man andeuten will, daß Wolkenkukuksheim gesegneter an gesegneten Umständen ist, als andere gleich große Orte des deutschen Vaterlandes.

Die Einwohner der kleinen Seestadt sind meist katholisch. Doch gibt es auch, zumal unter den Beamten, viele Protestanten. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurden Letztere noch als Ausnahmen der Schöpfung angesehen und das Volk betrachtete einen neuen Angestellten, der dorthin versetzt wurde und Lutheraner war, mit der größten Neugierde. Ja man schien wahrhaft erstaunt, daß solche Ketzer und Heiden gebildet waren wie andere Sterbliche, daß sie zwei Augen, zwei Ohren, zwei Beine hatten. Nach und nach gewöhnte man sich daran. Hierzu trugen auch die vielen Fremden bei, welche sich in dem Städtchen aufhielten. Doch blieb „Ludderischer Kreuzkopf“ immer eines der ersten und letzten Schimpfwörter, welches das Volk im Munde führte. Der bessere Theil der Bevölkerung aber stand sich wenigstens nicht feindlich gegenüber.

Außerordentlich gewannen die Protestanten durch das

Auftauchen des Deutschkatholicismus. Da das Volk sich immer gern an Personen hält, so nannte man alle Diejenigen, welche zu der neuen Secte übergingen: Ronges und dieser, von dem zufälligen Stifter der Gemeinde entlehnte Titel wurde alsbald der Inbegriff alles Furchtbaren und Entsetzlichen. Nun waren die Protestanten „doch noch" keine Gottesläugner und glaubten „doch noch" an unseren Herrn Jesus Christus.

Aber was man auch gegen die Glieder der neuen Gemeinde sagen konnte, Hände, Füße und Augen hatten sie Alle und zum Theil recht gute Augen. Auch besaßen sie etwas, was den Bekennern aller Religionen gar wohlgefällig und den Vertretern der streitenden und triumphirenden Kirche am wohlgefälligsten ist — nämlich viel Geld. Sie waren ja früher die Hauptstützen des Katholicismus gewesen, mindestens wurden sie von den geistlichen Herren allwöchentlich besucht und diese fanden Wein und Braten immer vortrefflich, gut römisch-katholisch und ganz nach ihrem Geschmack. Warum mußten auch die fanatischen Declamationen für den heiligen Rock und die scandalösen Processionen nach Trier das innige Verhältniß für immer lösen. Die Wuth gegen die Abgefallenen kannte keine Grenzen. Die Priester entblödeten sich nicht, von der Kanzel und am Hochaltare ihrem Groll in den heftigsten Verwünschungen Luft zu machen. Nicht nur sich und ihre Nach-

kommenschaft hatten, — so lautete der Refrain aller kirchlichen Wuthausbrüche — die Abtrünnigen in's Verderben gestürzt; selbst die Seelen der schuldlos Verstorbenen hatten keine Ruhe mehr. Dabei verschuldeten die Deutschkatholiken alles Unglück, was in dem Entstehungsjahr der Gemeinde und in den nächstfolgenden Jahren ausbrach. Den Erdstoß von 1846 hatten sie verursacht und die Kartoffelkrankheit war ihr Hauptwerk, weßhalb denn auch das Volk die faulen Kartoffeln Ronges nannte. Nun waren aber die sehr begüterten Glieder der neuen Kirche nicht nur im Besitze der Ronges, sondern auch der guten Kartoffeln und so kam es, daß die Rechtgläubigen sehr häufig im Hause der „Diesseits und Jenseits Verlorenen" erschienen und sich theils in schlichter Naivetät beim Kaufe Ronges verbaten, theils froh waren, wenn man ihnen einen Korb voll schenkte.

Der erste Prediger der freien Gemeinde, welchen das jenseitige Ufer des See's den Wolkenkukuksheimern zuschickte, erregte wahrhaft Aufsehen in dem Städtchen. Schon eine Stunde vor seiner Ankunft war Jung und Alt zahlreich am Ufer vertreten, um das Wunderthier, den wahren Höllenbraten anzusehen. Endlich kam er und wurde von einer Menschenschaar bis zu dem Betsaal, den die Deutschkatholischen gemiethet hatten und welcher den Vermiether ebenfalls um die

ewige Seligkeit brachte, wahrhaft eskortirt. Die Buben liefen bald vor, bald zurück und schrieen: Ronge, Ronge, als wenn sie weiter nichts sprechen könnten. Während des Gottesdienstes wollte der Lärm vor dem Hause kein Ende nehmen und bei der Abfahrt des Predigers wurden die zwei Polizeidiener, die Gerichtsdiener und die ganze bewaffnete Mannschaft von Wolkenkukuksheim aufgeboten, was freilich ein erbarmungswürdiger Anblick war.

Dennoch lag in der Neuheit der neuen Gemeinde ein großer Reiz. Einmal sind die Teufel überhaupt kurzweiliger wie die Engel und flößen im Leben und in Kunst und Literatur durch ihre Mannigfaltigkeit und frappante Menschenähnlichkeit mehr Interesse ein. Dann war aber auch in den meisten politischen Journalen, die in Wolkenkukuksheim gehalten wurden, zu lesen, die Glieder der neuen Gemeinde hätten allein Verstand. Da dies immer und immer wiederholt wurde, so glaubte Mancher, er müsse für die Existenz seines Verstandes etwas thun und so suchte er sich auf verständige Weise der Verstandes-Gemeinde zu nähern. Dies geschah durch ein- oder mehrmaligen Besuch des Gottesdienstes, wobei denn immer den Abend im Wirthshause die Versicherung abgegeben wurde, die Deutschkatholiken seien gar nicht „so“, im Gegentheil sie glaubten an Gott und auch Christus käme in der Predigt vor.

Diese Besucher des Betsaales vertraten die kühnere Richtung. Es gab aber auch solche, welche um jeden Preis einmal gerne ihre Neugierde befriedigt und den schönen Prediger gehört hätten, wenn nur der fatale Allen sichtbare Eingang in dem Hause, in dem sich der gemiethete Saal befand, nicht gewesen wäre. Zu dieser Richtung gehörten sehr viele Frauen des sogenannten gebildeten Standes. Endlich wurde ihnen Hilfe. Der Hof eines Nachbarhauses stieß an den Hof des Gebäudes, in dem das Ziel ihrer Sehnsucht war. Ueberstieg man eine kleine Mauer, so wurde der Ausgang des Hauses nach den Ställen der Eingang. Auf diese Weise betrat mancher kleine und mancher große Fuß die Sprossen zweier Leitern, um auf der einen Seite an der kleinen Mauer hinauf, an der andern hinab zu steigen. Auch zu andern komischen Ereignissen für das Städtchen sollte die freie Gemeinde führen. Handwerksleute wollten doch nicht gerne die Angesehenen, gut zahlenden Kunden verlieren und hielten es für eine Pflicht, einmal den Gottesdienst zu besuchen und dann den Abend im Wirthshause zu erklären, die Ronges seien nicht „so". Diese aber kamen in den Kirchenbann, nämlich in den kleinen Kirchenbann von Wolkenkukuksheim. Keiner, der nach dem Reiche Gottes und der ewigen Glückseligkeit trachtete, durfte mehr etwas bei ihnen kaufen oder machen lassen. Die Deutschkatholiken dagegen hielten es für

ihre Pflicht, die Treue zu unterstützen, und so gab es denn alsbald in Wolkenkukuksheim: Ronges-Metzger, Ronges-Schuhmacher, Ronges-Barbiere, Ronges-Schiffer.

Wie das Jahr 1844 durch die Begründung der freien Gemeinden den Protestanten Erlösung brachte, sollte das Jahr 1848 den Deutschkatholiken momentan Heil und Segen bereiten. Da die Zeitungen noch immer fortfuhren zu berichten, die religiös Freisinnigen hätten allein Verstand, so spielten diese nun, als alle Bande gelöst waren, die größte Rolle. Sie wurden in die Sicherheits-Comites gewählt, sie wurden Vorsteher und Gemeinderäthe und ihre Frauen Präsidentinnen oder Vicepräsidentinnen bei allen, wie Spargeln nach einem Frühlingsregen aus der Erde hervorschießenden Frauenvereinen. Dabei aber zeigte sich eine auch der ganzen religiösen Bewegung von 1844 anhaftende Unreife und Ueberschätzung. Wie mehrere der Stifter der freien Gemeinden, nachdem sie einen oder zwei Aufsätze veröffentlicht hatten, sich leider für Luther den Zweiten hielten und die Rollen des Hutten und Melanchthon u. s. w. schon unter den Freunden austheilten, so betrachteten sich nun in dem Städtchen Viele als den Inbegriff aller Weisheit und entfalteten einen unerquicklichen Aberwitz. Das Jahr 1848 war ja überhaupt das Jahr der Orakel. Nachdem der unerwartete Stoß alle Län-

der erschüttert hatte, war er von den meisten Menschen vorausgesehen und prophezeit worden.

In Wolkenkukuksheim hatte die Erschütterung Wunder gewirkt und die ganze Ordnung der Gesellschaft umgekehrt. Die Herrschenden wurden beherrscht, die Bedrückten drückten, die Namen der stolzesten Geschlechter des Fürstenthums prangten auf Maueranschlägen dicht neben den bescheidensten bürgerlichen Namen. Arm in Arm erschien der Herr Kreis-Rath, der noch vor einigen Tagen allmächtige Pascha des Städtchens, mit dem ersten besten Wolkenkukuksheimer Bürger. Der Adlige, der in einer prächtigen Villa am Ufer des See's wohnte, unterhielt sich auf das Zuvorkommendste mit den Tagelöhnern, die ihm seine Weinberge bebauten, und berieth mit ihnen das Wohl Deutschlands. Diejenigen, welche früher vermittelst zweier Leitern über die Mauer gestiegen waren, um durch das Hinterhaus in den deutschkatholischen Betsaal zu kommen, standen nun mit stolzer Gemüthsruhe vorn an dem Haupteingange und warteten wohl gar noch auf einige bekannte Personen, welche sich langsam dem Hause näherten. Das ganze Städtchen schien deutschkatholisch werden zu wollen. Am friedfertigsten aber zeigten sich die Diener der streitenden Kirche.

Doch dauerte die allgemeine Eintracht nur einige Wochen. Mit dem wachsenden Gefühle der Sicherheit

kehrte auch die Selbstständigkeit wieder. Vereine und Gegenvereine entstanden und es entbrannte ein heftiger, tagtäglich geschürter Parteihaß, der zu den traurigsten aber auch ergötzlichsten Scenen Veranlassung gab.

Im Monat December des Jahres 1848, also zu der Zeit, in welcher die vorliegende Erzählung spielt, hatte die Aufregung in Wolkenkukuksheim ihren Höhepunkt erreicht. Ein entscheidender Schlag sollte geführt werden. Es mußte sich zeigen, welche Partei in Wahrheit die mächtigere und einflußreichere in dem Städtchen sei. Das konnte aber auf glänzende Weise bei der Bürgermeister-Wahl geschehen. Früher wurde der Bürgermeister von der Regierung ernannt und seine Anstellung war lebenslänglich. Von den vielen Bewilligungen von Seiten des Fürsten wurde das Gesetz der freien Wahl für die Gemeinden am freudigsten begrüßt. Die lebenslängliche Anstellung des Bürgermeisters war aufgehoben; die Gemeinde durfte wählen und alle Bürger waren berechtigt, ihre Stimme abzugeben. Die Mehrheit entschied. Bis zum letzten December mußten, so lautete der fürstliche Erlaß, die Wahlen vorüber sein. In manchen Orten Luftenburgs behielt man den alten Bürgermeister, in anderen einigte man sich rasch über die Person des Neuen. Unglücklicher Weise gehörte der rechtschaffene Mann, welcher schon vier und zwanzig Jahre treu und redlich die Angelegenheiten Wolkenkukuks-

heims geleitet hatte, der protestantischen Religion an und hatte somit mächtige und unerbittliche Gegner.

Monate vor der Wahl entbrannten schon in den Vereinen und Wirthshäusern die heftigsten Debatten, die je mehr der Schlachttag heranrückte an Leidenschaftlichkeit zunahmen. Der junge berauschende Wein von 1848 trug wesentlich dazu bei, die Köpfe zu erhitzen, die Sitzungen im Wirthshause zu veranlassen und sie weit über die in Vergessenheit gerathene Polizeistunde hinaus zu verlängern. Von den vielen Weinschenken, welche damals in Wolkenkukuksheim florirten und stark besucht waren, gab der ärmere Theil der Bevölkerung aus mancherlei Gründen dem Wirthshaus „zur heiligen Ohrfeige" den Vorzug.

Zweites Kapitel.

Zur heiligen Ohrfeige.

Motto:

Hüte dich vor den Gesellen,
Die am Becher ängstlich nippen
Und mit schmeichelnd süßen Lippen,
Statt zu reden, Fragen stellen.

Hüte dich auch vor den Thoren,
Deren Rede gleich der Quelle
Endlos treibet Well' auf Welle,
Bis im Sand sie sich verloren.

Beide können dir nichts nützen,
Jene, weil sie dir verschweigen,
Diese, weil sie offen zeigen
Daß sie abgestandne Pfützen.

Fr. Hornfeck.

Das Gasthaus, welches unter dem seltsamen Namen: „Zur heiligen Ohrfeige" in dem Städtchen von Jung und Alt gekannt ist, liegt dicht in der Nähe der Kirche und somit in einem sehr belebten Theile Wolkenkukuks=heims. Auf dem schwarzen Schilde des freundlichen, zweistöckigen, weiß angestrichenen Hauses steht mit großen Buchstaben geschrieben: „Zum goldnen Engel". So

hieß es früher allgemein. Seitdem aber der neue Besitzer seinem verstorbenen Vater in der Wirthschaft gefolgt war, wurde das Gasthaus durch den Volksmund umgetauft, ohne daß mit dem Aushängeschilde irgend eine Veränderung vorgenommen worden wäre. Es ging nämlich, wie dies so häufig der Fall ist, der sogenannte Spitzname von der Person des Besitzers auf seine ganze Familie und auf seinen Besitz selbst über.

Herr Caspar Schweitzer, der Wirth zum goldenen Engel, war aber in Wolkenkukuksheim und in einem großen Theil Luftenburgs unter dem Namen: „die heilige Ohrfeige“ bekannt. Er mußte es erleben, daß die Leute ihm diese Benennung in's Gesicht sagten, obschon der Tag, welcher Veranlassung zu dem Titel gab, nicht der ruhmvollste seines Lebens war.

Herr Caspar Schweitzer war schon in seiner blühenden Jugend ein kleiner durchtriebener Schlingel gewesen, der freilich auch in den schlimmsten Streichen sein gutes Herz nicht verläugnete. Als das einzige Kind eines Wirthes bekam er von allen schlechten Zahlern, die aber doch gern einen guten Schoppen tranken, den Hof gemacht und seine Unarten wurden als sichere Zeichen eines großen Talentes und einer viel versprechenden Zukunft bewundert. Sein Vater hielt etwas auf seinen Namen und war stolz darauf, daß der junge Sprößling ihm neuen Glanz zu versprechen

schien. Die Schweitzer konnten ihren zwar bürgerlichen, aber auch durch charaktervolles Bürgerthum geadelten Stammbaum Jahrhunderte zurückführen. Dies that der alte Herr oft und seine Sonntagsgäste übersahen billig alle Lücken, welche sich zwischen ihm, seinem Vater und Großvater und jenem Bürgermeister Schweitzer befanden, der einst im dreißigjährigen Kriege Wolkenkukuksheim so tapfer gegen die Schweden vertheidigte und nicht zuließ, daß die Stadt gebrandschatzt wurde. Er selbst, der Vater der heiligen Ohrfeige, hatte, als im Jahre 1813 Deutschland seine Söhne unter die Waffen gerufen, die Büchse ergriffen und war in dem sogenannten freiwilligen Scharfschützen-Corps von Luftenburg eingetreten. Obschon diese Schaar von kriegerischem Eifer entflammt war, verlief ihr Feldzug doch sehr friedlich. Sie gehörten zu der Heeresabtheilung, die Lyon in Besitz nahm und nicht zum Schlagen kam, so daß die rückkehrenden Helden, die kaum den Feind gesehen hatten, in ihrem Heimathlande den Namen „Kartoffelschäler“ erhielten, womit unzweifelhaft das idyllische ihrer Kriegsmärsche, Belagerungen und Gefechte angedeutet werden sollte. Sehr gerne kam der alte Herr Schweitzer in seinen Gesprächen auf den Feldzug zurück und manche Abenteuer, die er launig zu erzählen wußte, bewiesen, daß sein militairisches Ungestüm und seine Eroberungslust mehr den Französinnen

als den Franzosen gegolten hatten und daß er überhaupt in Bezug auf Frauen durchaus kein Kostverächter war.

Sehr viele der Eigenschaften des Vaters waren auch auf den Sohn, ja auf das Söhnlein übergegangen. Schon in früher Jugend zeigte er seine Kühnheit darin, daß er eine kleine Schaar förmlich organisirte und mit dieser den Leuten bei anbrechender Dunkelheit an der Schelle riß, oder wieder den Laden schlug und dann rasch Reißaus nahm. Dabei begünstigte er in seinen kecken Unternehmungen hauptsächlich die Juden, was mit seiner spätern Humanität und Duldung kaum zu vereinbaren war. Auch zum Felddiebstahl hatte er eine ausgesprochene Neigung. Sein Vater hatte selbst Aecker und überdies noch einen großen, schönen, mit einer Mauer umgebenen Garten. Zu jeder Zeit konnte er von den nachsichtigen Eltern den Schlüssel erhalten und wie ein ordentlicher Mensch durch die dazu bestimmte Thüre unter und auf die Bäume seiner Sehnsucht gelangen. Dies that er aber höchst selten. Dagegen hatte er eine ausgesprochene Leidenschaft, den Weg über die Mauer zu nehmen und so in sein einstiges Eigenthum einzubrechen. An Kameraden und Theilnehmern fehlte es ihm nicht. Die Eltern seiner jugendlichen Mitschuldigen besaßen häufig auch wieder Gärten und so kam das Einbrechen in die Mode, bis endlich eine exemplarische Strafe der Sache ein Ende machte. Schwieriger war

es, das Obst auf unerlaubtem Wege zu erhalten, wenn es gesichert hinter einer Doppelthüre im Keller auf dem Gerüste lag. Dafür wußte der junge Schweitzer auch Rath. Er verfiel auf ein Mittel, was als besonders sinnreich von dem Vater betrachtet wurde und ihn wieder freudig der Zukunft des Sohnes entgegenblicken ließ. An der Spitze einer Bohnenstange befestigte nämlich der kleine Spitzbube einen langen Nagel. Dann öffnete er den beweglichen Laden am Kellerloch und führte einen sichern Stoß nach dem Aepfelgerüste, das unter der Oeffnung errichtet war, damit es dem Obst nicht an frischer Luft fehle. Meistens zog er einen an dem Nagel gespießten Apfel heraus. Wochenlang konnte sich die Mutter nicht erklären, auf welche sonderbare Weise viele der schönsten Aepfel Stiche und Wunden erhielten, bis endlich der kühne Uebelthäter, während die Magd im Keller war, sein Experiment ausführte und diese zu ihrem Erstaunen plötzlich eine Bohnenstange in voller Thätigkeit gewahrte. Dabei aber erwies sich der junge Caspar Schweitzer stets freigebig. Er wollte um jeden Preis Führer bei allen Unternehmungen sein, die Beute aber vertheilte er großmüthig. —

Für die Schule war der künftige Wirth zum goldenen Engel nicht organisirt. Fähigkeit konnte man ihm nicht absprechen, aber er hatte kein Sitzfleisch. Es war

als hätte man Hexenpulver auf seinen Platz gestreut, so unruhig rückte er hin und her. Hätte nicht sein Vater von Zeit zu Zeit mit einigen Flaschen Wein und zu Anfang des Winters mit Würsten und Wurstsuppen beruhigend auf das Gemüth der Lehrer eingewirkt, der arme Caspar wäre übel zugerichtet worden. Wie alle Wolkenkukuksheimer hatte er gleich im Beginne seiner Bildungslaufbahn einen schlimmen Stand mit dem harten P und dem weichen B, das er im Sprechen und Schreiben niemals unterscheiden konnte. Die größte Abneigung zeigte er gegen die Religionsstunde und gegen die Glaubenslehre. Wein und Wurstsuppen konnten hier ihren wohlthätigen Einfluß nicht ausüben, denn der Herr Pfarrer selbst gab die Stunde und es mußte auswendig gelernt und erzählt werden. Sein ganzer Haß wendete sich daher gegen die Geistlichkeit und das was sie vortrug. Wenn er sonst noch so unvernünftig sein konnte, in Bezug auf die Bibel war und blieb er ein verkörperter Vernunftmensch. Daniel in der Löwengrube, Elias, der auf feurigem Wagen gen Himmel fährt, erschienen ihm „gar zu spaßig“. Die drei Jünglinge im Feuerofen dienten ihm zur besonderen Belustigung und über die Geburts- und Leidensgeschichte Christi hatte er die seltsamsten Anschauungen, auf welche er im Gespräch stets mit hohem Wohlgefallen zurückkam. Ueberhaupt pflegte er die ganze Glaubenslehre in dem Worte: „Das

Zeug" zusammen zufassen. Das Zeug hätte ich glauben sollen, hörte man ihn häufig sagen. In seiner Jugend aber erhielt er sehr oft über das Zeug tüchtig mit dem Stocke auf das Zeug.

Diese Verachtung der katholischen Geistlichkeit und der kirchlichen Ceremonien sollten ihm zu dem seltsamen Titel verhelfen, der, wie schon erwähnt, auf sein Gasthaus überging.

In Wolkenkukuksheim findet nämlich alljährlich im Monat August eine große Procession zu Ehren des heiligen Nikolaus statt. Der Zug bewegt sich feierlich unter Gesang und dem Läuten der Glocken nach der auf dem Berge gelegenen, dem Heiligen geweihten Kapelle. Mit diesem kirchlichen Feste ist ein heiteres Volksfest, bei welchem der Wein und die rühmlichst bekannten Bratwürste von Wolkenkukuksheim eine große Rolle spielen, verbunden. Nachdem der Gottesdienst beendigt ist, lagert sich die Menge auf der Erde, und die Bratwürste wandern ohne die Vermittlung von Teller, Messer und Gabel von der Hand zum Munde.

Ein Traubenblatt ist das einzige Hülfsmittel für die, welche ihre Hand oder Handschuhe nicht beflecken wollen. Von allen Orten strömt das Volk zu diesem freudigen, meistens von herrlichem Wetter begünstigten Feste herbei. Diesen feierlichen Tag hatte sich der zum Jüngling herangewachsene Caspar Schweitzer auserſehen, um mit

einigen Gesellen seine ganze Verachtung der in corpore versammelten Geistlichkeit darzuthun. Er pflanzte sich dicht in der Nähe der Kapelle auf und ließ den ersten Theil der Procession ruhig vorüberziehen, indem er seine Mütze nicht abnahm. Als aber der Himmel und die Geistlichkeit mit dem Allerheiligsten näher kamen, brachte er plötzlich eine gewaltige Bratwurst zum Vorschein und biß hinein, als ob er seit zwei Tagen nichts gegessen hätte. Kaum hatte er dies Experiment zum Unwillen Aller, die es sahen, ausgeführt, als ein höherer Priester, der Dekan einer benachbarten am See gelegenen Stadt, die eine Reihe der Procession durchbrach, auf ihn zuging und ihm mit der ganzen, der katholischen Kirche und ihren Vertretern eigenthümlichen Wucht, eine wohlverdiente, ungeheuere Ohrfeige verabreichte. Der Schlag war mit solcher Sicherheit und Taktik geführt, daß Mütze und Bratwurst zu gleicher Zeit zur Erde fielen und Caspar Schweitzer bestürzt zurückwich vor der kräftigen, geweihten Hand, die jeden Augenblick bereit war, ihm noch eine zweite fühlbare und handgreifliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Seit diesem festlichen Tage, an welchem er vor den versammelten Gemeinden des See's von Wolkenkukuksheim durch priesterliche Hand unfreiwillig gefirmt worden war, hieß er in der ganzen Gegend „die heilige Ohrfeige".

Nach dem Tode seines Vaters übernahm Caspar

Schweitzer die Wirthschaft und ein ziemlich ausgelassenes Leben begann in dem zweistöckigen, an der Kirche gelegenen Hause. Zwar kehrten viele Gäste bei ihm ein und es fehlte nie an Sonn- und Werktagen an Trinklustigen, doch wurde jedem, der die Sache näher betrachtete, offenbar, daß der Wirth zum goldenen Engel selbst sein bester Kunde sei. So verbreitete sich allmälig das Gerücht, die Geschäfte des Herrn Schweitzer gingen den Krebsgang. Da nahmen plötzlich seine Verhältnisse einen unerwarteten, großartigen Aufschwung. Man wußte zwar allgemein, daß er stark damit umgehe, sich zu verheirathen und daß er seine Blicke prüfend von einem stattlichen Hause nach dem andern richte; auch wußten viele Eingeweihte, daß er durchaus dem innigen Thun der Liebe nicht abgeneigt sei; dennoch kam seine Verlobung überraschend für das ganze Städtchen. Herr Schweitzer verlangte nämlich, wie er sich oft ausgedrückt hatte, daß seine zukünftige Ehehälfte ihm, neben großen Vorzügen des Körpers, noch viele Möpse mitbringe. Unter Möpsen verstand er aber Gulden und Thaler, überhaupt harte Münze, was klar daraus hervorging, daß er, so oft er das Wort aussprach, mit der Hand die Bewegung machte, als zähle er Geld. Nun sind aber bekanntlich die Frauen, welche Schönheit und Möpse zugleich besitzen, dünn verstreut auf Gottes weiter Erde, und am wenigsten dazu da, um einen Caspar

zu heirathen, der nur den goldenen Engel auf dem Aushängeschild besitzt. Eine von den zwei Bedingungen mußte also der Heirathscandidat aufgeben, was er auch bald selbst einsah. So ließ er denn die Schönheit fahren und wandte den Möpsen seine ganze Aufmerksamkeit zu.

Sein Streben sollte nicht ohne Resultat bleiben. Mannigfache Reisen nach der Residenz Windig hatten ihn in nähere Berührung mit einem weitläufigen Verwandten und in nahe Berührung mit dessen Haushälterin gebracht. Die sichere Aussicht, oder vielmehr die Gewißheit, daß Fräulein Amalie Wehrborn zum Lohne für außerordentlich ergebene Dienste das Vermögen des alten Junggesellen, kraft des Testamentes, erben würde, bewogen ihn, der Dame Herz und Hand anzubieten. Die Aussicht auf die Erbschaft trieb ihn zur Bewerbung, obgleich seine Gattin, wie die bösen Zungen in Wolkenkukuksheim bald nach der Verheirathung sagten, schon abgezahnt hatte. Nicht allzu lange nach der Hochzeit erfreute ihn seine Gemahlin mit einem Söhnlein, was leider bald starb. Dies war der traurigste Moment seines Lebens. Er ließ seinem Kinde ein prächtiges Kreuz errichten, worauf zu lesen war:

Hier ruht der edle und hoffnungsvolle Jüngling Caspar Christoph Schweitzer, geb. den 7. December 1845, gest. den 2. Mai 1847. Friede seiner Asche.

Die Erbschaft und sein leichter Sinn ließen eine nachhaltige Trauer nicht aufkommen. Von seinem Vermögen und der Summe, die ihm die Frau mitgebracht hatte, sprach er ungemein gern, doch bewies er in Hinsicht der Zahlen, die er dabei angab, ein sehr veränderliches schlechtes Gedächtniß. Im Uebrigen wurde er mit jedem Tage übermüthiger. Er schaffte sich eine Chaise und ein Pferd an und fuhr jeden Sonntag seine Gemahlin spazieren. Diese saß stolz im Wagen und von dem braunen Hute nickten schwarze Federn. Freilich erklärten die Schiffer am See, wenn die heilige Ohrfeige vorbeikutschirte, das Nicken der Federn bedeute immer: es dauert nicht lang, es dauert nicht lang. Der Wirth zum goldenen Engel saß bei solchen Ausfahrten auf dem Bock, wo er sich stattlich ausnahm. Im Allgemeinen war Herr Caspar Schweitzer eine umfangreiche Persönlichkeit. Man konnte, wenn man ihn sah, zweifeln, ob seine Erscheinung mehr plastisch oder malerisch sei. Die Plastik verlangt volle gesättigte Figuren. Wenn gleich nun der Engelswirth immer einen guten Appetit hatte, so erschien doch seine Gestalt rund und durchaus gesättigt. Für die monumentale Darstellung aber war der zu sehr nach vorn gerückte Schwerpunkt hinderlich. Der Umfang seines wohlgepflegten Leibes konnte in Marmor nicht wiedergegeben werden. Dagegen war er ein würdiger Gegenstand der Malerei, zumal als ihn

das Schicksal im Jahre 1848 mit dem Hauptmanns-rang und einer Uniform bedacht hatte. Daß eine so lebhaft organisirte Natur nicht theilnahmlos bei den Kämpfen und Stürmen des Revolutionsjahres blieb, ist leicht erklärlich. Er hatte natürlich, als die Bewegung da war, dieselbe schon lange vorausgesagt. Gegen den regierenden Fürsten, Caspar den Zweiundsechzigsten, war er, obgleich er wie viele andere Landeskinder von ihm den Vornamen erhalten hatte, bis zu den verhängnißvollen Märztagen feindlich gesinnt. Dies hatte ihn zwar nie abgehalten, sich bei der Anwesenheit des Regenten in Wolkenkukuksheim vor dem Hause, in dem dieser abgestiegen, mit aufzupflanzen und die Kinder in Ordnung zu halten, damit sie sich nicht allzu nahe an die fürstlichen Personen herandrängten.

Im Jahre 1848 kam nun plötzlich bei Herrn Caspar Schweitzer eine Neigung zum Vorschein, die ihm Niemand bisher zugetraut hatte, die aber so heftig auftrat, daß sie nach und nach wahrhaft in eine Krankheit ausartete. Der Wirth zum goldenen Engel begann zu schriftstellern. In Wolkenkukuksheim erschien nämlich, wie in allen andern Städten Luftenburgs, ein friedliches Kreisblatt, in dem die amtlichen Erlasse mitgetheilt wurden und die Kaufleute ihre Kattune, Bettfedern, Häringe u. s. w. dem verehrlichen Publicum anpriesen. Mit einem Mal verwandelte sich das Kreisblatt in ein

freies Kreisblatt. Dabei machte der Verleger dem geneigten Leser die Anzeige, daß sein Blatt vom 25. März an in einem größeren Formate, doch ohne Preiserhöhung erscheinen, daß er selbst streben werde, durch Mittheilung lehrreicher, im Geiste der Preßfreiheit gedachter und verfaßter Aufsätze und Gedichte den bisher ihm geschenkten Beifall zu erhalten und zu steigern.

Hierdurch brach eine wahre Wuth, Annoncen und Artikel zu verfassen, aus. Zuerst waren diese allgemeiner Art, dann wurden sie persönlich und immer persönlicher. Unter denen, welche, zumal im Anfange, sich eines anständigen Styles befleißigten, verdiente Herr Caspar Schweitzer hervorgehoben zu werden. Freilich ließ er sich seine literarischen Versuche von einem seiner Hausbewohner verbessern und theilweise verfassen. Die in den Inseraten ausgesprochenen Gesinnungen aber stammten von ihm. Unterstützt wurde er von Doctor Giseke, der, jenachdem er mit einem oder dem andern Studenten zusammen kam, bald auf dieser bald auf jener Universität doctorirt hatte und zwar immer auf derjenigen, die dem Zuhörer nicht bekannt war. Welches Studium er betrieben, war nicht herauszubringen, doch sprach für die Jurisprudenz am meisten die Wahrscheinlichkeit. Herr Schweitzer hatte ihn zur Zeit seiner Verlobung in Windig kennen gelernt. Nach der Hochzeit war er mit übergesiedelt und ernährte sich nun von Vorstellungen

und Bittschriften, die er für die Wolkenkukuksheimer um einen billigen Preis abfaßte. Dabei war er auch noch Zeitungscorrespondent und lyrischer Dichter. Bald nach den Märztagen kündigte er in dem Kreisblatte „Galgenlieder" an, von denen er auch gleich zwei oder drei als Vorboten veröffentlichte. Glücklicher Weise hatte es mit der Ankündigung und den vorausgeschickten Musterstücken sein Bewenden. Dieser junge Mann wurde allgemein als der Verfasser der Schweitzerischen Artikel betrachtet. Dem Wirth zum goldenen Engel wurden nur die Anregung, das zum Schreiben nothwendige Papier und die Einrückgebühren zuerkannt. Wie sich dies auch verhalten mochte, so viel war unläugbar, Herr Schweitzer saß seit den Märztagen 1848 so voll Zeitungsartikel, wie der Lindenbaum voll Maikäfer. Bei der leichtesten Berührung des Baumes fielen einige herunter und bei dem geringsten Anstoß, welchen der dicke Wirth auf der Straße, im Rathssaale oder irgend sonst wo fand, übergab er geharnischte Annoncen der Oeffentlichkeit. An Erwiderungen fehlte es natürlich nicht und so wurde er nach und nach der Haupt-Kampfhahn in Wolkenkukuksheim.

Zwei Tage nachdem die Nachricht von Luftenburg nach Wolkenkukuksheim gekommen war, daß der Fürst die gerechten Forderungen seiner Unterthanen bewilligt habe, erschien zum Erstaunen Aller folgendes von dem

republikanisch gesinnten „Engel-Wirth" eingesandtes Inserat in dem Kreisblatt:

„Da unser hoher Fürst, Caspar der Zweiundsechzigste, mit der größten Zuvorkommenheit am 6. März, dem ruhmwürdigsten Tage in der Weltgeschichte Luftenburgs, unseren Forderungen entgegengekommen ist und zugleich den größten Eifer zeigt, seine Zusagen sofort in's Leben zu rufen, so glaube ich, daß es jedem Wolkenkukuksheimer nur angenehm sein kann, dieserhalb zusammen zu kommen, um an Seine Durchlaucht eine Adresse zu entwerfen, worin wir ihn unserer Ergebenheit und Treue versichern. Die Bürger von Wolkenkukuksheim werden deßhalb eingeladen sich nächsten Sonntag Nachmittags 4 Uhr im Lokal des Herrn Gastwirth Fröhlich einzufinden, um über den Entwurf einer solchen zu berathen."

Obgleich Herr Schweitzer auf diese Weise zuerst die Bürgerschaft zu gemeinsamem Handeln aufgefordert, wurde er doch nicht in das Comite gewählt, welches sich zum Schutze der Stadt und zur Aufrechthaltung der Ordnung gebildet hatte. Diese Vernachlässigung kränkte ihn schwer und machte, daß er auf das Genaueste alle Handlungen der neuen Behörde überwachte und es niemals an Rügen im Kreisblatte fehlen ließ. Da von seinem Vater, der, wie schon erwähnt, den Kartoffelschälerfeldzug nach Lyon mitgemacht hatte, etwas kriege-

rischer Sinn auf ihn übergegangen war, und da er dessen Büchse und Säbel ererbt hatte, so wandte er sein Hauptaugenmerk der Volksbewaffnung zu. Er regte zumal die untere Klasse der Bürgerschaft auf, so daß diese immer drohender Waffen begehrte: zu welchem Zweck freilich, das war Niemandem recht klar.

„Hat das Comite vergessen, daß es die Volksbewaffnung ins Leben führen soll? Glaubt es seiner Bestimmung zu genügen, wenn es einige Betrunkene zur Ruhe bringt und den Rath achtbarer Bürger nicht einmal anhört!?"

So lautete der Refrain all seiner Reden und Inserate. Vergebens bemühte sich die Gegenpartei, ihn zum Schweigen zu bringen. Vergebens ermahnte man ihn, er möge sich lediglich um sein Hauswesen bekümmern und nicht durch Verschwendung von Wein und Essen nach der Ehre streben, der Anführer und Anstifter bürgerlicher Excesse zu sein. Es half nichts. Selbst mit Spott konnte man ihm nicht beikommen.

Wegen seiner Corpulenz und ganzen Erscheinung und wegen seiner Beredtsamkeit ertheilte man ihm den Namen Robert Blum. Es erfolgten nun Artikel, die mit den Worten anfingen: „Das Robert Blumche is nit so dummche." In ihnen suchte man nachzuweisen, daß er nur aus Selbstsucht so gehässig auftrete. Er selbst wurde Wühler und Hetzer und sein Wein Barricaden-

Wein titulirt. Es half Alles nichts. Er verlangte Volksbewaffnung und rückte nun gar mit der Idee heraus, ein Scharfschützencorps zu organisiren, wie es im Jahre 1813 in Luftenburg und zumal in Wolkenkukuksheim der Fall gewesen sei.

Das Sicherheits-Comite oder wie es von den gánz reactionären Gegnern, die schon anfingen sich. hervor zu wagen, damals genannt wurde, die Sicherheits-Komedie mußte endlich nachgeben und mit der Volksbewaffnung sollte Ernst gemacht werden. Nun fehlte es aber an Gewehren. Unter den vermögenderen Bewohnern waren Manche so glücklich, Flinten zu besitzen. Diese sollten sich aber nicht vor den Andern auszeichnen. Man schrieb deßhalb nach Windig, erhielt jedoch von dort zur Antwort, die Gewehre seien schon ausgetheilt und neue seien zwar in Lüttich bestellt, doch würden sie sobald nicht eintreffen.

In dieser Noth fiel man auf die Idee, Lanzen anfertigen zu lassen und diese provisorisch auszutheilen. So geschah es. Compagnien wurden gebildet und die Hauptleute erwählt. Die heilige Ohrfeige hatte, wie man in Wolkenkukuksheim sagte, das Geriß, das heißt, mehrere Abtheilungen wählten sie zum Führer, indem sie dabei an den gefüllten Weinkeller dachten. So wurde ihm das Glück zu Theil, wählen zu dürfen. Von dem Momente seiner Erhebung gehörte er zu denen, welche

eifrig bemüht waren, wirklich Ordnung aufrecht zu erhalten. Seine Schwächen schadeten wenig mehr, aber seine große Gutmüthigkeit, verbunden mit einem rechtlichen, wenn auch wankelmüthigen Sinn leisteten der guten Sache manchen Dienst.

Nur zweimal noch gab er Veranlassung zu allgemeinem Aergerniß, indem ihn die Sucht, es Allen zuvor zu thun, nicht verließ. Zunächst bestellte er für sämmtliche Lanzenträger seiner Compagnie kleine Fähnchen mit den Farben Luftenburgs. Diese wurden unter der Spitze der Lanzen befestigt und machten nun der Mannschaft ein kindliches Vergnügen. Dadurch wurden aber viele Wehrmänner der anderen Abtheilungen neidisch und verlangten nun auch Fähnchen an ihre Lanzen, indem sie erklärten, daß sie sonst nicht mehr mit ausmarschiren würden. Nur mit Mühe konnte man die stürmischen Gemüther beruhigen.

Bei den Fähnchen ließ es aber die heilige Ohrfeige nicht bewenden. Bald darauf erschien ein Artikel im Kreisblatt, in dem es hieß:

„Werden die Wolkenkukuksheimer Damen den Windigern nachahmen in Angelegenheit der Bürgergardsfahne?“

Damit war deutlich darauf hingewiesen, daß eine Stadtfahne gestickt werden müsse, und zwar von den Bürgerinnen Wolkenkukuksheims. Alsbald trat auch ein

weibliches Comite zusammen, Präsidentinnen und Vicepräsidentinnen wurden gewählt, aber die Frau Schweitzer erhielt keinen Rang. Die Dame, welcher man die Oberleitung in der patriotischen Angelegenheit anvertraut hatte, war zufällig keine Wolkenkukuksheimerin und alsbald brach daher ein Kampf gegen die Fremde und Ausländerin los. Sie war aber eine Ausländerin etwa wie eine Offenbacherin, welche seit Jahren in Frankfurt wohnt, es sein würde. Da sie nicht Veranlassung zu Streitigkeiten geben wollte, erklärte sie ihren Rücktritt, machte aber zugleich der Frau Schweitzer einen jener im Jahre 1848 alltäglichen politischen Besuche. Dies wirkte. Von dem Tage an war sie eine geborene Wolkenkukuksheimerin.

Bei all' dem befangenen Ernst, mit welchem Herr Hauptmann Schweitzer solche städtische und Luftenburger Angelegenheiten betrieb, ging ihm der Spürsinn für Spott und Hohn doch nicht ganz verloren. Nur war seine Eitelkeit zu mächtig, als daß er sich je klar geworden wäre, in welcher Weise ihn Viele benutzten. Bei seinen Spaziergängen an dem Ufer des See's wurde er häufig von Bewohnern der Nachbarorte angeredet. Dann hieß es oft:

„Guten Tag, Herr Major? Wollen Sie ein bischen spazieren gehen, Herr Major?"

„Gelt, Lumpenkerl, du willst einmal saufen?

Komm nur mit, dich kenn' ich schon," lautete die Antwort.

„Aber Herr Major — —"

„Kein Wort mehr gesprochen, komm mit, sag ich, ich kenne dich, du Spitzbub."

Richtig wurde der Schmeichler mitgenommen, obschon die heilige Ohrfeige wußte, weßhalb dieser ihn um einen Grad erhöhe. Die Schimpfwörter aber, mit welchen er bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten höchst freigebig war, zeigten von Herablassung und cordialem Wohlwollen.

Eine große Rolle spielte der Wirth zum goldnen Engel bei der Bürgermeisterwahl. Er war mit Leib und Leben für „den alten Herrn", von dem ihn alle Pfaffen und Piusse der ganzen Welt nicht abbringen sollten. Unter „Piusse" verstand die heilige Ohrfeige alle die, welche zu dem religiösen resp. Piusverein gehörten, der sich im Gegensatze zu dem demokratischen Verein in dem Städtchen gebildet hatte und an dessen Spitze die Geistlichkeit stand. Schon mehrere Wochen vor der Wahl war er bei allen seinen Verwandten und näheren Bekannten herumgepilgert und hatte sie auszuforschen und zu stimmen gesucht. Da er nur auf die arme und dürftige Klasse der Bevölkerung Einfluß ausüben und doch unmöglich in allen Häusern herumpilgern konnte, auch dem, was man ihm in's Gesicht

sagte, nicht ganz traute, so hatte er, je näher die Wahl heranrückte, seine Spione, die ihm auskundschaften und bestechen oder, wie das Volk sagte, werben mußten.

Diese erwartete er an einem kalten Decembertage, indem er, die eine Hand in der Tasche des Schlafrockes, die andere an der Pfeife, unruhig in dem leeren, geräumigen Wirthszimmer auf und ab ging.

„Steck das Licht an und hock dich nicht hin, als wenn du angefroren wärst,“ sagte er nach einer Pause zu einem Jungen, der auf einem Stuhl am Ofen kauerte und wartete, ob Jemand käme, um einen Schoppen zu trinken.

Dieser stand auf, stolperte über den großen schönen Hund, der vor dem Ofen lag, und trat auf ihn, so daß er kläglich an zu heulen fing.

Der Junge, wohl wissend, was ihm bevorstand, suchte so schnell als möglich in die Küche zu kommen und schüttete der Magd sein Herz aus.

„Ich möcht' nur wissen, wozu der Dicksack den Hund hält, der einem den ganzen Tag in den Füßen liegt,“ sagte er.

„Wozu,“ erwiederte die Magd, „um seine Anschläg' zu fressen. Der und die Madame könnten noch drei brauchen und sie hätten alle zu thun.“

„Wo bleibt das Licht?“ rief die Stimme des Engel-Wirthes. Rasch beeilte sich der jugendliche Kellner hinein zu kommen. Glücklicher Weise traten zugleich

mit ihm zwei Personen in's Zimmer und lenkten den Zorn des Herrn ab.

Dem Einen von den Angekommenen schenkte Herr Schweitzer wenig Aufmerksamkeit, zu dem Anderen aber sagte er: „Sieh' einmal da, der Jakob Schneider. Was ist denn in deiner Schmied vorgefallen, daß du einmal zu mir kommst?"

„Man wird doch einmal kommen dürfen" — erwiederte der Angeredete — „einen Schoppen will ich stechen und dann heimgehen."

„Warum gehst du denn nicht zum Piuswirth, zu dem Schiefer? Gelt! der fängt an und thut Euch zu viel gebenedeit Wasser aus dem Brunnen an der krummen Gass' in den Wein und da schmeckt Eurem gottesfürchtigen Maul doch der Barrikadenwein noch besser! Aber wenn's die dick' Heiligkeit drüben im Pfarrhaus erfährt, daß du bei mir warst, dann wird deine Frau in der Beicht' vorgenommen."

„Wenn's nur in der Beicht' geschieht," fiel hier der Andere, welcher mit dem Schmied gekommen war, ein, „dann hat's nichts zu sagen. Aber, Herr Hauptmann, bekomme ich denn heut' nichts?"

Der Schmied und der Hauptmann wollten antworten, als abermals zwei Gäste eintraten, von denen der eine seine kleine Figur in einen großen Mantel gesteckt hatte. Kaum war er unter der Thüre sichtbar

geworden, als die drei im Zimmer einstimmig ausriefen:

„Ei — der Ravazoli, der Ravazoli.“

„Nun ja, der Ravazoli,“ erwiederte dieser, „und der Gerichtsdiener auch, der mit ihm kommt und der Herr Hauptmann Schweitzer und der Schmied Schneider und der Gärtner Bausch, die schon da sind. Was ist denn an mir so Merkwürdiges, daß so geschrieen wird?“

„Der fragt auch noch, was an ihm Merkwürdiges ist,“ sagte die heilige Ohrfeige, „der ganze Kerl ist eine Merkwürdigkeit!“

Darin hatte nun der Engel-Wirth recht. Ueberhaupt befanden sich in diesem Augenblicke seltsame Originale in dem Wirthszimmer. Der Schmied Schneider war ein ruhiger, braver, etwas beschränkter Bürger. Seine Frau hatte im Haus die Hosen an und er folgte willig ihren Geboten. Er arbeitete fleißig und versäumte nie die Kirche, auch hatte er es bis zum Mitvorstand des Piusvereins gebracht und durfte häufig bei Processionen eine der Himmelsstangen tragen, also in nächster Nähe des Geistlichen und Allerheiligsten wandeln. So stark wie der Schmied Schneider im Glauben, so stark war der Gärtner Bausch im Diebstahl. Er war ein tüchtiger Arbeiter, wußte die Bäume zu stutzen und den Garten in gehöriger Ordnung zu hal-

ten. Da er aber seine Einnahme vertrank, so suchte er die Familie durch mehr oder minder offen getriebene Spitzbübereien zu ernähren. So bewandert und kunstvoll er sich auch dabei anstellte, das Geschäft war nicht einträglich genug und die Noth hatte ihn schon mehrmals getrieben, Versuche zu machen, sich zu erhängen. Er hatte diese gefährlichen Experimente aber immer so glücklich und öffentlich angestellt, daß er jedes Mal abgeschnitten, gerettet und unterstützt wurde. Beinahe schien es, als wollte er aus den Selbstmordversuchen ein Geschäft machen und sie als Metier betreiben, als plötzlich das Jahr 1848 seinem Hang zum Hängen ein Ende machte und er einsah, daß er seinen Beruf auf Erden noch nicht ganz erfüllt und noch nicht alle, ihm von dem Schicksale bestimmten Flaschen ausgetrunken habe. Er war für diejenige Partei, welche, wie er sich auszudrücken pflegte, am meisten „blechte". Als Glaubensgrundsatz stellte er, so oft man ihn fragte, auf: er glaube, daß sechs Pfund Rindfleisch eine gute Suppe geben.

Aehnlich mochte es mit der Religion des Gerichtsdieners beschaffen sein. Dieser arme Mann befand sich in einer höchst fatalen Situation, aus der er sich nicht heraus zu arbeiten vermochte, so sehr er sich auch abmühte. Er konnte es Niemand recht machen. Hielt er es offen mit der freigesinnten Partei, so verlor er sei-

nen Dienst, sobald der Bürgermeister, welchen die Piusse aufstellten, gewählt wurde. Neigte er sich zu den Frommen, so drohte ihm bei dem Sieg der Demokraten ein ähnliches Schicksal. Als kluger Mann suchte er es auf Anrathen seiner noch klügeren Frau, mit beiden Parteien zu halten, und verfuhr dabei so diplomatisch, daß er zuletzt Aussicht hatte, in jedem Fall, wohin auch der Sieg sich neige, abgesetzt zu werden. An diesem Abend verfolgte ihn ein schweres Mißgeschick. Er war dem Ravazoli begegnet und dieser hatte ihn aufgefordert, mit zur heiligen Ohrfeige zu gehen. Als er aber eintrat und den Vorstand des Piusvereins erblickte, stellte er vergebliche Versuche an, sich unsichtbar zu machen. Es half nichts, er mußte bleiben und nur besonnenes Reden konnte ihn retten. Aber wer kann besonnen sprechen, wenn ein Ravazoli in der Gesellschaft ist.

Karl Ravazoli stammte aus einer alt-italienischen Familie, von der er selbst nichts anzugeben wußte, und war seines Geschäftes ein Damenschneider. Vor acht Jahren hatte er sich in Wolkenkukuksheim niedergelassen und erregte damals ein allgemeines Staunen durch seine seltsame Figur. Er war klein und dürr, hatte Beine, für welche das Wort krumm ungenügend war, einen dicken, mit wolligem Haar wild bewachsenen Kopf und außerordentlich listige graue Augen. Er bekam alsbald Kundschaft durch seine seltsame Gestalt. Wo

er hinkam, erheiterte er freiwillig und unfreiwillig die Gesellschaft durch seine Lügen und Eigenheiten. Anfangs ließ man wirklich Kleider bei ihm machen, da er aber die meisten nicht schnitt, sondern verschnitt, so wurde er nach und nach zum Flickschneider degradirt und die jungen Herrn, die sich höchlichst an ihm ergötzten, ließen ihn von Zeit zu Zeit kommen, damit er ihre Kleider in Ordnung halte. Dabei wußte er sehr geschickt die Frühstückszeit und die des Mittagsessens einzuhalten und ging nie fort, ohne etwas, wie er sagte, für sein Jüngstes mitzunehmen. Sein Jüngstes war und blieb er aber immer selbst, obgleich er drei Kinder hatte. So seltsam es klingen mag, der Damenschneider führte, nachdem er sich ein halbes Jahr in Wolkenkukuksheim aufgehalten hatte, ein hübsches Mädchen als Frau in sein Haus. Sie hatte freilich nicht den Kobold Ravazoli, sondern den Damenschneider, der zu den ersten Frauen der Stadt kam, geheirathet und konnte nicht ahnen, daß ihrem Manne so bald in des Wortes wörtlichster Bedeutung der Zwirn ausgehen werde. Auch von der Art und Weise, wie so ein kleiner Knirps die Elle handhaben könne, hatte sie noch keinen Begriff. Bald nach der Hochzeit aber stellten sich die Begriffe reichlich bei Rosina Ravazoli ein.

So seltsam beschaffen war die kleine Versammlung in der Wirthsstube des goldenen Engels.

Ravazoli hatte sich eben bemüht, seinen hohen, schwarzen, abgeschabten Hut an das Gehäng zu bringen, und machte nun mit dem Mantel ähnliche Uebungen. Während er sich noch streckte sagte der Schmied:

„Hör', Ravazoli, bei der vielen freien Zeit, die du hast, würd' ich doch auch einmal ein bischen auf's Wachsen verwenden.“

„Warum gehst du nur immer in dem Mantel?“ fiel der Gärtner Bausch ein. „Sogar morgens wenn er seine Geis melken geht, hat er ihn an; ich glaub, er ist mit dem Mantel auf die Welt gekommen.“

Alle lachten laut auf, denn es war bekannt, daß Ravazoli manchmal morgens in aller Frühe in den Geisstall ging, der sich in der Wohnung seiner Schwiegermutter befand und in dem ein armes Thier eingesperrt war, das immer gemolken wurde und selten zu fressen bekam und das deßhalb, sobald Ravazoli mit seiner Frau sich im Stalle blicken ließ, instinktiv verzweiflungsvolle Sprünge an den Wänden in die Höhe machte, um seinem Schicksal zu entgehen. Aber der Schneider wußte die Geis zu bändigen. Die Anspielungen jedoch auf die Mägdebeschäftigung, welche er häufig für seine Frau, wenn diese unwohl oder in der Arbeit war, verrichten mußte, konnte er nicht ertragen. Auch wurde er nicht gerne bei solchen Gelegenheiten ge-

sehen, weßhalb er in der That seinen Kübel unter dem Mantel zu verbergen pflegte. — —

Als Ravazoli auf diese Weise an seiner Ehre angegriffen wurde, überging er die Geis mit Stillschweigen und erwiederte nur: „Weßhalb ich den Mantel anziehe, das ist klar; es ist ja eine Kälte, daß einem die Nas' an der Bettdecke anfriert." Dann fügte er rasch hinzu, um dem Gespräch eine andere, für ihn weniger peinliche Wendung zu geben: „Haben Sie es schon gehört, Herr Hauptmann, der Doctor Wehrheim kommt auch von Windig, um bei der Bürgermeisterwahl zu sein. Eben hat mir's der Müller gesagt." Dabei deutete er auf den Gerichtsdiener. „Es ist wahr," erwiederte dieser, „er wird schon morgen im Rathhaus erwartet. Sein Bruder, der Herr Amtsactuar, hat mir's gesagt und der Herr Bürgermeister auch."

„Der hätt' gescheidter dran gethan, wenn er in Windig geblieben wäre," ergriff der Schmied Schneider das Wort, „denn er bringt seinem Vater keine Stimm' zu, ist aber vielleicht Schuld, daß Viele, die ihm ihre Stimm' gegeben hätten, sie ihm jetzt nicht geben."

„Warum denn, sag' ich, warum denn?" fuhr der Engel=Wirth auf, „das ist ein recht braver, gescheidter junger Mann, der mehr Verstand hat, als euer ganzer Verein zusammen genommen, der seine zwölf Sprachen kann — —"

„Ja, und wenn er eine davon reden soll, spricht er die dreizehnte, die Niemand versteht,“ warf der Gärtner Bausch hinein. Diese boshafte Bemerkung benutzte Ravazoli, um seinem Nachbar, der ihn mit dem Mantel und der Geis aufgezogen hatte, mit Zinsen heim zu zahlen. „Ich weiß, warum du ihn nicht leiden magst,“ fing er an, nachdem er das Glas nach einem tüchtigen Schluck niedersetzte, „er ist dir auf die Spur gekommen, wie du die Maulwürfe fängst und die Hosen wendest.“

Hier wurde Ravazoli durch einen Fluch und einen unerwarteten Angriff von Seiten des Gärtners gestört.

Der Hauptmann jedoch befahl ihm, den Schneider los zu lassen, sonst werde er ihn hinausschmeißen. Der Gärtner, welcher an Schimpf und Schande gewöhnt war, fügte sich und Ravazoli erzählte nun eine Geschichte, die der Wahrheit ziemlich nahe kam. Nach dieser Erzählung wurde von vielen Gartenbesitzern ein Preis von 6 Kreuzern auf jeden todten Maulwurf gesetzt. Wenn nun der Bausch das Glück hatte, einen zu fangen, so ging er zu all denen, welche den Preis ausgesetzt hatten, und zeigte das Exemplar vor. Da er aber nicht an einem Tage in allen Gärten arbeitete, so hatte er große Mühe, um den Maulwurf annähernd frisch zu erhalten und es kam häufig vor, daß er sich, um den Ausdruck Ravazolis zu gebrauchen, „mit einem

alten verreckten Aas" einstellte. Bei einer solchen Gelegenheit hatte ihn der junge Doctor Wehrheim schön heimgeschickt.

Noch schlimmer für die Redlichkeit des Gärtners lautete die andere Erzählung.

Darnach war er, als alle Künste, Obst zum Garten hinaus und in die Hände seiner, an der Mauer lauernden Kinder zu bringen, sich als vergeblich erwiesen hatten, auf die glückliche Idee gefallen, denen, welche sich zur Aufsicht im Garten befanden, zu sagen: Er müsse einmal die Hosen wenden. Dieser zarte Ausdruck für ein unzartes Beginnen hatte aber bei Gelegenheit die Aufmerksamkeit des jungen Herrn erregt, er folgte ihm und überzeugte sich zu seinem höchsten Ergötzen, was zum Vorschein kam, wenn der Gärtner Bausch die Hosen wenden mußte. Der schwer Angeklagte hörte ruhig mit an, wie Ravazoli mit großer Anschaulichkeit und giftigen Farben ausmalte und sagte nur bei dem Schluß der Erzählung:

„Warum nehmen sie mich denn all, dich sieht kein Mensch mehr in den Häusern, in die ich noch jeden Tag komme."

Der Hauptmann Schweitzer suchte dem Streite ein Ende zu machen, indem er sagte: „Schneider, du hast ein bitterbös Maul. Es ist gut, daß du nicht viel hinein bekommst. Jetzt ist dein Schoppen schon wie-

der leer. Ich glaube, für dich ist eine Flasche Wein, was ein Tropfen Wasser für heiße Kohlen."

„Wenn ich deine Frau wäre," fiel der Gärtner ein, der nicht schweigen konnte, „ich hätt' dich nicht genommen und wenn ich ganz allein mit dir auf der Welt gewesen wär. Ich glaub' überhaupt, wenn unser Herrgott wüßt', daß du ein Mann sein willst, er würd' drauf schlagen."

Nach diesen Worten bat der Schmied Schneider sich aus, indem er noch einen Schoppen bestellte, daß man die gemeinen Reden lassen solle. Nichts destoweniger mußte der Damenschneider noch in Bezug auf seine Frau hinzusetzen, daß er ganz andere hätte bekommen können und wenn er Geld gehabt hätte, würde er für jede Hand sechs gefunden haben.

Die für die Frauen nicht eben schmeichelhaften Worte des Schneiders brachten den Gerichtsdiener Müller zu der Bemerkung: „Ich möchte nur wissen, ob der alte Herr Schloßer dem Doctor Wehrheim seine Tochter noch gibt; denn die zwei haben's mit einander, das laß ich mir nicht ausreden. Heut in aller Frühe war sie schon bei der Frau Actuar Wehrheim, da wird sie von seiner Schwägerin erfahren haben, daß er morgen kommt."

„So viel weiß ich," meinte der Gärtner Bausch, „wenn er sie auch nicht bekommt, in den See springt

er nicht und den Marktbrunnen braucht man ihm auch nicht mit Brettern zuzulegen. Er thut sich kein Leids an."

„Es ist ein schlechter, gottloser Mensch," meinte der Schmied, „der hat mehr Liebschaften gehabt, als er Jahr' alt ist, und immer hat er sich die rechtschaffensten Mädchen ausgesucht."

„Das ist aber unbezahlbar," lachte die heilige Ohrfeige, „jetzt soll er noch gar ein schlechter Mensch sein, weil er Geschmack hat und sich die rechtschaffenen heraussucht. Hör', wenn das die Schlechten sind, dann ist's ein traurig Ding, ein Guter zu sein."

Indem sie noch so redeten kam die Frau Hauptmann Schweitzer herein und rief ihrem Mann, er möge einmal hinauf kommen. Sie drückte sich in sehr gewählten, feinen hochdeutschen Worten aus, die freilich mit ihrer ganzen Art zu sein und mit dem, was nun der würdige Gemahl that, in großem Widerspruch standen.

Dieser hielt nämlich seine Gattin noch an der Thüre fest und wandte sich, indem er ihr mit der einen Hand zärtlich an das Kinn griff, mit den Worten zu der Gesellschaft:

„Jetzt betrachtet Euch die einmal, sieht man dem Lumpenmensch an, daß sie mir achtzigtausend Gulden mit in die Ehe gebracht hat?"

Nachdem er dies gesprochen und seine Frau ein lächelndes, bescheiden stolzes Gesicht gemacht hatte, schloß sich die Thüre. Kaum waren sie fort, als der Gärtner Bausch begann:

„Achtzigtausend Gulden, vorgestern hat er sechzigtausend gesagt.“

„Und morgen wird er hunderttausend sagen,“ fuhr der Schmied fort, „der schüttelt die Tausend' aus dem Aermel heraus.“

„Er hat eine geübte Zunge,“ meinte der Gerichtsdiener Müller, als er sah, daß Alle gegen die heilige Ohrfeige sprachen, „aber seine Frau ist auch gut zu Fuß unter der Nas', wenn sie von ihrer Erbschaft spricht.“

„Die kennt man gar nicht mehr, bei der hat vor Stolz das Gehen aufgehört, — die schwebt,“ sagte der Damenschneider.

„Ueber ihr Bett hat sie sich jetzt,“ fuhr der Gärtner fort, „so ein Ding mit Schlinggewächsen aufhängen lassen und über dem ist ein weiß Engelchen von Gyps. Das muß sich fein ausnehmen, wenn der Dickbauch im Bett liegt und das Engelchen auf ihn herunter sieht.“

Hier wurden sie in ihren Gesprächen unterbrochen, die heilige Ohrfeige trat wieder ein. Zu gleicher Zeit erhob sich der Schmied Schneider, um fort zu gehen.

Dies war aber dem Engel-Wirth nicht gelegen, denn die Hauptfrage hatte er im Gespräche noch nicht berührt. Er beeilte sich daher, auf das eigentliche Thema zu kommen, und sagte: „Also Ihr wollt wirklich den Alten nicht mehr, Ihr wollt den Metzger Schlimm zum Bürgermeister haben und mit ihm die ganze Verwandtschaft. Der hat auch schon so einen ansprechenden Namen und weiß, wie man die Ochsen abmuckt. Da wird's zu thun geben in der Gemeinde."

„Seid still," erwiederte der Schmied Schneider, „wenn er gewählt ist, dann seid Ihr auch nicht der Letzte, der zu ihm kommt auf's Rathhaus."

„Ich zu ihm kommen," meinte der würdige Hauptmann, indem er seinen Gast bald mit Sie, bald mit Du, bald mit Er anredete, „da kennst du mich schlecht. Wenn die Piusse siegen und der Schlimm an's Ruder kommt und ich den Fuß in's Rathhaus setz', um ihm zu gratuliren, dann soll unser Herrgott mich gleich dem Teufel zum Neu-Jahr in die Hölle schicken."

„Das wär ein fetter Braten," flüsterte der Ravazoli dem Gerichtsdiener Müller zu, „da hätt' der Satan was zu knuspern."

„Es wird ihm auch einerlei sein," sagte der Schmied, indem er die Klinke in die Hand nahm und fortgehen wollte, „ob Ihr kommt oder ob Ihr nicht kommt."

„So," begann Herr Hauptmann Schweitzer rasch,

weil er fürchtete, der Schmied könne ihm entgehen, bevor er seine Hauptgründe gegen die Wahl des frommen Metzger Schlimm vorgebracht habe, „so, Euerm künftigen Bürgermeister ist einerlei, was ein rechtschaffener Bürgersmann, der dazu noch Hauptmann von der Stadtwehr ist, von ihm denkt? Da bleibst du noch einen Augenblick und machst die Thür wieder zu. Das ist keine Art, fortzulaufen und sich die Ohren zuzuhalten, wenn die Leut' Gründ' vorbringen. Das sag ich dir und Euch All. Wenn Ihr den nehmt, dann habt Ihr den ganzen Marktplatz und die krumm' Gass' zum Bürgermeister. Dann muß man ein neues Rathhaus bauen, um die Leut' aufzunehmen. Da wird das Settche kommen und das Liesche und das Gretche und der Hannese-Vetter und die Katherine-Bas' und der gebenedeit Wasser-Weinwirth aus der krumm Gass', der Schiefer, der Annoncenmacher und Pasquillenpräsident. Die werden Euch All hineingucken, werden wissen, was Ihr für Hypotheken aufgenommen habt, wer Euch verklagt und was Ihr Euch für Rath habt holen wollen. Unserer, das ist ein erprobter verschwiegener Mann, der vierundzwanzig Jahr die Gemeind' in's Blühen gebracht hat und keine verzweigte Base und Vetterschaft mitbringt."

An dieser Stelle seiner Rede holte der dicke Wirth Athem. Er hatte sich drohend an der Thüre aufge-

pflanzt und hätte jeden Versuch fortzugehen, bevor er seine Hauptgründe angebracht, sicher verhindert. Die momentane Ermattung benutzte der Schmied Schneider, indem er die Thüre aufmachte und sagte: „Ich hab's nicht glauben wollen, daß Ihr so grob gegen Euere Gäste wäret; ich hab Euch gestern noch vertheidigt. Jetzt aber komm ich Euch nicht mehr über die Schwell."

Als er dies gesprochen, ging er hinaus. Die heilige Ohrfeige gönnte dem Gegner das letzte Wort nicht. Rasch machte sie die Thüre auf und rief dem weggehenden Schmied nach: „Du bist freilich ein höflicher Mann, das hat deine Rechnung bewiesen, die du dem Fürsten nach Luftenburg geschickt hast. Die hat dem ganzen Land Freud' gemacht."

Ein härteres Wort hätte der Engel-Wirth dem Schmied Schneider nicht nachrufen können. Das konnte man abnehmen an der Eile, mit welcher sich dieser entfernte, und am Gelächter, mit dem die Bemerkung in der Wirthsstube begrüßt wurde. Der Hohn bezog sich auf eine seltsame Rechnung, die der beschränkte Schmied in der That ausgestellt hatte.

Seiner Gewohnheit gemäß brachte nämlich der Fürst von Luftenburg auch im Jahre 1847 den Spätsommer und die Herbstmonate in Wolkenkukuksheim zu. Wie gewöhnlich hatte der Schmied Schneider die Pferde zu

beschlagen und an den Wagenrädern mancherlei auszubessern. Dafür erhielt er von dem Hofmarschall jedes Mal seinen Lohn. Nun waren aber im letzten Jahre zwei Pferde des Fürsten länger als die Herrschaften selbst in Wolkenkukuksheim geblieben und nachdem er seinen Lohn schon bekommen hatte, mußte er diese noch einmal beschlagen. Unglücklicher Weise vergaß er, sich von dem Reitknechte, der die Pferde abholte, bezahlen zu lassen. Nun wollte er sein Geld nicht verlieren und wußte doch auch nicht, wie er dazu kommen sollte. Da sagte ihm ein witziger boshafter Kopf, er müsse seine Rechnung aufsetzen und diese an den Fürsten selbst adressiren. Also sei es in Windig, in der Residenzstadt Sitte. Der arme Schmied ließ sich überreden und schickte an den regierenden Herrn von Luftenburg, Caspar den Zweiundsechzigsten, eine Rechnung ab, in welcher ihm zum Ergötzen des Fürsten seine übertriebene Höflichkeit einen bösen Streich spielte. Der Inhalt der Rechnung lautete nämlich:

„Unserm Durchlauchtigsten Fürsten, gnädigsten Landesvater und Herrn zwei Hufeisen abgerissen und wieder angeschlagen. 36 kr.“

Vom Hofe verbreitete sich die heitere Forderung in der Residenz und von da im ganzen Fürstenthum Luftenburg, zumal aber in Wolkenkukuksheim.

Daß dies den Schmied Schneider schwer kränkte, ist leicht zu begreifen. In dem Augenblicke triumphirte aber der Wirth zum goldenen Engel, daß sich sein Gedächtniß zur rechten Zeit treu erwiesen hatte. Indem er in's Zimmer zurücktrat, sagte er:

„Jetzt muß tüchtig geschafft werden; Stimmzettel muß man austheilen. Der Giseke hat schon mehr als hundert geschrieben. Die müssen all' vertheilt werden."

„Geben Sie mir die Zettel, Herr Hauptmann," sagte der Gärtner Bausch, „ich bringe sie all' unter."

„Du bist der rechte Unterbringer," erwiederte die heilige Ohrfeige, „du bringst sie unter, wenn du die Hosen wendest. Das können andere Leute auch, dazu brauchen wir dich nicht. Jetzt aber auf. An Euch drei ist nichts zu verdienen. Ich muß noch einmal fort und da könnt Ihr auch gehn. Ich muß noch auf's Kreisblatt. Der Piushauptmann, der heut' Morgen mit seiner Compagnie exerciren sollt' und nicht gekommen ist, muß seine Pümps haben."

Herr Schweitzer, dem, als ihm seine Frau rief, der Doctor Giseke ein Blatt eingehändigt hatte, trat nun mit diesem Scriptum in später Abendstunde noch den Weg nach dem Hause des Kreisblattverlegers an. Auf seinem in der Rocktasche gut geborgenen Papiere war aber zu lesen:

Leise Anfrage!

„Was hat die Mannschaft einer Compagnie zu thun, wenn sie auf halb acht Uhr morgens commandirt ist und dem ersten Hauptmann das Wetter zum Ausrücken zu schlecht ist?“ — „Nota bene die donnernde Antwort folgt das nächste Mal.“ —

Drittes Kapitel.

Motto:

Heil dem Weib, das daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihm zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihm sind wie die Stunden des Tages,
Daß es sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf es der Tugenden viele!

Goethe.

Der Gerichtsdiener Müller war gut unterrichtet, als er dem Ravazoli mittheilte, daß der Doctor Wehrheim von Windig erwartet würde, um bei der Wahl in Wolkenkukuksheim gegenwärtig zu sein. Auch wenn die Eltern nicht so dringend geschrieben hätten, er möge ihnen in den Tagen der Aufregung zur Seite stehen, wäre er doch gekommen, da er zu seinem eigenen hohen Glück sich die kindliche Pietät gewahrt hatte und es ihm Bedürfniß war, das schönste und heiligste Fest des Jahres bei seinen alten würdigen Eltern zuzubringen. Diesmal erhielten aber die Weihnachtstage

eine Bedeutung, die sie sonst nicht gehabt hatten. Sie sollten entscheidend auf das Leben der Eltern und des jungen Mannes einwirken.

Die vielen sich kreuzenden Gedanken, welche in der Brust des Doctor Eduard Wehrheim auf und niederstiegen, brachten ihn zu dem Entschluß, den Weg von Windig nach Wolkenkukuksheim zu Fuß zurück zu legen und auf der Wanderung durch die Winterlandschaft die Vergangenheit an dem Auge des Geistes vorübergleiten zu lassen, um aus ihr Hoffnung und guten Muth für die Zukunft zu gewinnen. Der junge Advocat wußte sehr wohl, daß ein solcher Marsch in der frischen freien Natur den Trübsinn nicht aufkommen läßt, dagegen alle schlummernden Kräfte zu neuer gesunder Thätigkeit wach ruft. Das Wetter erwies sich günstig und bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Die Natur schien im Jahr 1848 die Menschen zur Unbeständigkeit wahrhaft auffordern zu wollen, so oft wechselte die Witterung. Am Tage vorher hatte eine solche Kälte geherrscht, daß Ravazoli meinte, die Nase werde in der Nacht den Menschen an die Bettdecke anfrieren. Aber gerade in dieser Nacht hatte sich die Wetterfahne gedreht und der Himmel getrübt. Ein leichter Wind wehte von Westen und verkündete Thauwetter.

Der junge Mann, welcher sein Gepäck der Post übergeben hatte, schritt rüstig voran auf dem Wege,

der ihn in einer Stunde zum See und von da in vier Stunden nach Wolkenkukuksheim bringen sollte. Obgleich die kritische Lage der Eltern vollständig hinreichte, den Geist zu beschäftigen, so weilten doch zunächst seine Gedanken bei dem eigenen Leben und der Zukunft, die er sich in der Residenz Windig zu begründen hoffte. Als in den Märztagen alle Verhältnisse in der Hauptstadt erschüttert worden waren, entfaltete der junge Advocat, der schon früher der Regierung mißliebig gewesen, eine Beredtsamkeit, die durch die Wahl in die Deputirtenkammer von Seiten des Volkes, dessen Interesse er vertrat, belohnt wurde. Als Abgeordneter gehörte Doctor Wehrheim der Linken an und seine leidenschaftlichen und beißenden Reden zogen ihm den Groll der Partei zu, die sich zu Ende des Jahres 1848 immer kühner hervorwagte und der ohne Zweifel die Zukunft auf lange Zeit wieder angehörte. Von dieser Gesellschaft hatte er das Schlimmste zu erwarten und von Tag zu Tag erhielt er mehr Gewißheit, daß seine Existenz zu gleicher Zeit mit der seines Vaters gefährdet sei. Sein heißer, glühender Wunsch, als thätiger und begabter Mann für das Wohl seines kleinen geliebten Vaterlandes nach Kräften zu wirken, wurde offenbar nicht erfüllt. Um desto mehr klammerte er sich nach der raschen Enttäuschung an das an, was er nächst der Vaterlandsliebe als heiligstes in seinem Herzen ver-

schloß. In dem Tumult und der fieberhaften Aufregung der politischen Bewegung schien er mitunter ganz zu vergessen, daß ein anderes jugendliches Leben sich fest und untrennbar an ihn angeschlossen hatte, mit leidenschaftlicher Verehrung und Liebe an ihm hing und nur in seinem Glück das eigene suchte und fand.

Als sich aber allmälig der politische Taumel legte und die patriotischen Ideen sich nicht verwirklichen wollten, trat die Liebe wieder in ihr altes Recht ein. Mit Sehnsucht erwartete er jeden Brief aus der Heimath. Leider lauteten aber die Nachrichten von Woche zu Woche ungünstiger. Die Lage der Eltern war schwankend und unsicher und die Situation, in welcher sich seine Braut befand, trübe und niederdrückend. Die jungen Leute hatten sich nach dem schönen Vorbilde Romeos und Juliens ohne Einwilligung der Eltern verlobt und es war zu erwarten, daß der Vater der Braut, der alte Herr Rath Schloßer, dem Capulet der Dichtung an Hartnäckigkeit wenig nachgeben würde. Die Schwierigkeiten, welche sich der Vereinigung der Häuser Wehrheim und Schloßer an und für sich entgegenstellten, wurden noch gesteigert durch das Auftreten des jungen Mannes in der Deputirtenkammer. Die Kluft zwischen dem alten, besonnenen, gut katholischen und streng conservativen Herrn und dem jungen revolutionären, protestantischen und protestirenden Advocaten hatte sich durch die in der

Kammer gehaltenen Reden wesentlich erweitert. Wie diese Kluft auszufüllen sei, damit beschäftigte sich der junge Mann, indem er rüstig über die noch feste Schneebahn voranschritt. Anfangs hatte sich sein Auge getrübt, bald aber übte die frische Luft ihren wohlthätigen Einfluß und er sagte zu sich selbst, 'indem er unwillkürlich die Schritte verdoppelte:

„Es soll, muß und wird mir gut gehen, wie es meinem Bruder gut geht. Schon um der Eltern willen kann es uns Kindern nicht fehlen. In uns werden sie mit belohnt und das haben sie redlich verdient."

Ueber die Frage, ob er es auch verdient habe, suchte er rasch wegzukommen und das Bild und Leben der Eltern stand bald allein vor seinem Geiste. Je mehr er darüber nachdachte, desto lauter und freudiger schlug sein Herz, desto klarer und beruhigender sprach eine Stimme in seinem Innern: „Sie werden nicht unterliegen, solche gerechte und werkthätige Menschenfreundlichkeit kann nicht der Bosheit und dem Fanatismus zum Opfer fallen."

Und in der That mußten Alle, welche den Bürgermeister von Wolkenkukuksheim und seine blasse, immer thätige und immer zum Helfen bereite Frau kannten und an eine schon hier auf Erden sichtbare Gerechtigkeit glaubten, derselben Meinung sein.

Herr Wehrheim, der seit vier und zwanzig Jahren

das Bürgermeisteramt in Ehren verwaltete, war der Sohn eines Dorfschullehrers. Da der Vater nicht Geld genug hatte, um den Knaben studiren zu lassen, und dieser durchaus kein Bauer werden wollte, schickte er ihn nach der Confirmation in die Stadt, wo er durch seine schöne Handschrift alsbald bei einem Advocaten Unterkunft fand. Jeden Morgen pilgerte er nun im Sommer und Winter von dem Dorfe nach Wolkenkukuksheim und schrieb bis zum Mittag, dann ging er zu Tisch, das heißt bei gutem Wetter suchte er sich ein Plätzchen unter dem freien Himmel, zog sein von zu Hause mitgebrachtes Butterbrod aus der Tasche und verzehrte es, indem er Wasser dazu trank. Gewöhnlich setzte er sich auf die Anhöhe vor die Kapelle, wo auch eine Quelle ganz in der Nähe frisch und geschwätzig hervorsprudelte. Von dort aus konnte er bei seinem einfachen Mahle die Stadt und den See überschauen. Im Winter bei schlechtem Wetter aber kehrte er im Wirthshaus zur goldnen Kanne ein und ersetzte dort das Wasser durch Suppe, die ihn immer vier Kreuzer kostete und seine Einnahme wesentlich verminderte. Jeden Abend wanderte er dann gesund und vergnügt längs des See's nach Haus, um am anderen Tage seine Thätigkeit wieder zu beginnen.

Bald aber fand der junge Schreiber durch die Bemühungen seines Vaters eine bessere Stelle. Er wurde

auf dem Amt zur Aushülfe und dann definitiv als Kopist angenommen. Von nun an war es aus mit dem Mittagsmahl vor der Kapelle, dagegen wurde er ständiger Gast in der goldenen Kanne. Zwei Jahre später siedelte er ganz nach Wolkenkukuksheim über und zeichnete sich bald durch seine geordneten Verhältnisse und durch die freundliche Gefälligkeit vor seinen Altersgenossen vortheilhaft aus. Die Frau Wirthin zur goldenen Kanne hatte dem jungen Scribenten eines Mittags, als er mitten im Winter in seinem dünnen Röckchen in's Wirthszimmer trat, scherzhaft zugerufen: „Herr Wehrheim, Sie haben auch einen Rock und einen Gott."

Diese unüberlegten Worte hatten den jungen Mann schwer gekränkt und er hätte den letzten Heller ausgegeben, wenn es nöthig gewesen wäre, um mehr Röcke als Götter zu haben. Seit dieser Zeit verwandte er die größte Sorgfalt auf sein Aeußeres und erschien, während er sonst sparte, stets sehr wohl gekleidet. Durch seine Stellung auf dem Amte konnte er vielen Wolkenkukuksheimern kleine Gefälligkeiten erweisen, in nahe Berührung aber kam er mit der protestantischen Gemeinde. Da keine evangelische Kirche in Wolkenkukuksheim war, so sah sich die kleine Gemeinde genöthigt, die Kirche eines zwei Stunden von der Stadt entfernten, auf einem Berge gelegenen Dorfes zu besuchen. Bei diesen Kirchgängen wurde er als Führer betrachtet und

von den Katholiken scherzweise der Papst genannt. Bald zeigte es sich aber, daß der Papst neben seinen religiösen noch andere, ganz unpäpstliche, weltliche Zwecke verfolgte. In dem luftigen, auf dem Berge gelegenen Pfarrhause war nämlich eine zarte, liebliche Blume zur Freude und Augenweide des Herrn Pfarrers erblüht; — — mit dem blassen Gesichtchen und den schwarzen Haaren und noch schwärzeren Augen ein lebendes Ebenbild der leider so früh verstorbenen Frau Pfarrerin. Der junge Schreiber, der stets nach der Kirche im Pfarrhause einkehrte, dort zu Mittag aß und die Neuigkeiten aus der Stadt mittheilte, hatte bald die Zuneigung des Predigers und das Herz der Tochter gewonnen. An seinem fünfzigsten Geburtstage ertheilte der würdige Geistliche seinen beiden Kindern den Segen und willigte in ihre Verlobung. Ein Jahr später standen sie vor dem festlich geschmückten Altare des Dorfkirchleins und nachdem die Gemeinde ein feierliches Lied gesungen hatte, traute der Pfarrer sein einziges, heißgeliebtes Kind vor Gott und den Menschen dem jungen Mann an und rief den Segen der früh geschiedenen, verklärten Mutter auf das jugendliche Paar herab. Unter Thränen ermahnte er es zur unablässigen Thätigkeit, damit die Achtung der Welt ihm nicht versagt bleibe und das höchste Gut, die Zufriedenheit, in den Herzen einkehre.

Seine Worte fielen auf guten Boden und wurden

treulich befolgt. Es war ihm noch vergönnt zu sehen, wie die jung Verheiratheten in bescheidener Genügsamkeit, sich selbst und Andern zur Freude lebten. Auch ward ihm das Glück zu Theil, zwei Enkelchen selbst zu taufen und zu erleben, daß sein Schwiegersohn einstimmig von dem Gemeinderathe zu Wolkenkukuksheim an die Stelle des verstorbenen Bürgermeisters gewählt und alsbald von der Regierung bestätigt wurde.

Den beiden Knaben aber, von denen der ältere das Ebenbild des Vaters, der jüngere das der Mutter sein sollte, wandten die Eltern ihre ganze Sorge zu. Was dem Vater nicht gelungen war, sollte den Söhnen gelingen. Während der Herr Bürgermeister seine Jugend als Abschreiber auf dem Amte zugebracht hatte, sollten „die Jungen“ Staatsdiener sein und selbst Arbeiten zum Abschreiben geben. Im Hauswesen wurden die strengsten Ersparnisse eingeführt, damit die Kosten auf dem Gymnasium und der Universität gedeckt werden konnten. Die ganze Einnahme wurde auf die Kinder verwandt und das Resultat schien überaus günstig zu sein. Der Aeltere bestand sein Examen vortrefflich, wurde in Wolkenkukuksheim angestellt und heirathete ein Mädchen, das unter den Vornehmen des Städtchens als eine vorzügliche Parthie und ein prächtiges Mädchen bekannt war, von den Geringeren aber als ein „gar braves, sauberes Fräulein“ betrachtet wurde. Der

Jüngere, welcher etwas mehr Sprünge auf der Universität und in seiner kurzen Staatslaufbahn gemacht hatte, befand sich nun auf dem Wege nach der Heimath und dachte darüber nach, wie seine Eltern zum Lohne für das, was sie an den Kindern gethan, durch diese beglückt werden müßten.

In solchen Gedanken war er gekommen bis in die Nähe des Felsen von Wolkenkukuksheim. Drei Stunden hatte er bereits zurückgelegt und obschon es kaum vier Uhr, brach doch der Abend herein und machte die ohnedies düstere Gegend noch unheimlicher. Die Pappeln ragten kahl und gespenstisch von dem Ufer des See's in die Lüfte. Hier und da lag noch Schnee auf den Tannenzweigen, die andern Bäume hatten ihn abgeschüttelt. Der ganze See war verhüllt, der Schnee knisterte unter den Füßen des Wanderers und von Zeit zu Zeit krachte die Eisdecke, welche einen Theil des Wassers überzogen hatte. Alle Sagen vom Felsen von Wolkenkukuksheim tauchten in dem Gedächtniß des jungen Mannes auf. Ein Frost durchrieselte seinen Körper und beflügelte die Schritte. Endlich stand er dicht am Fuße des kolossalen Bergriesen. Gleichsam als wolle er seinen Muth zeigen und als drohe ihm eine wirkliche Gefahr, blieb er stehen und schaute trotzig zu dem Gipfel empor. Nach diesem Beweise von Kühnheit eilte er rasch weiter, bis er plötzlich

in der Ferne die Lichter von Wolkenkukuksheim erblickte. Da legte sich die Aufregung und es war ihm, als müsse er sich niedersetzen und unverwandt nach dem Scheine hinsehen. Er blieb stehen und jene bedenkliche Verlockung, sich im Schnee niederzulassen, von der er so viel gelesen, an die er aber nie geglaubt hatte, kam über ihn. Es war ihm so unendlich wohl, er fühlte Brust und Kopf so frei und die Luft so warm und erquickend. Glücklicherweise spornte ihn die Nähe der Stadt zum weiteren Marsche an. Bald hatte er die ersten Häuser erreicht. Hier schien er zu schwanken, ob er nach dem Inneren der Stadt oder am Ufer des See's entlang gehen sollte. Nachdem er schon einige Schritte nach dem Markt und Kirchplatze zu gemacht hatte, kehrte er plötzlich um und schlug mit verdoppelter Eile eine andere Richtung ein.

Vor einem stattlichen Hause, welches von einem großen Garten umgeben war, stand er still. In einem Zimmer des ersten Stockes brannte eine Lampe hell und klar. Der junge Mann lehnte sich wider das Gegitter des Gartens, um seine heiße Stirn zu kühlen, und schaute mit klopfendem Herzen und zurückgehaltenem Athem nach den beiden erleuchteten Fenstern, ob er nicht eine Gestalt oder den Schatten einer Gestalt im Zimmer erblicken könnte. Aber das Schicksal grollte ihm, wie scharf er auch durch das Dunkel des Abends

seine Blicke nach dem erleuchteten Zimmer warf, er konnte nichts entdecken und eilte beklommen und wie von einer bösen Vorbedeutung getroffen von der Wohnung seiner Braut nach dem väterlichen Hause auf dem Marktplatze nahe bei der Kirche.

Rasch ging es durch den Hof und zunächst, um die Mutter zu überraschen, nach der Küche, in welcher er Licht erblickt hatte. In dem Augenblick aber kam die thätige Frau ihrem Kinde entgegen, in der einen Hand ein kleines Oellämpchen, in der anderen ein Körbchen mit Kartoffeln. Mit einem Ausruf der Freude eilte sie, indem sie den Korb niederstellte, auf ihren Sohn zu, der sie mit den Worten: „Wie geht es, liebe, gute Mutter?" — in seine Arme schloß.

Ohne die Antwort abzuwarten, nahm er den Korb auf und zog sie nach der Wohnstube. Dort saß dicht beim Ofen auf dem Holzkasten der Vater und schaute, indem er aus einer langen Pfeife rauchte, nach dem Feuer, welches, wie man durch das Zugloch der Ofenthüre wahrnehmen konnte, lustig flackerte und ihm, während die Mutter mit dem Lämpchen in der Küche war, das Licht ersetzt hatte. Die Begrüßung war gleich herzlich. Nur bemerkte der junge Mann, daß sein Vater während der letzten fünf Monate sehr gealtert war und daß ihm, was früher niemals vorzu-

kommen pflegte, Thränen in den Augen standen. Auch erschien die kräftige männliche Gestalt gebeugt.

In der That hatten die Wahlumtriebe und die heftigen Angriffe auf seine Person und Familie, vor allem aber die Undankbarkeit Vieler, die er durch mancherlei Wohlthaten an sich gefesselt glaubte, den rechtschaffenen Mann, der von solcher Falschheit keine Ahnung hatte, in tiefster Seele verletzt und an sich und den Andern irre gemacht.

Nach einer qualvollen Minute des Schweigens, während welcher der Friedensengel durch das Zimmer geflogen, sich aber in keines der drei beängstigten Herzen niedergelassen hatte, sagte der junge Doctor Eduard Wehrheim:

„Jetzt vor allen Dingen, Frau Mutter, den Tisch gedeckt und eine recht gute Flasche eigenes Wachsthum aus dem Keller geholt, damit ihr den Vertreter eueres Volkes seinem Stande gemäß bewirthet.“

Dabei zog er den Ueberrock aus und die Mutter, welche sich eine Zeit lang vergebens bemühte, diesen an einen Haken aufzuhängen, sagte: „Was ihr für Schneider in der Residenz haben müßt, nicht einmal eine ordentliche Schlinge nähen sie euch an den Rock, da sind meine, die ich dir angenäht habe, anders.“

„Das ist wahr,“ entgegnete der junge Mann lachend, „die deinen kann ich mir noch ganz bequem,

über den Kopf ziehen, du bist in dieser Hinsicht äußerst verschwenderisch. Sie stehen mir hinten immer zwei Fuß hoch zum Rock heraus und ich fürchte, wenn es in der Residenz wieder zum Hängen kommt, bin ich ein Candidat, der durch die Großmuth seiner Mutter den Strick schon mit sich herumträgt."

Unterdessen hatte die Frau Bürgermeister ein Paar Pantoffeln geholt und sagte:

„Zieh die von deinem Vater an, deine alten habe ich noch nicht herbeigeschafft und es ist auch nicht nöthig, denn der Vater trägt jetzt Filzschuhe."

„Der Vater — Filzschuhe," sagte Doctor Wehrheim rasch, „der abgehärtete Bürgermeister von Wolkenkukuksheim, der seinen Söhnen immer von der früheren, weder körperlich noch geistig verweichlichten Generation erzählte und dem Schlafröcke, Pantoffeln u. s. w. ein Gräuel waren, trägt Filzschuhe, dann muß es in Wahrheit schlimmer mit euch stehen, wie ich dachte."

„Die Generation hat auch bei ihm aufgehört," meinte die Mutter, „er friert. Ich wollte sie ihm zu Weihnachten bescheeren, aber er hat sie schon jetzt bekommen."

„Apropos Weihnachten," fiel der junge Mann ein, „da muß ich euch benachrichtigen, damit ihr keinen trügerischen falschen Hoffnungen Raum gebet: Ich habe

nichts, gar nichts mitgebracht, als mein gutes Herz und meinen alten abgängigen Schlafrock."

„Mit deinem guten Herzen," sagte der Vater, „bist und bleibst du der ewige Schufticus."

Eduard Wehrheim scheute sich vor der Frage nach dem Stande der Wahlangelegenheiten, weil er fürchtete, gleich die ersten Augenblicke nach seiner Ankunft getrübt zu sehen. Als er aber von seiner kleinen Fußreise Bericht erstattete und sich nach dem Befinden seines Bruders und dessen Familie erkundigt hatte, konnte er sich nicht länger bezwingen und sagte:

„Wie steht es denn mit der Wahl? Ich für meinen Theil habe nach Allem, was mir geschrieben und gesagt wurde die Gewißheit, daß der Vater am Dienste bleibt."

„Das würde ich ohne allen Zweifel, wenn die Pfaffen nicht wären," sagte Bürgermeister Wehrheim, indem er aufstand und im Zimmer auf- und abging. „Die aber predigen, die Religion sei in Gefahr und ängstigen die Leute in der Beichte."

„Sie müssen aber doch etwas gegen dich angeben, sie müssen einen Grund haben," entgegnete der junge Mann.

„Den Einen," fiel die Mutter ein, „ist er zu freisinnig und den Andern, den Deutschkatholiken, nicht frei und nicht jung genug. Die wollen einen Bür-

germeister, der ihnen im Feld und im Krieg voranziehen und vielleicht gar die Fahne tragen könnte."

„Lächerlich und abgeschmackt," sagte Doctor Wehrheim, „wie kann man nur auf so hirnverbrannte Gedanken verfallen. Das ist ein rechtes Maulheldenthum. Diese aufgeklärten, modernen Denker mit ihrem mittelaltrigen Bürgermeister würden sich als gewaltige Krieger im Falle der Noth erweisen! Ich möchte dabei sein, wenn es zum Auszug käme."

„Auch die mangelhafte Polizei," fuhr die Mutter fort, „machen sie dem Vater zum Vorwurf. Alles, was die beiden Gerichtsdiener thun und nicht thun, soll er verantworten."

„Das ist freilich schlimm," meinte der junge Mann, „denn das sind zwei Prachtexemplare, die könnte man für's Geld sehen lassen. Der Eine ist immer voll und der Andere nie nüchtern. Der Müller verräth für einen Schnaps die ganze Gemeinde und der Heiling unsern Herrgott selbst. Ich hätte sie an deiner Stelle längst abgeschafft."

„Ich kann und will Niemand um's Brod bringen, sie sind so arm wie die Kirchenmäuse. Lieber will ich selbst fallen," erwiederte Bürgermeister Wehrheim.

„Aber sie bringen dich um's Brod," sagte der junge Mann, indem er aufstand, seinen Arm um den Leib des Vaters schlang und mit diesem im Zimmer

auf und abging, während die Mutter die Kartoffeln in den Ofen stellte. „Sie bringen dich um's Brod. Der Müller verräth Alles, was du auf dem Rathhaus sprichst. Wenn er ein Schreiben auf's Amt bringen soll, dann geht er zuerst zu den Personen, die Interesse daran haben, und zeigt es vor. Ich weiß, daß er so zu deiner alten Freundin, der Wirthin zur goldenen Kanne, gekommen ist und gesagt hat: Ich weiß was, Frau Bas', ich weiß was, für 'nen guten Schluck sag' ich's Ihnen. — Der Heiling ist noch schlimmer. Wenn der um Mitternacht in eine Kneipe kommt, in welcher der fürchterlichste Spektakel gemacht wird und man ihm ein gefülltes Glas entgegenhält, dann sagt er, anstatt die saubere Gesellschaft auseinander zu jagen, ganz ruhig: Ich seh' schon, Alles fremd. Nur Fremde sind da und für die gibt's keine Polizeistunde. Dabei pumpt und borgt er im ganzen Städtchen."

„Die Kinder sind auch schon abgerichtet," sagte die Mutter, „sogar das Jüngste, das kaum gehen und sprechen kann und so klein wie Mehl ist, benutzt er zum Betteln. Neulich stehe ich an der Kirchenthüre, da kommt der Purzel auf mich zu mit seinem Vater und stellt sich vor mich. Was willst du, Jakobchen? frage ich. Hörst du nicht, die Frau Bürgermeisterin fragt, was du willst! fällt der Heiling mir in's Wort. „Geld will ich," sagt der kleine Bündel. Und nun

hättest du sehen sollen, Eduard, wie überrascht, erstaunt und erfreut sich der würdige Vater über die Anlagen seines Kindes zeigte. „Ei du kleiner schwernoths Bub'," rief er einmal über das andere Mal, wer hat dich denn das gelernt?" Den Lehrmeister brauchte man freilich nicht weit zu suchen."

„Das hilft jetzt Alles nichts," sagte der Vater, „es ist zu spät. Jeder verlangt auch etwas Anderes von mir. So wollen sie von allen Seiten Holz haben und wenn es in der Gemeinderathssitzung abgeschlagen wird, dann bin ich der Schuldige. Du lieber Himmel, es gibt jetzt mehr Arme hier, als ich Scheite Holz zu vergeben habe. Da kann Niemand helfen."

Während der Bürgermeister von Wolkenkukuksheim so sprach, war die Frau Fischbach eingetreten. Sie war schon seit dem Tode ihres Mannes, der früher Tambour, dann Tagelöhner gewesen, in dem Rathhause von Wolkenkukuksheim eingebürgert und versah dort treu und brav die Stelle einer Magd, indem sie Morgens, Mittags und Abends kam und die Arbeit verrichtete. Da sie drei Mädchen und einen Buben zu ernähren hatte, sah sie sich zur angestrengtesten Arbeit genöthigt. Durch Befürwortung des Bürgermeisters hatte man ihr die Oberaufsicht im Krankenhaus anvertraut und zugleich einige arme Kinder auf Gemeindekosten zur Pflege übergeben. Seit dieser Zeit petitio-

nirte sie fortwährend um Unterstützung, indem sie ihr Anliegen meist mündlich bei einzelnen Gemeinderäthen vorbrachte. Seit dem Jahre 1848 war auch in sie die Schreibwuth gefahren und da sie mit den mündlichen Bitten nichts erreichte, wandte sie sich den schriftlichen Eingaben zu, die ihr freilich trotz der originellen Abfassung noch weniger Nutzen bringen sollten.

Nachdem Frau Fischbach den Herrn Doctor Wehrheim freundlichst begrüßt und sich eine Zeit lang am Ofen beschäftigt hatte, ging sie in die Küche, um Alles zum Essen bereit zu machen. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als Frau Bürgermeister Wehrheim sagte:

„Die Frau Fischbach kennst du gar nicht mehr, Eduard. Alles, was ich dir über sie nach Windig geschrieben habe, ist nur lückenhaft. Sie ist wie besessen. Sie quält mich fortwährend, ich soll ihr ein Plakat gegen den Metzger Schlimm verfertigen, das solle dann ihr Christoph an die Straßenecken ankleben."

„Der Christoph," fiel Doctor Wehrheim lachend ein, „soll etwas an den Häusern ankleben, der ist ja so klein, daß er nicht über den Eckstein reichen kann."

„Ja," fuhr die Mutter fort, „dann soll er ferner nach der Wiederwahl des Vaters zu Ostern, wenn

seine Confirmation vorüber ist, Schreiber auf der Bürgermeisterei werden. Mit aller Gewalt will sie einen Scribenten aus ihm machen. Heute Morgen hat sie mir mit dem größten Jubel erzählt, ihr Christoph habe von einem Rescript des Vaters die erste Zeile gleich ganz richtig lesen können."

„Das ist freilich gewaltig viel," sagte Eduard Wehrheim lustig, „und verdient mit Recht Anerkennung und Aufmunterung."

„Auf dich," fiel der Vater ein, „setzt sie die größte Hoffnung, du sollst ihr, da die Mutter und ich nicht wollen, die Plakate schreiben und auch für den Scribenten ein gutes Wort einlegen. Das wäre Alles recht gut, wenn sie mich nur mit den ewigen Bittschriften verschonte. Heute haben wir wieder eine im Gemeinderath vorgehabt, aus der kein Mensch klug werden kann. Sie bekommt morgen ihren Wisch zurück."

„Ich will sie holen, oder wenigstens oben lesen," rief der junge Mann rasch. „Gieb mir den Saalschlüssel, Vater. Du weißt, ich habe ein hohes Wohlgefallen an solchen Actenstücken."

Eduard Wehrheim eilte in den obern Stock des Rathhauses, fand die Bittschrift, brachte sie mit herunter und las zu innigem Ergötzen, nachdem er die Thüre verriegelt und das Lämpchen herbeigezogen hatte, wie folgt:

An
Den Herrn Gemeinderath zu Wolkenkukuksheim
gehorsamste Bitte
der witwe des Kristopf Fischbach zu Wolkenkukuksheim.
Um eine Unterstützung wegen der großen Teuerung betreffend.

Weil ich schon jedes Jahr, 2 Klafter Holz bekommen haben, so möchte ich die Herrn Gemeinderäth auch wieder bitten, sie möchten mir doch gefälligst, das Holz zufließen lassen. Dan mit den 2 Klafter Holz habe ich noch nicht genuch, für den Winter, ich habe auch ein Klafter Buchenholz mir gesteigert, für 8 Gulden und 20 Kreuzer und den Winter noch für 5 Gulden Holz dazu Kauft, und auch jetzt auch noch den Fuhrlohn dabei, das macht doch viel Geld aus, und wenn ich für die große Stub so kein gutes Holz gehabt hätte, wären wir mit einander verfroren. Es kost viel Holz, wir müssen auch jede Woge Waschen. Herr Gemeinderath bedenken sie mahl wie ist alles so teuer, alle Menschen die nur ein klein wenig wissen und Ueberlechung sich machen, frachen mich wie ich jetzt herum könnte kommen, bei der teuerung, wo ich doch alles kaufen müßt. ja überhaupt weiß das Männliche nicht so viel, was eine Haushaltung kost als das Weibliche, den es kost Kreuzer wo gar keins nicht daran denkt, Herr Gemeinderäth hören sie mich

doch einmahl gefälligst an, was es nicht kost den Monat bei dem Bäcker für Brod und Mehl 28 Gulden, Für den Kremer 4 Gulden für Milch 5 Gulden 24 kr. für Mezker 5 fl. 20 kr. und jede Woge ein Pfund Seif 18 Kreutzer den Monat 4 Malter Kartofeln das Malter zu 4 Gulden, das sind 16 Gulden. jetzt haben wir auch noch eingemacht Gemüß, das wird noch dabei gekocht, oder sonst etwas. ich kann ja nichts dafür, das alles so teuer ist und kein Mensch kann nichts dafür, wir sind alle geschlachen und jetzt wird es immer noch teuerer, den äuseren verdienst haben mir die Herrn Geheimderäth entsagt, aber in Taglohn muß ich gehen, den ich habe für den Monat October kein Geld bekommen, so war ich gezwungen,. den wir wolten doch leben. ich habe, die weil ich die Anstahlt habe noch nicht ein paar Schu bekommen, viel weniger sonst was so wohl für mich als auch für meine Kinder, und nackend können wir doch nicht gehen. ich habe das Klafter Holz für 8 Gulden und 20 kr. noch nicht bezahlen können und jetzt soll ich es bezahlen, das ist unmöchlich bei der teuerung. Ich habe 38 Gulden im Novemper eingenommen, wo sind sie, fort. Da hätt ich das Holz bezahlen können. Lausig, Krüntig, verhungert und Elent bekomme ich die Kinder und wenn man glaubt, ich hätte sie bald in Ordnung, so wer-

den sie abgeholt. Wer kann den für 5 Kreuzer den Tag oder jetzt bei der teuern Kost so ein Elent Kind ziehn und in die Reih bringen, wie ich gethan haben, wenn sie mahl in Ordnung sind, so müssen die Kleinen die großen bezahlen, wenn sie mahl aus einer schissel essen können. Wer kann den ein Kind von 12 Jahrn erhalten den Tag für 6 kr. bei der teuerung wenn nicht eins in das andere essen müßt und jetzt geht es nicht, die 3 hinweggenommene Kinder sind 9 Gulden schaden. jetz hate ich sie erzochen, wo mehr Kinder wo eher es gehen kann, ich sage und schreibe nicht zu wiel, welcher Wirt kan nur ein Mitag Essen geben für 6 kr. viel weniger ein ganzen Tag die Kost, jetzt auch noch Waschen und flicken und auch sonst allerlei unruh bei der Nacht und keiner arbeit umsonst. Ich kann sagen daß ich in jeder art zu sparen suche um nicht so viel Köstten zu machen mit den Kinder und kommen doch immer reinlich daher. Herrn Gemeinderäth zörnen sie nicht, ich bitte sie werden doch nicht für grob erkennen, was ich hier geschrieben habe, wen vielleicht ein Wort darein ist, das nicht recht ist, so nemen sie es mir nicht für übel auf ich meines nicht böß. vergesen sie auch nicht meinen hochsäligen Mann, den Tampor, ders Feuer niemahls verschlaffen und imer gleich gedromelt hat. Ich will nicht länger Unterstützung haben, nur so

lang bis die teuerung vorbei ist. Wen ich die Leud einmal nicht bezahlen kann so kann ich nicht mehr hingehn.

Mit Hochachtung bin ich verharrungsvoll
Katherine Fischbach.

„Das Drolligste bei der Sache ist," sagte Eduard Wehrheim, nachdem er fertig gelesen hatte, „daß sie den hochseligen oder vielmehr hochsäligen Tampor immer mit hinein zu ziehen weiß. Uebrigens scheint die Bittschrift in Bezug auf die Orthographie unter dem wesentlichen Einfluß des zukünftigen Bürgermeisterei-Scribenten entstanden zu sein. — Was habt ihr denn für eine Resolution gegeben?"

„Die Antwort," sagte der Bürgermeister Wehrheim, „ist auf der Rückseite zu lesen."

Der junge Mann drehte das Blatt um und las: Der Suplikantin wird diese Eingabe zurück erstattet mit dem Bemerken, bestimmt anzugeben, was sie eigentlich will, da dieselbe eine Theuerungszulage schon lange bezieht.

„Gieb sie ihr heute Abend nicht," sagte die Mutter, „damit ihr die Freude über die Ankunft Eduards nicht getrübt wird."

Indem schloß Frau Fischbach die Küchenthüre. Rasch zog Eduard Wehrheim den Riegel zurück und fragte

die Eintretende: „Wie geht es zu Haus, was machen die Mädchen und der Christoph?“

„Ich dank Ihnen, Herr Tokter,“ erwiederte Frau Fischbach, „den Mädernscher muß es als gut gehn, der Christoph freut sich aber ungeheuer, daß sie kommen. Vorgestern und gestern und heut sagte er immer: Jetzt glaub ich, daß der Herr Eduard unterwegs ist. Wenn er aber die Weihnachten dableibt, dann schreib ich ihm und dem Herrn Bürgermeister ein Neujahrsbrief und sag es, daß ich Schreiber werden will. Denken sie nur einmal an, Musjö Eduard, was der Bub oben hinaus will. Er hat's aber von seinem seligen Vater, dem — —

„Nun,“ fiel Eduard Wehrheim ein, „die Fräu Fischbach ist auch nicht zu kurz gekommen, als unser Herrgott den Verstand ausgetheilt hat.“

„Nein, nein,“ sagte die gutmüthige Frau, „sein Vater der hat einen grausamlich gute Kopf gehabt, so hats wenig in der ganz Gemarkung geben. Wenn der noch am Leben wär, der hätt seine Freud an dem Bub, heut sitzt er schon den ganzen Mittag zu Haus und macht große und kleine W die will er besonders gut lernen, weil der Herr Bürgermeister und der Herr Tokter damit anfangen.“

Der Tisch wurde gedeckt, das Essen ging vorüber. Die Frau Fischbach befand sich wieder auf dem Wege

nach Haus, um dem Verfertiger der kleinen und großen W's die Nachricht von der Ankunft seines Gönners und Beschützers mitzutheilen.

Der junge Doctor Wehrheim hatte beschlossen, erst am folgenden Tage seinen Bruder und seine Schwägerin aufzusuchen, und so saßen die Drei in der Stube, an welche sich die Schlafkammer schloß. Auf der Mitte des Tisches stand das kleine Studirlämpchen, welches der junge Mann vor Jahren auf der Universität Bonn gebraucht und das sich vom Sohne auf die Eltern vererbt hatte. Der Vater saß mit seiner Pfeife auf dem Stuhl, Mutter und Sohn hatten auf dem sehr einfachen Sopha sich niedergelassen.

Nachdem noch manches Scherzhafte erzählt worden war, nahm das Gespräch eine immer ernstere Wendung. Es handelte sich um die Zukunft der Familie für den Fall, daß der Vater nicht gewählt würde.

„Wie es auch kommen möge," sagte Doctor Eduard Wehrheim, „ihr dürft nicht kleinmüthig werden und zagen. Wie oft hat mir die Mutter erzählt, daß so manche Angst und Sorge immer zum Guten ausgeschlagen ist und daß in der That der Segen, den der Großvater am Traualtar auf euch herabgerufen, nie von euch gewichen sei. „Wird der Vater nicht gewählt, dann arbeiten die Kinder, für die ihr alles freudig geopfert, für ihre Eltern. Der Louis hat eine feste,

nach menschlichen Begriffen gesicherte Existenz und ich werde meine ganze Kraft anstrengen. Ihr zieht zu euerer Schwiegertochter, die ja eine Vereinigung der seltensten Vorzüge des Körpers und Geistes ist, oder ihr miethet euch eine Wohnung hier in dem Städtchen."

„Die Existenz," sagte der Vater, indem dem noch starken und kräftigen Manne der Kopf auf die Brust sank und Thränen in's Auge traten, „die Existenz ist mir die geringste Sorge. Da weiß ich, daß ich rechtschaffen an meinen Kindern gehandelt habe und daß ich ein Aehnliches von ihnen in dem Falle der Noth erwarten kann. Aber den Auszug aus dem Rathhaus würde ich nicht überleben. Vierundzwanzig Jahre gehe ich Trepp auf und Trepp ab, an Alles, an jedes Möbel, an jedes Eckchen bin ich gewöhnt. Und nun soll Eins um das Andere losgerissen und entfernt werden und zuletzt soll sich mir selbst die Thüre des Hauses schließen, in dem ich so viel Leid und Freud erlebt habe. Ich hab euch hier groß gezogen, ich hab meine Mutter und die kleine Fanny in dem Zimmerchen daneben sterben sehen. Ich hab mir immer gedacht, ich würde auch meine Augen da schließen."

„Aber lieber guter Vater," fiel die Mutter ein, die mit dem zunehmenden Alter und den heranwachsenden Kindern von den Söhnen diese Benennung ihres Mannes angenommen hatte, „wie kannst du so klein-

müthig sein und gänzlich verzweifeln. Wenn das deine Feinde wüßten, wie würden die triumphiren. Selbst im schlimmsten Fall wollen wir uns stark zeigen und ihnen nicht zum Spott und Mitleid werden. Du hast deine Pflicht treu und redlich erfüllt" — —

„Ob ich meine Pflicht erfüllt habe," unterbrach Bürgermeister Wehrheim seine Frau. „Wäre ich auf meinen Nutzen bedacht gewesen, ich wäre jetzt ein anderer Mann. Ich habe nur für die Gemeinde gehandelt, nie einem Armen was abgenommen, Alle nach Kräften unterstützt und nun kommen sie und sagen, die Religion wäre in Gefahr. Was muß das für eine Religion sein, die durch Rechtlichkeit und Wohlthun in Gefahr geräth."

Um das Gespräch abzulenken, sagte die Mutter, sie wolle noch ein paar Trauben holen, die sie für Eduard aufgehoben habe, dieser möge ihr leuchten. Der junge Mann nahm das Lämpchen und folgte der Mutter. In dem Geräthstübchen, sagte sie zu ihm, während sie einige Trauben sorgfältig von einem Bret auf den Teller legte:

„Der Vater ist ganz verändert und niedergebeugt, er hat alle Kraft verloren und der sonst so starke Mann ist viel schwächer als ich. Ich behandele und pflege ihn, wie ein Kind. Dann ist er auch zu unbedacht im Reden. Während er manchmal ganz nieder-

geschlagen, fährt er bei Andern wieder auf gegen seine Gegner, was gewiß nicht klug ist, obgleich man es ihm nicht verargen kann."

Als Mutter und Sohn wieder in's Zimmer zurück gekehrt waren, nahm das Gespräch eine heitere Wendung und führte von den Trauben auf den 1848er, von dem man freilich viel Schönes melden konnte.

Nach einiger Zeit schlug das kleine Schwarzwälder-Uhrchen zehn.

„Jetzt ist es Zeit, daß wir in Numero Sicher kommen," meinte die Mutter, „wir sind heute dem Herrn Sohn zu Ehren länger als gewöhnlich aufgeblieben."

„Was das Uhrchen aber immer so richtig geht," sagte Eduard Wehrheim.

„Das Schwarzwälder-Uhrchen, Eduard, halte mir nur immer in Ehren," erwiederte die Mutter, „das ist dein Erbstück, wenn ich nicht mehr lebe. Es hat mir in Freud und Leid alle Stunden angeschlagen."

„Und wenn's dir nicht mehr schlägt, Mutter," sagte der junge Mann, indem er aufstand, „dann soll es mir schlagen. Und wenn es auch das nicht mehr kann und stille steht, so schlägt es mir in meinem Schlafzimmer doch noch, wenn ich aufstehe und mich niederlege, es schlägt mir, ob es geht oder steht die Erinnerung wach an meine liebe, treue, hochverehrte Mutter."

Bei diesen Worten umarmte er die kleine blasse Frau mit den schwarzen leuchtenden Augen. Dann holte er sich ein Licht im Schlafzimmer und sagte dem Vater von Herzen gute Nacht. Der Mutter aber, die aus der Kammer kam, rief er zu:

„Du mußt nach alter Sitte und verjährtem Gebrauch das Licht bei mir holen, wenn ich mich gelegt habe, sonst kann ich im Rathhause nicht einschlafen und der Geist vom alten Schultheiß Wurmser kommt und beunruhigt mich."

Die Mutter versprach es und hielt Wort.

Nachdem sie noch in der Küche und dem Geräthstübchen gewirthschaftet hatte, kam sie zu ihrem Sohne, der unterdessen schon in dem Zimmer neben der Küche in's Bett gesprungen war, mit den Worten:

„Es bleibt Thauwetter, Eduard, der gemahlene Kaffe ist an der Schublade nicht hängen geblieben, das ist ein sicheres Zeichen. Wie gut, daß es nicht so kalt sein wird in den aufregenden Tagen."

Dann setzte sie sich noch einen Augenblick neben ihren Sohn an's Bett und dieser schüttete nun der Mutter sein Herz aus. Er sagte ihr, daß er um die Hand seiner Verlobten bei dem Vater anhalten wolle, und zwar vor und nicht nach der Wahl. Das ohnedies schon beklommene Herz der Frau Bürgermeister Wehrheim wurde durch die Eröffnungen des Sohnes noch

mehr beengt. Sie sprach ihm aber Muth und Hoffnung zu, indem sie die Rechtlichkeit und Liebe des alten Rathes hervorhob. Mit Trostworten verließ sie den jungen Mann, der sich dann seinen Träumereien hingab, bis sich allmählich das Bild der Geliebten mit dem der Mutter verschmolz und er ruhig einschlummerte.

Auch in der Kammer der Eltern ist das Gespräch verstummt. Das Nachtlicht brennt schwach und knistert von Zeit zu Zeit und das Schwarzwälder-Uhrchen tickt, — nachdem es elf geschlagen hat, mit gewohnter Regelmäßigkeit. Friede und Ruhe ist in den Herzen eingezogen, freundliche Traumbilder gaukeln vor den geschlossenen Augen. So schlafet den wohl, ihr beiden ehrlichen Alten, schlafet wohl, schlafet wohl!

Viertes Kapitel.

Familienglück.

Motto:

Wo umstrahlt ein edles Weib die reinste Glorie ihrer Bestimmung als in der engen Klause, wo ein Mutterherz die ersten Pflichten seiner göttlichen Sendung an ihrem Kinde erfüllt.

Gutzkow.

Am nächsten Morgen überraschte der Actuar Louis Wehrheim seinen Bruder noch im Bett. Dieser stand rasch auf, um seiner Schwägerin und der kleinen Erbprinzessin einen Morgenbesuch zu machen, zugleich aber, um für den Nachmittag eine Zusammenkunft mit seiner Braut zu veranstalten. Frau Actuar Wehrheim versprach unter irgend einem Vorwand ihre Freundin zu besuchen, ihr die Ankunft und sehnsuchtsvolle Erwartung des ungestümen Schwagers und Verlobten mitzutheilen und sie nach der Nachmittagskirche zu sich zu bitten. Doctor Eduard Wehrheim erklärte, gleich nach Tische

kommen zu wollen, denn er habe mit seinem Bruder in sehr ernsten, sein ganzes Lebensglück entscheidenden Angelegenheiten zu sprechen. Darauf kehrte der junge Mann in's Rathhaus zurück, wo er die Mutter damit beschäftigt fand, den unterdessen angekommenen Koffer auszupacken. Während die thätige Frau, auf dem Boden, vor dem Koffer knieend, die Kleidungsstücke prüfend heraus legte, ließ er sich gemächlich nieder, um zu frühstücken. Als er eben die Tasse an den Mund setzte, sagte die Frau Bürgermeister Wehrheim, indem sie einen Schlafrock aus dem Koffer zog, aufstand und ihn kopfschüttelnd betrachtete:

„Eduard, was wärst du für ein Lump, wenn du deine Mutter nicht hättest."

„Aber ich habe dich und so bin und werde ich keiner," sagte der junge Mann. „Du bist aber die Perle der Mütter und das weißt du auch und jetzt willst du es nur wieder einmal hören. Dessen ohngeachtet versuche deine Kunst an diesem Schlafrock nicht mehr. An dem hast du gethan, was eine sterbliche Hand zu thun vermag. Der ist gemacht, gewendet, überzogen und wieder überzogen. Jetzt sei so gut und beweise deine Perlen-Mutternatur dadurch, daß du mir einen neuen kaufst und dies Musterexemplar eines gewesenen Schlafrockes endlich einmal zur Ruhe kommen lässest."

Indem der junge Mann dies sagte, klopfte es an der Thüre und hereinkam, um den Herrn Bürgermeister zu suchen, der alte ehrwürdige Bürger und Gemeinderath, Herr Johann Günther. Dieser wackere Mann, auf den Doctor Wehrheim rasch zu eilte, um ihn zu begrüßen, gehörte zu den ehrenwerthesten Charakteren des Städtchens. Mehr als vierzig Jahre ging er im Rathhaus ein und aus, stets zum Wohle von Wolkenkukuksheim thätig. Da kam das Jahr 1848 und brachte den alten Herrn, der, so gutmüthig und wohlthätig er auch war, doch mit einer gewissen Verachtung auf das unbegüterte „Lumpenzeug" herab sah, gänzlich außer Fassung, denn eben dieses unbegüterte „Lumpenzeug" führte jetzt das große Wort und Männer, die er sonst nur mit freundlicher Herablassung beachtet hatte, berathschlagten im Gemeinderath an seiner Seite und standen im Sicherheitscomite über ihm. Ueberdies waren die Schwächen des greisen Gemeinderathes, die er lange lange Jahre unangefochten und liebevoll gepflegt hatte, in die Oeffentlichkeit des Kreisblattes gelangt und er, der allgemein geachtete Bürger, der von seinem unläugbaren Verdienst um die Stadt durchdrungen war, sah sich nun dem Spotte preisgegeben. Herr Johann Günther hatte nämlich die Eigenheit, daß er mit außerordentlicher Vorliebe Fremdwörter anwandte, die er in der Zeitung gelesen hatte und die er unglück-

licher Weise entweder unrichtig und dem Sinne nicht entsprechend benutzte oder falsch aussprach. Dazu hatte er sich eine, ihm im Laufe der Jahre lieb gewordene, Redensart angewöhnt,- die der alte Mann nicht mehr verlernen und vergessen konnte. „Das Dinge hat Bezug“ oder „wenn das Dinge keinen Bezug hat“ oder „sollte das Dinge so weit kommen, daß es Bezug hätte,“ so lautete die dritte Redensart des Herrn Günther. Und ach! das Dinge war wirklich im Jahre 1848 so weit gekommen, daß es Bezug hatte und daß sich zum größten Schrecken des alten Gemeinderathes ein junges, neugebackenes Mitglied des Sicherheits-Comite's während der gemeinschaftlichen Verhandlung mit dem von der Natur zum Sitzen bestimmten Theile des Körpers auf dem Rathstische niederließ und darauf herumrutschte, während der alte Herr 40 Jahre lang ruhig und respectvoll davor gesessen hatte. Um die Schmach noch zu vollenden, hatte sich dieser respectwidrige Herum-Rutscher an Herrn Günther gewendet und gesagt: Es sei ganz pissiologisch richtig, daß diejenigen, welche das Dinge in Bezug gebracht hätten, sich's auch auf dem Dinge bequem machten.

Seit diesem Tage und seit dem ein ähnlicher Satz im Kreisblatt erschienen war, hatte sich eine krankhafte Stimmung des alten Mannes bemächtigt. Er wünschte sich manchmal den Tod und verlor die Sicher-

heit und Festigkeit im Auftreten, die er sonst gehabt hatte, aber von den Fremdwörtern und dem Dinge ließ er nicht.

Doctor Eduard Wehrheim, der erstaunt war, wie der dicke stattliche Mann eingefallen und abgemagert erschien und gleichsam in seinen, früher vollständig ausgefüllten, Kleidern versteckt war, begrüßte den treuen Anhänger seines Vaters doppelt herzlich und fragte ihn nach dem Stande der Wahlangelegenheit. Nach einer etwas langen Einleitung schloß Herr Günther seine Rede: „Momentanisch, Musjö Eduard, läßt es sich noch nicht genau bestimmen, denn das Lumpenzeug —“ Indem er diese Worte sprach, drehte er sich rasch der Thüre zu, um zu sehen, ob nicht Jemand hinter ihm stehe und ihn gehört haben könne. Dann fuhr er etwas leiser redend fort:

„Man muß sich fürchten, nur ein wahres Wort auszusprechen. Gleich hört's einer von dem Zores und dann ist der Teufel los. Das Lumpenzeug, wollt ich sagen, ist heut so und morgen so. Wer dem scharmirt und zu fressen und zu saufen gibt, für den sind sie, so lang noch etwas auf dem Teller und in dem Glase ist. Was probabele und rechtschaffene Leut sind, die sind all für den Herrn Vater. Aber sein Sie nur ruhig, wenn das Dinge sich wirklich so schlecht rangiren sollte, daß das Dinge wirklich Bezug hätt',

dann gehen wir All an die Regierung und da soll sich zeigen, ob die auf begüterte und respectirte Leut hört oder zugibt, daß die Schreier und lose Mäuler oben hin kommen und der Communismus eingeführt wird."

Indem er dies sagte, fuhr er sich heftig über den greisen Kopf und seine Hand zitterte. Die Frau Bürgermeister Wehrheim kam herbei, nahm und drückte die Hand des schwer gekränkten Mannes und nannte ihn ihren besten, ältesten und treuesten Freund in jeder Noth und Bedrängniß, dem es der Vater zu verdanken habe, daß er die Stelle erhalten und der ihn auch jetzt mit seiner Partei durchbringen werde. Diese wohlverdienten Beweise von Zuneigung und Dankbarkeit richteten ihn wieder auf und in freudigerer Stimmung stieg er die Treppen hinauf, um den Herrn Bürgermeister auf der Rathsstube zu besuchen. Kaum war Herr Günther fort, so stellte sich, von seiner Mutter gesandt, Christoph Fischbach ein und mit den Worten: „Einen schönen Gruß von der Mutter und da wär ich," dem Doctor Eduard Wehrheim vor. Alle folgenden Reden des zukünftigen Scribenten, der sich in seinem Sonntags-Staate an der Thüre aufgepflanzt hatte und aus Verlegenheit seine Kappe bald mit der einen bald mit der anderen Hand nach Kräften zerknitterte, entsprachen vollkommen dem Satze,

mit dem er sich eingeführt. Sie bewiesen, daß die Hoffnung der Mutter auf den „Sohn des Tampors“ auf Täuschungen beruhe. Zugleich ging aber aus der ganzen Erscheinung des Scribenten der Zukunft hervor, daß der kleine Rothkopf ein guter Junge war, der kein Wässerchen, nicht einmal sein Waschwasser trübte.

Unter mancherlei Gesprächen und Beschäftigungen verfloß der Morgen. Gleich nach dem Essen eilte Doctor Wehrheim zu seinem Bruder, dem Actuar, den er in seinem Studirzimmer, die Cigarre im Mund, auf dem Sopha sitzend fand. Auf die Frage nach der Frau Actuar und dem Kinde führte ihn dieser in das Wohnzimmer. Kaum waren die beiden Brüder eingetreten, als sie einen klaren, reinen, zauberhaft zum Herzen dringenden Gesang hörten. Es war ein schlichtes, einfäches Volkslied, das offenbar die Mutter ihrem Kinde um es einzuschläfern sang. Aber wie ergriff und bannte der ungekünstelte Naturschlag die beiden jungen Leute. Fern von aller Verzierung und jeder Seiltänzerei der Stimme wirkte die schlichte, ergreifende Weise unwiderstehlich. Auf den Zehen schlichen sie zur Thüre des Zimmers heran und lauschten. Beseligt und gehoben durch den Anblick des schlummernden Kindes entströmte der jungen Mutter ihr inniges Gefühl auf eine wahrhaft heilige Weise im

Gesang und wie sie selbst ergriffen war, so ergriffen die glockenreinen perlenden Töne die beiden Lauscher. Die erste Strophe war vorüber. Die Mutter hatte den kleinen Liebling aufgefordert, die Augen zu schließen und ihm versprochen, die Fliegen abzuwehren. Als aber nun in der zweiten Strophe die Stimme der jungen Frau sich dämpfte und unwillkürlich mit den Worten des Liedes eine gewisse Wehmuth, ein geheimnißvoller Schauer vor der Zukunft, in ihr Herz einkehrte und von dem Herzen in dem Gesang entströmte, da wurden die Brüder von demselben Gefühle ergriffen und mit athemloser Aufmerksamkeit horchten sie auf den Gesang, dessen Worte also lauteten:

Jetzt noch, mein Kindchen, ist's goldene Zeit,
Später, ach später ist's nicht mehr wie heut!
Stellen erst Sorgen um's Lager sich her,
Kindchen, dann schläfst du so ruhig nicht mehr.

Engel vom Himmel, so lieblich wie du,
Schweben um's Bettchen und lächeln dir zu!
Später zwar steigen sie auch noch herab,
Aber sie trocknen nur Thränen dir ab!

Schlaf, Herzenskindchen, und kommt auch die Nacht
Sitzt deine Mutter am Bettchen und wacht!
Sei es so spät auch und sei es so früh,
Mutterlieb, Kindchen., entschlummert doch nie!

Die beiden Schluß-Zeilen wiederholte die junge Frau mit gehobener Stimme, indem sie sich unbewußt beglückt

fühlte in dem Versprechen der rastlosen Sorge und Wachsamkeit, das sie dem kleinen Töchterlein gab.

Als der letzte Ton des Liedes verklungen war, traten die Brüder, indem sie leise die Thüre öffneten, ein und da saß denn die junge Mutter mit gerötheten Wangen und dem freundlichsten Lächeln des Glücks und der Freude um den Mund und hatte auf dem Schooße das schlafende Kind, dessen Wangen ebenfalls geröthet waren und dessen Lippen sich spielend hin und herbewegten, als ruhe es noch an der Mutter Brust.

Fürwahr es war ein liebliches Bild, das sich den jungen erregten Männern unauslöschlich einprägte und ihnen für den Augenblick die Sprache benahm. Unwillkürlich wurden sie von demselben Gedanken getroffen und unwillkürlich sagten sie zu sich selbst, indem sich ihr Blick von der anmuthigen Frau mit den offenen, freundlichen, freudestrahlenden blauen Augen und dem fein geschnittenen regelmäßigen Gesichte zu dem Kinde und von diesem wieder zur Mutter wandte, die schönen Worte Goethe's: Wen Gott lieb hat, dem gibt er so eine Frau.

Als Doctor Eduard Wehrheim nach einer kleinen Pause sprechen wollte, legte die Frau Actuar den Finger auf ihren Mund und fing an in der Melodie des Wiegenliedchens zu singen:

Bleibet, ach bleibet im Wohnzimmer drin,
Bis ich den Augenblick bei Euch bin.

Der Actuar, welcher an die singenden Unterredungen mit seiner Frau gewohnt war und welcher wußte, daß diese oft der Magd, um das Kind nicht aufzuwecken, die prosaischsten Aufträge vortrillerte, besann sich vergeblich auf einen in die Melodie des Liedes sich fügenden Vers. Als er nichts fand, sagte er zu seinem Bruder, nachdem sie in das Wohnzimmer getreten waren: „Du bist recht gesunken als Landtagsabgeordneter, daß dir nicht einmal eine Strophe der Erwiederung geglückt ist."

„An Strophen fehlt es nicht," sagte dieser, „aber im Gesang vertrete ich immer noch die falsche Stimme und die war hier nicht am Platze."

Bald kam die junge Frau und nun begann die Berathung, welche damit endete, daß Doctor Eduard Wehrheim sich vor beendeter Wahl bei dem alten Herrn Rath um die Hand seiner Tochter bewerben und daß diese zuerst dem Vater das Geständniß der heimlichen Verlobung machen sollte. Frau Actuar Wehrheim sprach den beiden Männern Muth ein, indem sie auf die Festigkeit ihrer Freundin Johanna und auf die liebevolle Gutmüthigkeit des alten Herrn rechnete. Durch die freundlich munteren und zuversichtsvollen Reden der jungen Frau wich der Ernst allmälig, der im Anfang

auf der Unterhaltung gelastet hatte und der junge Advocat sagte lustig: „Es ist merkwürdig, wie der Mensch auch von einem Hampelmann oder vielmehr Hannepampel angesteckt werden kann. Unter meinen Collegen, denen in der Kammer das Wohl des Landes anvertraut ist, findet sich auch ein gewisser Peter Kirschner.“

„Peter Kirschner,“ fiel Actuar Wehrheim ein, „ich erinnere mich nicht, den Namen jemals in den gedruckten landtäglichen Verhandlungen gelesen zu haben.“

„Das glaube ich,“ erwiederte der Bruder rasch, „er hat auch bis jetzt noch nicht gesprochen, was ihm übrigens in seinem Heimathsstädtchen gar nicht übel genommen zu werden scheint. Denn als ich mit zwei oder drei Abgeordneten vor einigen Wochen einen kleinen Ausflug unternahm, kehrten wir bei seiner Frau Mutter, einer fleißigen Wirthin, ein. Wir verheimlichten unsere eigene Stellung und fragten nach ihrem Sohne, auf den sie echt mütterlich stolz zu sein schien. Sie erzählte, wie wohl er es mit dem Lande meine und daß er zu der freien Richtung halte. Als wir bemerkten, er habe aber noch gar nicht gesprochen, mindestens sei sein Name nicht in dem Landtagsblatte, in dem die Verhandlungen mitgetheilt würden, zu finden, antwortete sie ganz stolz und unterrichtet: Ihr Sohn komme oft vor und stehe immer da, wo es hieße: „Allgemeines Gemurmel.“

„Das heißt mit anderen Worten," meinte Actuar Wehrheim lachend: „Ich sage nichts, aber Gott hört mich brummen." Das ist auch eine Art die Interessen des Landes zu vertreten und mancher Deputirte thäte gut, wenn er seine Thätigkeit auf das allgemeine Gemurmel beschränkte."

„Also dieser allgemeine Murmeler," fuhr der junge Mann fort, „dem man zu Hause Noth und Elend prophezeite, weil er zu weit nach links gesteuert sei, hat das Glück gehabt, sich mit einem sehr reichen, auch in seinem Vaterstädtchen bekannten Mädchen zu verloben. Seit dieser Zeit war sein politischer Ehrgeiz nicht einmal mehr auf das Gemurmel gerichtet, dagegen erzählte er mir hundert und hundert Mal, wie kindlich, königlich, wie von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen seinen Kräften er sich freue, wenn er nach Haus zurückkehre, heirathe und dann alle die neidischen Vettern und Basen zum Thee einlade. Wie seine Frau die Butterbrode schmiere und er auf dem Tisch alles ordnen helfe, welchen Glanz er entfalten werde und so weiter und so weiter. Wo er mich traf, fing er von seinen Zukunftsplänen an. Wenn er schweigend oder singend durch die Anlagen schlenderte und man ihn fragte, an was er denke, so schmierte er richtig wieder Butterbrod. Und wahrhaftig, seitdem alle politische Hoffnungen zu einer hoffnungslosen Po-

litik werden, bin ich wie verhext und angesteckt. Wenn ich allein gehe und meine Gedanken nicht ganz fest zusammenhalte, fange ich wahrlich auch an zu schmieren und lade ein, wie mein College — der Murmeler."

„Ihr seid schöne Staatsmänner und Volksbeglücker," sagte Frau Actuar Wehrheim lachend und ihr Mann fügte hinzu: „Gebet ja Acht und seid vorsichtig, daß die Schmierer — nicht in die Schmiere gerathen. Uebrigens kommt mir's am Ende vor, als wenn Kost und Logis euer Hauptzweck und Ziel wäre."

Doctor Eduard Wehrheim erwiederte halb scherzhaft, halb ernsthaft:

„Kost und Logis — du sprichst ein großes Wort gelassen aus: Kost und Logis, oder mit einem Worte: Verköstigung möchte von hundert Ehen bei neunundneunzig den entscheidenden Ausschlag gegeben haben. Ich erinnere mich noch mit vielem Vergnügen des Romanes Münchhausen von Immermann. In ihm kommt ein ahnungsvolles Menschengebilde vor, das den bedeutungsvollen Namen Karl Buttervogel führt. Dieser Karl Buttervogel, der in Stuttgart zum erstenmale geliebt, befindet sich nun auf einem adlichen Schlosse, wo er ein Tagebuch führt und ein anderes Fräulein kennen gelernt hat. Auf einem Blatte seines Tagebuchs sind, nachdem zuerst seine Ausgaben für Stiefelwichse und Seife, um Flecken auszumachen, aufnotirt

erscheinen, die verhängnißvollen und inhaltsschweren Worte zu lesen, die man als Motto auf eine Geschichte der modernen Ehen setzen könnte:

„Rieken ewig lieben thun, aber
Emmerentien heirathen von wegen der
Verköstigung."

„Schäme dich, schäme dich, Eduard," sagte die junge Frau rasch, „du versündigst dich schwer an deinen Eltern, an deiner braven Braut, an uns und an dir selbst, indem du solche Reden, wenn auch nur scherzhaft, führst. Danke du dem Himmel, daß du so gewählt hast und von einem solchen Mädchen gewählt worden bist."

„Das thue ich auch," erwiederte Doctor Wehrheim, indem er die Hände seiner jungen Schwägerin, die das Zimmer verlassen wollte, festhielt. „Aber ich danke auch Gott, daß sich zu der Liebe die Verköstigung gefunden hat und daß ich hoffentlich ebenso wenig wie mein Bruder, dein würdiger Gemahl, genöthigt bin, um leben zu können, meiner Ueberzeugung untreu zu werden.

La liberté m'enchante,
Mais j'ai grand appetit!

ist ein trauriger und wahrer Spruch des herrlichen Béranger, den man nie vergessen sollte, wenn es sich darum handelt, zu Gericht zu sitzen über einen

Familienvater, der seiner Vergangenheit untreu geworden ist."

Nach diesen Worten verließ die junge Frau, dem Anscheine nach noch erregt und erzürnt, das Zimmer und Doctor Eduard Wehrheim ging, vielleicht um seine Verlegenheit zu verbergen, nach dem an der Wand befestigten Bücherbrettchen und holte aufs gerade Wohl zwei Bücher herunter, die nicht in der Reihe standen, sondern auf den andern lagen und mithin die letzte Lectüre gewesen sein konnten. Nachdem er das Eine aufgeschlagen und gelesen hatte:

„Patsche, patsche Kuchen
Der Bäcker hat gerufen."

und

„Ich will dir was erzähle
Von der alten Beele
Und wenn sie keine Kartoffeln hat,
Dann kann sie auch keine schäle."

fragte er lachend: „Was ist denn das für eine Poesie?"

Actuar Wehrheim antwortete ruhig: „Das ist die Poesie, die sich zu der Prosa des andern Buches, das du in der Hand hast, verhält, wie „Alle das Neigen von Herzen zu Herzen" von Goethe zu den „Leiden des jungen Werther".

Nach dieser Erklärung schlug Doctor Wehrheim das zweite Buch auf und las: Guter Rath an Mütter — von Hufeland. Inhalt: das Wickeln der Kinder,

das Schreien der Kinder, vom Durchfall, von der Säure, die Zahnarbeit.

„Das ist eine schöne Lectüre," wollte der junge Mann eben sagen, als seine Schwägerin hereinsprang, ihn am Arm nahm, über den Gang zog nach dem sogenannten guten Zimmer hin, die Thüre öffnete, ihn zur Stube hineindrückte und sich rasch wieder entfernte. Kaum hatte er Zeit, einen Blick auf eine schlanke, noch in den Shawl gehüllte, ihm wohlbekannte Gestalt zu werfen, als diese mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu eilte und ihn lange und leidenschaftlich umschlungen hielt. Der stummen Begrüßung folgte, wie das bei Goethe zu lesen ist:

Wechselhauch und Kuß
Liebesüberfluß.

Es war aber keine gespenstische marmorschöne und marmorkalte Braut von Korinth, welcher der Geliebte nun den verhüllenden Shawl abnahm, sondern eine junge lebensfreudige, zwanzigjährige Braut von Wolkenkukuksheim, die mit gerötheten Wangen, reichen braunen Haaren und blauen, vom Glück des Wiedersehens strahlenden Augen, in schwarzer, enganschließender, den schlanken Wuchs hervorhebender Sammt-Jacke mit weißer Halskrause vor dem Verlobten stand, sich von ihm auf das Sopha niederziehen ließ und nun, belebt von dem Muthe der Liebe, auf alle Vor-

schläge und Pläne des jungen Mannes begeistert einging. Am heiligen Abend, so wurde verabredet, solle sie nach der Bescheerung dem Vater das Geständniß ihrer Verlobung machen und ein dicht an das Fenster des Schlafzimmers gestelltes Lämpchen sollte den am Gegitter des Gartens auf und abwandernden Geliebten benachrichtigen, daß der erste entscheidende Schritt, an dessen Gelingen das freudig bewegte junge Mädchen nicht zweifelte, geschehen sei.

Fünftes Kapitel.

Es wird gewerbt.

Motto:

O flösse von St. Gotthardts Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein;
Dann möcht' ich nur der Bodensee,
Doch ohne Boden sein.

Fr. Hornfeck.

Dieser löbliche Wunsch des Schenkenbuch-Dichters war im Jahre 1848 noch nicht geschrieben und folglich den Wolkenkukuksheimern unbekannt. Daß sie aber im Geheimen solche und ähnliche Wünsche hegten, ging aus ihrem unersättlichen Durste hervor. Zu allen Zeiten waren die Luftenburger und unter diesen wieder besonders die Bewohner der kleinen Seestadt Freunde eines guten Schluckes gewesen. Im Jahre der Bewegung aber verstieg sich ihr Durst in's Unendliche. Dazu kam, daß der junge feurige Wein auf's innigste harmonirte mit dem jungen feurigen Streben nach Freiheit

und Unabhängigkeit. Mit der letzteren aber war es eine eigenthümliche Sache. Die Meisten, welche in der Schenke bei dem gefüllten Glase über Frankreichs, Deutschlands, Luftenburgs und Wolkenkukuksheims Wohl stritten und berathschlagten, als seien sie die Männer der rettenden That und als seien sie genöthigt, zum Wohle der Menschheit den Regierungen gegenüber bald andere Maßregeln zu ergreifen, geriethen dadurch in vollständige Abhängigkeit. Sie brauchten zu viel Zeit und zu viel Wein, um sich über die zu ergreifenden Maßregeln klar zu werden, und so leerte sich ihre Kasse mehr und mehr, bis sie sich selbst von der Noth gemaßregelt sahen und ihnen später bei der saueren Arbeit, zu der sie wieder zurückkehren mußten, nichts geblieben war als das Andenken an diese Tage, schmerzlich süßer Erinnerung voll. Den armen und unbemittelten Leuten von Wolkenkukuksheim war aber um die Weihnachtszeit das höchste Heil widerfahren. Sie durften — Dank den erbitterten Wahlumtrieben — umsonst trinken, beide Parteien, sowohl die pfäffische als die freisinnige, hatten erkannt, daß der Wein das genießbarste und eindringlichste Bestechungsmittel sei, um Stimmen zur Bürgermeister-Wahl zu sammeln. Da nun auf beiden Seiten Gutsbesitzer und Weinhändler sich befanden, so gab es Glückliche, die geraume Zeit zwischen den Parteien schwankten, ihre eigene Gesin-

nung, wenn sie überhaupt eine hatten, geschickt zu verbergen wußten und nun mit großer Kunst sich, so zu sagen, herüber und hinüber tranken.

Herr Bürgermeister Wehrheim entfaltete selbst keine Thätigkeit. Für ihn traten in dieser Weise die ersten Weinhändler des Städtchens auf. Sie suchten die katholische Gesinnung ihrer Gegner mit dem gefüllten Glase zu bekämpfen. Die hervorragenden Stützen der Piuspartei öffneten aber auch ihre Keller und befestigten die Geister der Anhänger der allein seligmachenden Kirche in ihrem Glauben, indem sie die Körper zum Wanken brachten. Die Vorbereitungen zur Wahlschlacht wurden auf erbitterte Weise betrieben. Hypotheken kündigte man von beiden Seiten, um die Gegner auf Momente in Verlegenheit zu bringen oder sie zum Gehorsam zu nöthigen. Andere wurden mit Geld unterstützt, um die Unabhängigkeit zu sichern.

Wie zur Zeit des Deutschkatholicismus gab es jetzt Pius-Metzger, Pius-Wirthe, Pius-Schneider, u. s. w. Die demokratische Partei hatte einen Ausschuß gewählt, der die Wahl überwachen sollte. Von dem Worte Ausschuß bildeten nun die „Piusser“, wie die Frommen genannt wurden, eine falsche Mehrzahl und titulirten sämmtliche hervorragende Glieder der Gegenpartei: „Ausschüsser“. „Da geht ein Ausschüsser,“ oder „sind sie auch ein Ausschüsser?“ konnte man zu jeder Zeit

auf der Straße oder im Hause rufen und fragen hören. Auch für einzelne Personen wurden Schmähwörter erfunden und bald von dem ganzen Städtchen häufiger angewendet, als die eigentlichen Namen. Der Wirth und Gemeinderechner Fröhlich, ein Mann, der seinem Namen in hohem Grade Ehre machte und mit Herrn Bürgermeister Wehrheim sehr vertraut war und als seine rechte Hand betrachtet wurde, erhielt den Namen des vormärzlichen allmächtigen österreichischen Ministers und wurde nur noch Metternich gerufen. Der Feldwebel Krüger, welcher vor der Revolution sich sehr in der Würde seines Amtes gefühlt hatte, war nun in ganz Wolkenkukuksheim als Windischgräz bekannt und kam durch diesen verhängnißvollen Namen in manche fatale Situation, in der er gerne auf seinen wider Willen erhaltenen Fürsten- und Feldmarschallsrang verzichtet hätte. Auch andere mit weniger wichtigen Aemtern betraute Personen entgingen dem Schicksal nicht. So wurde das strebsame Mitglied des Piusvereins, der Barbier Engel, der zugleich das Amt eines Todtenbeschauers in Wolkenkukuksheim zu versehen hatte, unter dem Namen „Würgengel“ volksthümlich. Die Demokraten schafften ihn ab, dagegen erhielt der Würgengel die beglückende Kundschaft der Frommen.

Am heftigsten richteten sich die Angriffe der demo-

kratischen Partei gegen den Bürgermeisterei-Candidaten der Gegner, den Metzger Schlimm und dessen Familie. Diese Familie war aber weit verzweigt und mächtig in Wolkenkukuksheim. Als ihr Stammhaupt mußte man die verwittwete Frau Kranz betrachten. Da das Schicksal zu ihrem größten Leidwesen der ehrgeizigen Frau junge männliche Kränze versagt hatte, so suchte sie die weiblichen Kränzchen wenigstens best möglichst an den Mann zu bringen. Auf den Charakter der Schwiegersöhne sah sie wenig, desto mehr aber auf ihr Vermögen. So hatte sie denn auch die Freude, ihre drei Töchter in dieser Weise vorzüglich versorgt zu sehen. Sowohl der Metzger Schlimm als der Wirth Schiefer und der Kaufmann Spinne waren mit Gütern gesegnet. Dagegen hatte die Vorsehung, als sie den Verstand austheilte, den ältesten der Schwiegersöhne, den aufgestellten Bürgermeister-Candidaten, nur spärlich bedacht. So viel Geist er zu seinem Geschäfte brauchte, besaß er. Er konnte die Kälber und Kühe befühlen, das Vieh abschlachten, seinen Namen schreiben und was dergleichen mehr, und war dabei ein guter, frommer, wohlwollender Mann, der sich selbst unbehaglich fühlte, daß ihn seine Frau, seine Schwiegermutter und die Schwäger und Schwägerinnen aus seiner Ruhe und Orthographielosigkeit herausreißen und an die Spitze von Wolkenkukuksheim stellen wollten.

Man hatte ihn gerade ausersehen, weil er ein ehrenhafter Bürger war, dem man die Achtung nicht versagen konnte, seine Herren Schwäger dagegen, wie man häufig sagen hörte, Schufte, wo sie das Hemd anrührte. Der gebenedeite Wasser-Wein-Wirth Schiefer, wie ihn die heilige Ohrfeige nannte, gehörte in seiner Jugend in die Klasse, die man gewöhnlich unter dem Namen „Stricke“ zusammenzufassen pflegt. Von der späteren Frömmigkeit war kein Keimchen zu entdecken. Ja als verheiratheter Mann und Familienvater ließ er, als eines Tages die indirecte Aufforderung an ihn erging, bei der Frohnleichnamsprocession dem Herrn Pfarrer den Saum des Gewandes zu tragen, diesem antworten: Wenn ihm sein Rock zu lang wäre, so möchte er sich ihn gefälligst abschneiden lassen; er brauche auch Niemand, der ihm den seinen trage.

Einige Jahre darauf söhnte er sich mit der Kirche aus und wurde nun durch Vermittlung der geistlichen Herren in den Gemeinderath und Schulvorstand gewählt. Von nun an suchte er auf jede Art, Einfluß zu gewinnen. Er verfertigte, als ob er den Sturm und die Wahlumtriebe des Jahres 1848 vorausgesehen habe, den armen Leuten die Vorstellungen umsonst und forderte sie heimlich auf zu Eingaben an den Gemeinderath, die er dann später doch selbst mit zurückweisen mußte. Dabei versäumte er keinen Gottesdienst

und trug nun dem Pfarrer das Gewand, zu dessen Verkürzung er früher gerathen hatte. Ueberdies wurde er als Hauptabfasser aller anonymen Briefe betrachtet und deßhalb auch der Pasquillenpräsident genannt. Jetzt galt er als der Kopf der frommen Partei und war auch durch seine verschlagene Verständigkeit ein gefährlicher Gegner. Er war der erste Vorsteher des Piusvereins und verdiente den ihm scherzhaft beigelegten Titel „Jesuitengeneral" vollständig.

Bei einer Haupt-Versammlung des frommen Vereins hatte, wie es vorher ausgemacht war, Herr Schlimm zu seinen künftigen Untergebenen sprechen sollen. In dem Momente aber, wo er eine Art von Rednertribune besteigen sollte, erklärte der gequälte Metzger, er könne jetzt nicht das Wort ergreifen, er habe Schwindel und sehe tausend „Lichtercher" vor seinen Augen. Als dem Bürgermeister-Candidaten vor den zahlreichen „Lichterchen" das Licht ausgegangen war, vertrat Herr Schiefer in dem entscheidenden Momente seine Stelle, wie er es immer zu thun hoffte.

Fast in noch schlimmerem Rufe stand der dritte im Bunde, der Kaufmann Spinne, von dem man sagte, er habe aus den falschen Eiden ein Geschäft gemacht und auf diese Weise sich sein Vermögen erworben. Da er gewöhnlich etwas gekrümmt ging und dabei sein Rücken stark zum Vorschein kam, war er in Wol-

kenkukuksheim unter dem Namen der Buckelorum bekannt.

Gegen diese Drei- oder vielmehr mit der Schwiegermutter Vierzahl richteten sich nun die Hauptangriffe der demokratischen Partei. Plakate wurden angeschlagen, in Volksversammlungen griffen die Redner, welche das Glück hatten, keine Lichtercher zu sehen, die Gegner an. Eine Menge Karrikaturen entstanden und unter diesen erfreute sich eine der besonderen Gunst.

Dem Wirthe Schiefer wurde nämlich nachgesagt, er habe im Herbste des Jahres 1847 seinem Nachbar die unter den Obstbäumen befindlichen Stützen vom Acker durch seinen ältesten Buben wegnehmen und in seinen eigenen Garten bringen lassen. Wie viel wahr oder unwahr an der Sache, konnte nie ermittelt werden, da der Nachbar auch ein Frommer war und die streitende Kirche ihre Untergebenen in fester Eintracht zusammenhält. Der talentvolle Karrikaturen-Maler hatte aber diesen Umstand sehr glücklich benutzt.

Auf einem Throne saß, den Kranz auf dem Haupte, in äußerst demüthiger, bescheidener und verzagter Haltung der Metzger Schlimm. Fleischerbeil und Messer lagen auf seinem Schooße, über die eine Schulter sah ein wohlgetroffener Ochsenkopf und zu seinen Füßen ruhte ein Schaf mit der Kirchenfahne, also ein Schaf Gottes. Die Erhöhung mußte schwer auf dem un-

glücklichen Manne lasten, denn er beugte sich vor, so daß er beinahe vom Throne fiel und seine Augen suchten nach Hülfe. Die sollte ihm werden. An der linken Seite des Thrones stand sein Schwager Schiefer und hielt eine der gestohlenen Baumstützen in die Höhe, um den Verwandten damit aufrecht zu halten. Unter dieser leicht zu erkennenden Gestalt waren die Worte zu lesen:

Kannst du im Anfang auch
Nicht fest da oben sitzen,
Sei nur getrosten Muths,
Ich sorge dir für Stützen.

Vom Throne rechts stand der Kaufmann Spinne und schaute ermuthigend zu dem Schwager auf. Seine Hand war zum Schwören gehoben und er sprach offenbar die tröstliche Strophe:

Ich bin bereit
Zu jeder Zeit,
Zu schwören
Einen falschen Eid.

Alle drei Personen hatten zum Zeichen, daß sie unter dem Pantoffel ihrer Frauen standen, einen mehr oder minder bedeutungsvollen Kranz auf dem Haupte. Um das ganze Gemälde aber schwebte ein Riesenkranz aus Dornen und Disteln, der die drei Schwäger einfaßte und offenbar auf die Schwiegermutter hinweisen sollte.

Doch wurde diese auch in einer eigenen Karrikatur bedacht. Auf einem anderen Gemälde befanden sich nämlich die Töchter der Frau Kranz und die Gemahlinnen der drei Verschworenen.

Die Mutter war als eine Putzmacherin eben eingetreten und entfaltete ihre Schätze. Die drei griffen offenbar rasch zu und sprachen, je nach den für die Zukunft vertheilten Rollen.

Dieser schöne neue Hut
Ist für die neue Bürgermeisterin gut.

sagte Frau Schlimm;

Frau Gemeinderechner bin nun ich,
Drum wähl ich diesen Shawl für mich.

lautete der Spruch der Frau Schiefer und die Gattin des Kaufmann Spinne erklärte:

Solch feinen Kragen
Zu tragen
Darf eine Gemeinderäthin wohl wagen.

In solchen und ähnlichen bald witzigen, bald albernen Sprüchen und Zeichnungen wurde der Kampf geführt. Von eigentlicher Bedeutung wären die „Piusse“ nicht gewesen, hätte nicht die katholische Geistlichkeit mit der ganzen Macht der römischen Kirche an dem Kampfe Theil genommen und sich in der Beichte, auf der Kanzel und vor dem Hochaltar in die Angelegenheiten der Gemeinden eingemischt.

Wolkenkukuksheim hatte zwei Geistliche, die als Typus der Vertreter der katholischen Kirche gelten konnten. Der Decan war ein dicker, wohlbeleibter Herr, den, wenn man ihm das schwarze Gewand genommen hätte, Jeder eher für einen Weinhändler als einen Pfarrer angesehen haben würde. Er verstand es vortrefflich, eine heitere, joviale Unterhaltung zu führen, war ein vorzüglicher Gesellschafter und schien in seiner unumwundenen Offenheit das Wohlwollen, die Liebenswürdigkeit selber, bis er die Kanzel betrat oder bei verschlossenen Thüren sein wahrer Charakter zum Vorschein kam. Dann zeigte sich die maßlose Herrschsucht und der Glaubens-Fanatismus, der keine Familienbande, keine Redlichkeit in der Führung des Amtes, keine Treue beachtete, wenn er nicht seinen römisch katholischen Segen darüber ausgesprochen hatte.

Der zweite Geistliche des Städtchens hatte die demüthige Haltung, die fahle, blasse Gesichtsfarbe und die stechenden Augen, die man so häufig bei den katholischen Geistlichen findet und welche die heftigsten Leidenschaften und Begierden verhüllen.

Beide Vertreter des Herrn und der christlichen Liebe waren unermüdlich im Hasse und in Angriffen gegen den protestantischen Bürgermeister Wolkenkukuksheims, der ihnen nur Gutes erwiesen hatte. Sie verbreiteten eine katholische Zeitschrift in dem Städtchen, welche

als eine unerschöpfliche Fundgrube boshafter und galliger Gehässigkeit gelten konnte. Als Motto konnte man für dieses Blatt, wie für die meisten Organe der triumphirenden Kirche die Worte Heine's anwenden:

Um für deine Saat zu düngen
Meines Geistes dürren Acker,
Mit Mistkarren von Schimpfwörtern
Hast du mich beschmissen wacker.

Die katholischen Zeitschriften hatten im Jahre 1848 das Vorrecht — es ist ihnen leider geblieben — daß sie die gemeinsten Injurien bringen durften. „Lumpenzeug, Gesindel, Auswurf der Menschheit“ u. s. w. hießen die Ausdrücke, mit denen sie ihre Gegner abfertigten. Freilich fuhren sie, nachdem sie solche Ehrentitel zusammen getragen hatten, oft fort: „Nachdem wir nun ein objectives ruhiges Bild unsern Lesern vorgeführt,“ oder sie fügten, wenn sie zuerst mit „Heckerthum, Grundschlechtigkeit, antichristlich, ranzig, Cretinismus“ ꝛc. ꝛc. um sich geworfen hatten, hinzu: „Nachdem wir so den Weg ruhiger christlicher Belehrung eingeschlagen haben.“ Was mußte das erst geben, wenn sie den Weg ruhiger christlicher Belehrung verließen, und dies geschah zur Weihnachtszeit des Jahres 1848.

Das Volk faßte die Anstrengungen der beiden

Parteien in den Worten: „Es wird gewerbt" zusammen. Zur Zeit aber als „gewerbt" wurde war von hoher Wichtigkeit und wurde jede Woche zweimal sehnlichst erwartet: „Das Kreisblatt von Wolkenkukuksheim."

Sechstes Kapitel.

Motto:

Toro, toro, torotix
Kikkabau! Kikkabau! Kikkabau!

Aristophanes (übersetzt von Seeger).

Das freie Kreisblatt von Wolkenkukuksheim.

No. 50. Freitag den 8. December 1848.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger **J. Ramge.**

Der Abbonnements-Preis dieses Blattes, welches jeden Freitag erscheint, ist für das ganze Jahr 1 fl. 54 kr., für das halbe Jahr 1 fl. — kr., vierteljährig 36 kr. Für Anzeigen wird für jede gespaltene Garmond-Zeile oder deren Raum 3 kr. berechnet. Mit Dank werden alle interessanten Beiträge angenommen; Einsendungen werden jedoch franco erbeten.

Obrigkeitliche Bekanntmachung.

Nachdem das gegen Christoph Mühlheim und dessen Ehefrau Petronella, geborene Hammelburg, erlassene

Concurserkenntniß rechtskräftig geworden ist, wird zur Anmeldung dinglicher und persönlicher Ansprüche unter dem ohne weitere Decretur eintretenden Rechtsnachtheile des Ausschlusses von der vorhandenen Masse Termin auf Montag den 11. December d. J. Vormittags 8 Uhr anberaumt.

Wolkenkukuksheim, den 7. December 1848.

Fürstl.=Luft. Amt.
Peiser.

Privat=Bekanntmachungen.

Auf bevorstehende Weihnachten ermangle nicht eine Partie wollene und seidene Knüpftüchelchen, seidene Herrenbinden, seidene und wollene Schlips, wollene Umhängtücher, ferner: einen schönen Vorrath der modernsten Hauben und Hüte, alle Sorten modernster Bänder, so wie noch mehrere in das Ellen= und Putzwaarenfach einschlagende, zu Weihnachtsgeschenken geeignete Artikel zu sehr billigen Preisen zu empfehlen.

Windig. Adolph Caspar,
Yatakan=Straße No. 13.

1200 fl. Vormundschaftsgelder liegen gegen gerichtliche Sicherherheit zum Ausleihen bereit.

Wo? sagt die Redaction.

Anzeigen.

720. Eine gesunde Person sucht einen Platz als Schenkamme, hierauf Reflectirende belieben sich der näheren Auskunft wegen an den Verlag des Blattes zu wenden.

721. Unterzeichneter besorgt ebenfalls Rechtsangelegenheiten und bittet um geneigtes Vertrauen und gütige Aufträge.

Wolkenkukuksheim, den 9. December 1848.

G. Erlangen.

722. Wir erklären hiermit alle die, welche uns mit der berüchtigten Katzenmusik in Verbindung bringen, als ehrlose Verleumder trotz ihres religiösen Anstrichs und besonders diene dies einem gewissen Buckelorum zur gefälligen Beachtung.

Fr. Sporer.
Em. Meuer.

723. Im Verlage von Adolph Sieben ist soeben erschienen und bei der Redaction dieses Blattes zu haben: „Die Folgen des Jahres 1848" oder „der Katzenjammer heilbar," eine Humoreske von Lajus. Das kleine, anmuthig geschriebene Büchlein enthält eine anschauliche Schilderung der Genüsse und Tollheiten, die dem Uebel vorangehen, dann eine sachge-

mäße kritische Beleuchtung des Uebels selbst und zum Schluß einige medicinische, als wirksam erkannte Heilmittel. Preis der Broschüre 36 kr.

In gleicher Weise ist bei der Redaction des Kreisblattes vorräthig: „Die Seife ein Vorurtheil“ ein fliegendes Blatt für das Volk von Heinrich Schmok.

Annonce.

724. Ich thue Niemand etwas!!! Beißer.

715. [9] Mein Lager von Bettfedern, Flaumen, Schwanen-Eiderdunen, allen Sorten gesottener Roßhaare in vorzüglicher Qualität empfehle ich einem geehrten Publikum. Ich besitze gegenwärtig die feinsten Flaumfedern, so wie Pferd-Schweifhaare, stark und elastisch für Matratzen. Fertige Betten und gesteppte Decken sind stets vorräthig und werden Bestellungen darauf nach Wunsch besorgt. Ich verspreche reelle Bedienung und möglichst billige Preise.

A. Beyer
in Windig, Marktplatz No. 28.

725. Ein freigesinnter Wehrmann Wolkenkukuksheims, dessen Lanze mit einem Fähnlein von Luftenburger Farbe, sowie mit dem deutschen Reichspanier: Schwarz, Roth, Gold, geziert ist, hat unter den jetzigen allgemein betrübten Verhältnissen, so wie auch in

Betracht des eingeschrumpften Zustandes der hiesigen Bürgerwehr obige Insignien mit einem Trauerflor umgeben, sehnlichst hoffend, diesen Schleier der Mitternacht durch eine baldige allgemein zufriedenstellende Umwälzung der jetzigen Trauerperiode bald möglichst wieder lüften zu können.

Anzeige.

726. Noch immer verzapfe ich Barrikadenwein, die Maas für 3 Kreuzer. Unter Barrikaden gegossen wirkt er besser als aller Mörtel. Er zieht Droschken, Schränke und Pflastersteine so fest zusammen, daß dieselben dem größten Geschütze Stand halten. — Zu zahlreichem Besuche ladet höflichst ein

heilige Ohrfeige, Oberkrakehler zu
x. y.

Rüge.

727. Bei der vor 8 Tagen in der Kirche stattgehabten Abgeordneten Wahl zum Landtag in Windig, wurde einem ehrbaren und geachteten Wahlmanne ein papierener Zopf angehängt, wie man es hier und da in Schulen unter ungezogenen Knaben findet.

Welche Gemeinde war denn so blind, einen Menschen zum Wahlmann zu machen, der solcher Büberei in ernster Gesellschaft fähig ist?

Ferner wurde während der Wahlhandlung aus mitgebrachten Flaschen Wein getrunken und mitgetheilt. Konnten die Urwähler statt solcher Trinker keinen Mann unter ihren Mitbürgern finden, der weniger Rohheit besaß??!

Wiederholtes Anerbieten.

728. Auf mein neuliches Anerbieten, für zwei Flaschen Wein unsern Pfarrer und Frühmesser jedem Liebhaber nach irgend einem Orte der Nachbarschaft zu transportiren, hat sich bis jetzt Niemand gemeldet. Ich sehe mich daher genöthigt die Forderung herabzusetzen und werde die beiden dunklen Ehrenmänner für eine Flasche bereitwilligst zu Jedem, der es verlangt, transportiren. Hoffentlich sehe ich mich nicht genöthigt, meinen Lohn noch niedriger zu stellen.

729. Es geht die Sage, die am Dienstage bei der Demokratenversammlung in der Wirthschaft des Herrn Fröhlich gehaltenen erbaulichen Reden sollten demnächst im Druck erscheinen, um sie den in der Frankfurter Versammlung gehaltenen würdig an die Seite zu setzen.

730. Im Saale des Wolkenkukuksheimer Metternich war verflossenen Sonntag Nachmittag Harmonie-Musik, Entré wurde der Gleichheit halber nur von ordinär gekleideten erhoben, Frack und Glacés gingen

frei ein. Dies zur Aufklärung über die Demokraten-partei.

731. Wie sehr Wolkenkukuksheim in jeder Beziehung voran schreitet, geht daraus hervor, daß es jetzt in der Person des Elementarlehrers J. Kupp einen Katzenmusik-Director besitzt. Nach seinem abgelegten Pröbchen ein vortrefflicher Musiker! O! überglückliche Stadt! Ein solcher Virtuos hat dir noch gefehlt.

Anfrage.

732. Warum sorgt der Ortsvorstand nicht dafür, daß zum Nutzen der unbemittelten Bürger ein Geisbock gehalten wird, da doch zwei Fasselochsen auf Gemeindekosten gehalten werden. Oder haben die Armen nicht dasselbe Recht in Anspruch zu nehmen, wie die wohlhabenden Bürger hier?!

733. Einem gewissen weiblichen Frauenzimmer, das sich darin gefällt, trotz ihrer kleinen Gestalt und großen Frömmigkeit einen gewissen männlichen Jemand in Karrikaturen-Zeichnungen zu vergrößern und über Gebühr zu verlängern, widmet folgende Verse für ihr Album — der Verfasser.

Verkleinerung ob der Vergrößerung.

Zu Wolkenkukuksheim am Steine
Da wohnt eine kleine Maid;
Die ist so klein, so kleine,
Daß keiner noch je sie gefreit.

Amalie ist sie geheißen,
Amalie, die böse Maid,
Die alle Welt thut beißen,
Weil keiner noch je sie gefreit.

Wohl sucht sie manchen mit Blicken,
Zu bringen in ihre Gewalt;
Doch will es ihr nimmer glücken,
Da zu klein ist ihre Gestalt.

Oft sitzt sie des Nachts in der Kammer,
Und schaut zu den Sternen empor,
Und klaget dem Himmel den Jammer,
Von wegen des Bräutigams vor.

Jetzt will sie 'ne Nonne werden,
'Ne Nonne fromm und gut,
Weil niemals sie auf Erden
In Bräutigams Armen geruht.

Amalie werd' eine Nonne
Wie es so manche schon ward,
Die unter der lachenden Sonne
Auf den Bräutigam lange geharrt.

NB. Die letzten Zeilen einer jeden Strophe müssen beim Gesange von dem ganzen Chor wiederholt werden. Die drei ersten Zeilen sind solo vorzutragen.

Die Religion ist in Gefahr.

So rufen sie von der Zionswacht, nachdem die Pfaffen in ihren Pfründen bedroht sind und man ihnen — ewigen Dank dem Jahre 1848 und seinen März-

tagen — ihre Köchinnen fortgejagt hat. Unter Volkssouverainität ist auch zu verstehen, daß das Volk insgesammt seinen Geistlichen wählt, so wie man jetzt den Bürgermeister wählt. Dann wird man Euch sehen um die fetten Pfründen winseln, aber gegen diesen Theil der Volkssouverainität wird in den geistlichen Vereinen gearbeitet, weil ihnen jetzt schon die Volkslaus über die Pfaffenleber gelaufen ist.

Gebet Gott, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist, ruft Ihr, aber Ihr habet immer helfen dem Volke vorenthalten, was des Volkes war.

Tausende von Menschen sehen ein, daß es nicht eher besser wird, bis auch die Geistlichkeit die Ehestands-Marseillaise mitsingt: „Heirath die Lisbeth.“ Freiheit und Fortschritt! die Worte sind Euch in der Seele verhaßt, wie den Jesuiten das Wort Naturwissenschaft. Die Freiheit, welche Ihr wollt, ist kaum die Gagernsche, der als Kutscher mit dem Parlamentsomnibus in dem alten römischen Dreck ist stecken geblieben, woraus die Linke sich nur durch einen Conventssprung retten kann.

Sah man nicht, in welcher Zwietracht Jahrelang eine nahe Gemeinde gelebt hat mit ihrem Alleinseligmacher, bis der Stuhlgang der Revolution den himmlischen Stinker forthofirte und aufs Eis mit sammt seinem weiblichen Hausknecht setzte zur Zufriedenheit

unserer ganzen Nachbargemeinde und zur Zufriedenheit von Wolkenkukuksheim selbst.*)

Regen sich freisinnige Männer in einem Städtchen gegen die verfluchte Pfaffen- und Betschwesternherrschaft, so schreit man, die Religion ist in Gefahr, während auf dem nächsten Dorfe Niemand etwas davon weiß, daß die Religion in Gefahr ist.

Ist es nicht eine gottvergessene Tyrannei, daß ein Bischof ohne Weiteres einen dressirten Landjungen jeder Gemeinde auf die Nase setzt, wo er sich mästet und die Leute aufhetzt und nicht gegen seinen Willen versetzt werden kann, wegen des canonischen Rechtes, das so unnatürlich ist, als der Cölibatslebenswandel dieser sauberen Herren.

Die Wahlzettel der Gerechtigkeit und Menschlichkeit haben bei Wahlen keine Geltung mehr und nur bei den Beichtzetteln steht der Cours hoch.

Goldenes Zeitalter, ich glaubte du nahest, aber der Winter schüttelt jetzt die Holzäpfel der Intoleranz vom Baume der Freiheit, der Citronen tragen soll. Die Göttin der Vernunft, glaubte ich, wolle Deutschland befruchten, doch die himmlische zog sich nach Eden zurück, als sie sah, daß Protestant zu sein noch schwarzes Verbrechen ist.

*) Solche gemeine Redensarten sollte kein wahrer Demokrat führen. Die Redaction.

Doch du wächst, mein Kindlein der Freiheit, und wirst mit Vernunft gefüttert. Du reifest zum Manne und auf dem Scheiterhaufen, der früher nur für Hexen bestimmt war, wird die Bulle der Intoleranz verbrannt.

Königlicher See von Wolkenkukuksheim, herrliche Ufer bespülst du und Feuerwein spenden deine Reben. Der Fremde hält dich für das deutsche Paradies; Raubritter sind verschwunden, nicht mehr tönen Speer und Schild und trauernde Ruinen beklagen die alte Herrlichkeit, aber schwarze Raubritter des Verstandes und der Vernunft hausen noch hier und verwirren des Menschen Sinn, so daß man eher sagen kann, hier ist das verlorene Paradies. Nichts hat ewig Dauer und so wird auch einmal die rothe Monarchie im Kirchenthum ihr Ende erreichen. Faul ist das Gebäude und bist du auch nur ein Glöcklein, du meiner Seele Sang, so stürzt doch die Lawine von eines Glöckleins Klang.

Einer der nicht zu den „Ausschüssern“ gehört und dem das Circular der Ausschüsser viel zu mild und gnädig ist.

??!

Mitbürger, Freunde!

Die Stunde der Entscheidung nahet heran. Das Heiligste, Euere Religion, Euer Glauben ist in Gefahr. Höret auf die Worte Euerer Seelsorger und haltet fest

zu der Fahne unserer katholischen Kirche. Wählet wie ein Mann, damit der Segen Gottes auf Euch ruhet. Die Tage der Freiheit erretteten Euch von dem Joche eines tyrannischen Menschen, der nicht Eueres Glaubens ist und Euere Angelegenheiten schlecht leitete. Ersparnisse, Bürger, müssen eingeführt werden, Ersparnisse von dem Bürgermeister bis zum Fasselochsen. Das wird die Aufgabe des Mannes sein, den Ihr Euch nun selbst wählet und der zu Euch durch das Band der Religion gehöret. Seid einig, einig, einig!

Anmerkung der Redaction. „Wir sahen uns genöthigt, mehrere von ultramontaner Seite ausgehende Inserationen abzuweisen, da sie zu sehr persönlich waren und unseren ehrenwerthen Herrn Bürgermeister zu beschimpfen suchten. Die Drohung, uns zu verklagen, die Fenster einzuwerfen, ein neues Blatt zu gründen u. s. w. fürchten wir nicht."

Leise Anfrage.

Ist es wahr, daß am Hause des Metzger Schlimm schon die beiden Löcher gegraben sind, in welche nach erfolgter Wahl die Tannenbäume zur Erhöhung der Festlichkeit gepflanzt werden sollen? Ist es ferner wahr, daß einige der nächsten Verwandten des künftigen Bürgermeisters geäußert haben sollen: Wenn ihr Candidat durchdringe, würden keine Steuern erhoben und keine

Pfälzer, Rüdesheimer und französischen Weine dürften mehr eingeführt werden. Gibt es, wenn dies wahr ist, in Wolkenkukuksheim wirklich Dummköpfe, die solches Zeug glauben?

Donnernde Antwort auf die leise Anfrage in No. 49 dieses Blattes.

Einem solchen Hauptmanne, der seine Compagnie auf halb acht Uhr Morgens zum Ausrücken bestellt und dem das Wetter zu schlecht ist, muß die ganze an der Nase herumgeführte Compagnie entgegentreten und dieses unkriegerische und verhätschelte Subject, das den Namen eines Capitains der Bürgerwehr nicht verdient, als infam und untauglich zu jedem Dienste fortjagen. Besagtes Subject werden wir, soll der Fall wieder vorkommen, namhaft machen.

Schlußbemerkung der Redaction. Wegen bedenklicher Anhäufung des Stoffes sehen wir uns genöthigt, den novellistischen und lyrischen Theil unseres Blattes in der heutigen Nummer auszusetzen. Den Einsendern der patriotischen Gedichte einstweilen freundlichen Dank.

Siebentes Kapitel.

Der heilige Abend.

Motto:
O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit.

„Ich werde Allen denen, welchen ich früher bescheert habe, auch diesmal wieder bescheeren. Mögen sie nun dem Gerücht nach oder in Wirklichkeit für oder gegen den Vater sein, das soll mich nicht abhalten." So sagte Frau Bürgermeister Wehrheim am Tage vor Weihnachten während des Frühstücks zu ihrem Sohne Eduard.

„Da hast du Recht, Mutter," erwiederte dieser, „du erfreust ja weniger die Eltern als die Kinder und die sind in jedem Falle unschuldig. Im Uebrigen wollen wir all' den zugetragenen Gerüchten keinen Glauben

schenken. Jeder von den Schwätzern, der kommt, um zu erzählen und zu spioniren, um wieder erzählen zu können, nennt seinen Feind als unsern Feind und von hier geht er weiter zur Frau Kranz und dem Herrn Schiefer und macht es dort eben so. Wir wollen uns wenigstens fest zeigen und bis zum Schluß des Jahres und bis zu dem entscheidenden Tage nicht anders leben und auftreten, als wie wir es gethan hätten, wenn gar keine Wahl bevorstände. Dies ist überhaupt die einzige Möglichkeit, um den bangen Zustand während der folgenden Tage erträglich zu machen. Uebrigens hoffe ich, daß du über den Fremden, denen deine Gnade zu Theil wird, deine eigene Familie, vor allem deinen vortrefflichen Sohn und seinen würdigen Vater nicht vergissest. Ich habe schon im Geräthstübchen und in einigen Commoden Nachforschung gehalten, kann aber nirgends eine Spur von deinen Christkindchen entdecken, und da es das erste Mal ist, daß ich vergeblich suche, so hat sich in der That eine gewisse Unruhe bei mir eingestellt, die durch das Gefühl der Leere in dem Menschen hervorgerufen zu werden pflegt."

„Du hast gut sprechen," antwortete die Mutter, „du weißt, daß du noch nie vergessen worden bist, ob du nun hier warest oder auswärts. Die Kinder waren immer mein erster Gedanke, wenn Weihnachten herannahte, und der Vater hier ist auch so ein bischen wie ein Kind,

der muß auch was haben. Wenn es rund herum kommt, bin ich wieder die Einzige, die gar nichts erhält, aber ich mache es wie der Gerichtsdiener Müller, der, wenn ihn seine Frau schimpft, ruhig die Achsel zuckt und ganz freundlich zu mir sagt: „Ich sein's gewöhnt, Frau Bürgermeisterin, ich sein's gewöhnt."

„Du hast's gut gewöhnt sein," sagte Herr Wehrheim, „du bescheerst mir, dem Kinde, wie du mich nennst, und das Kind muß das Geld hergeben, sonst fällt die ganze Bescheerung zusammen. Und zum Schluß bekomme ich nach Neujahr wieder abgenommen, was ich zu Weihnachten erhalten habe."

Bei diesen Worten seines Vaters sah Eduard Wehrheim die Mutter an und lachte, denn er wußte recht gut, wie wohlbegründet der im Scherz gemachte Vorwurf war. Wie oft waren die dem Vater zugetheilten Geschenke einige Tage später den Kindern zugesprochen worden. Auch liebte es die Mutter, Alles, was sie für die Haushaltung angeschafft oder bald anschaffen mußte, am heiligen Abend ihrem Manne als Geschenk an seinen Platz zu legen, was die Kinder in der Jugend immer höchlichst ergötzt hatte. Indem sie an solche Bescheerungs-Scenen dachte, fragte Frau Bürgermeister Wehrheim ihren Sohn:

„Was meinst du, Eduard, soll er denn auch die silbernen Löffel dies Jahr wieder bekommen?"

„Gewiß," fiel dieser rasch ein, „die werden wesentlich zur Erhöhung des Glanzes und seiner Freude beitragen."

„Ich danke schön," erwiederte der Vater, „das wäre das vierte oder fünfte Mal, daß ich die erhalte. Gieb du mir das Geld wieder, welches ich dafür ausgegeben habe. Das ist mir in dem Momente lieber."

„Aber wie undankbar bist du, Vater," sagte der junge Mann — „und dabei hast du auch noch meine Sparkasse seit frühester Jugend. Leere die jetzt in die Hand der Mutter, diese kann das Geld heute noch vortrefflich verwenden."

„Ich meine denn," erwiederte Herr Bürgermeister Wehrheim, „du hast auf der Universität dafür gesorgt, daß die Sparkassen leer wurden."

Doctor Eduard Wehrheim, der aus triftigen Gründen nicht gerne von dem reden hörte, wofür er auf der Universität gesorgt hatte, entgegnete rasch:

„Es war aber doch eine schöne Zeit und ich erinnere mich ihrer noch recht gut, als Louis mich immer um Weihnachten zum Vater schickte mit der Bitte, er möge mir doch geben, was er in der Sparkasse für mich aufgehoben habe, wir wollten für den Thaler', den mir mein Pathe bei dem letzten Besuch geschenkt, der Mutter etwas kaufen. Ich erhielt durchschnittlich für

meine mehr als dringende, aber gerechte Forderung eine Ohrfeige, wurde jedoch immer am andern Tage von neuem abgeschickt, da Louis die Schläge nicht spürte und damals eine wahre Wuth hatte, für meine Thaler den Andern etwas zu kaufen."

„Das schönste Weihnachtsfest, das ich erlebt habe," sagte die Mutter, „war das nach deinem vierzehnten Geburtstage. Du warst confirmirt worden und da du an dem Festtage nichts als eine Vertröstung auf Weihnachten bekommen hattest, so sahst du mit einer wahren Aufregung dem heiligen Abend entgegen. Nachdem ich geschellt, stürmtest du in's Zimmer und auf dein Körbchen los, nahmst Confect, Aepfel und alles Andere heraus, aber der ersehnte, unbekannte Schatz war nicht darin. Endlich banden wir dir, um die Spannung noch zu erhöhen, die Augen zu und nun wurde dir etwas um den Hals gehängt und dann in die Tasche gesteckt. Ich werde nie vergessen, mit welchem wahrhaft ängstlichen und unwilligen Tone zugleich du in dem Momente ausriefst: „Mutter, es wird doch kein Geld sein?" Da fiel die Binde und es war kein Geld, aber ein silbernes Uhrchen an einer Kette von meinen Haaren. Den ganzen Abend zogst du alle drei Minuten das Uhrchen heraus und sahst darauf."

„Und am andern Morgen," fuhr Doctor Eduard Wehrheim fort, „erwachte ich so selig wie nie wieder.

In den Schlaf bin ich getickt worden, denn ich hatte durchgesetzt, daß das Weihnachtsgeschenk an meinem Bett aufgehängt wurde und das erste, was ich beim Erwachen hörte, war wieder das Tik Tak der kleinen silbernen Uhr. Wie oft habe ich später die bedauert, die durch übertrieben reiche Gaben die wahre heilige und in der Erinnerung unvergeßliche Weihnachtsfreude nicht kennen lernen."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen verging die Zeit des Frühstücks und Herr Bürgermeister Wehrheim begab sich auf das Rathszimmer, um seinen Geschäften nachzukommen.

Kaum war er fort, als die Mutter emsig anfing zwischen der Küche und dem Wohnzimmer hin und her zu pilgern und dann ernstlich in dem letzteren an das friedliche Werk ging, für die Festtage die Kuchen soweit zuzubereiten, daß sie in's Backhaus geschickt werden konnten. Doctor Eduard Wehrheim, der aus früheren Jahren wußte, was in solchen Momenten ein guter Sohn seiner Mutter sein kann, indem er sich entweder ganz entfernt und sie allein gewähren läßt, oder sich ein sicheres wohlgewähltes Plätzchen sucht und von dort aus nach Kräften mit arbeitet, setzte sich in eine Ecke auf das Sopha, zog den Tisch fest heran, schüttete eine Tüte mit Rosinen auf denselben und begann diese sorgsam zu belesen, wobei er einige von ganz

besonderem Werth und andere, deren Vortrefflichkeit ihm zweifelhaft erschien, mit kritischer Zunge prüfte.

Noch hatte er aber sein Werk nicht halb vollendet, als plötzlich das Hofthor so furchtbar zugeworfen wurde, daß er rasch aufstand, den Tisch bei Seite schob und an's Fenster ging, um zu sehen, ob etwa die Piusser einen verfrühten Angriff auf das Rathhaus unternommen hätten. Zu seinem Erstaunen erblickte der junge Mann die Gestalt oder vielmehr den wohlbekannten Mantel und Hut des zum Flickschneider dégradirten Damenschneiders Ravazoli. Offenbar war ihm das schwere eiserne Thor aus der Hand gefahren und er suchte nun, indem er langsam und mit gesenktem Kopf durch den Hof und die Rathhaustreppe hinaufhumpelte, seinen unfreiwilligen, die Ankunft verkündenden Donnerschlag wieder gut zu machen. Dafür sprach auch das leise und höchst bescheidene Klopfen an der Thüre. Noch ehe er eintrat sagte Doctor Wehrheim rasch, indem er auf den Kuchenteig zeigte:

„Was will denn der heute schon? Es ist ja noch gar nichts für sein Jüngstes gebacken?“

Indem öffnete Ravazoli und erschien in gewohnter Holdseligkeit im Zimmer.

„Das muß ja ein besonderes Ereigniß sein, was Sie uns zu melden haben, Herr Ravazoli,“ sagte Frau

Wehrheim, „weil Sie einen solchen Mordschuß thun, bevor Sie kommen."

„Gott soll's wissen" — erwiederte dieser — „ich bin schön erschrocken. Ich hab' nicht gedacht, daß ein schwerer Gewichtstein an dem Thor hängt, sonst hätt' ich's in der Hand behalten. Ich bring' nichts, Frau Bürgermeisterin, als einen recht schönen Wunsch für fröhliche Feiertage und ein klein Notachen für den Herrn Bürgermeister."

Dabei wühlte er in der Tasche seines Mantels herum und zog aus dieser endlich ein Ding, das einmal einen Fetzen Papier vorgestellt hatte. Den Wisch reichte er Doctor Wehrheim, der ihn lachend annahm und noch bevor er ihn gelesen, zu dem Damenschneider sagte:

„Aber, Herr Ravazoli, ein eleganter Damenschneider und so eine Rechnung, wie reimt sich das zusammen. Man meint ja, Sie hätten das Papier auf dem Marktplatz dem Wind abgefangen, so sieht es aus. Wenn alle Ihre „Notachen" in dem Zustand sind, wie dies da, dann befürchte ich sehr, Sie verlieren die Kundschaft."

„Wenn ich nur mein Geld bekomme," erwiederte der Schneider, indem die grauen listigen Augen unter den buschigen Brauen hervorleuchteten.

„Das sollen Sie haben," sagte der junge Mann, indem er das zerknitterte Papier entfaltete und las:

Nota für Herr Bürgermeister Wehrheim Wohlgeboren von Karl Ravazoli.

	fl.	kr.
Ein Oberrock verfertigt, für Vason	3	24
Für Wattirung und Zugehör	—	36
Für Knöpfe	—	24
Ein paar Hosen verfertigt	1	—
Für Vason und Zugehör	1	—
Eine Kappe ausgebessert und einen neuen Schirm	—	24
Summa:	6 fl.	48 kr.

„Aber Herr Ravazoli," sagte Doctor Eduard Wehrheim, nachdem er gelesen hatte, „Sie sind theuer mit Ihrer Vason und Zugehör."

„Das ist doch die Hauptsache," erwiederte der Schneider, „sehen Sie nur selbst, haben nicht die Frau Bürgermeisterin und der Herr Bürgermeister immer das allergalanteste — — und dann kostet das Modeschernal auch sein Geld."

Der junge Mann, welcher wußte, wie außerordentlich bescheiden seine Eltern in ihren Ansprüchen in Bezug auf Kleider waren und wie sie deßhalb allein den armen Teufel, der sich zu jeder Schneiderverrichtung hergab, beibehalten konnten, wurde sehr fröhlich gestimmt und fragte Ravazoli:

„Ist denn das Modeschernal, aus dem Sie das

allergalanteste nehmen, auch in dem guten Zustand, wie die Rechnung hier?"

Der Schneider, welcher aus Erfahrung wußte, wie mißlich gewissen Personen gegenüber das Lügen sei, begnügte sich mit einem pfiffigen Gesicht zu antworten, was denn auch die Wirkung nicht verfehlte. Doctor Wehrheim gab seiner Mutter die Rechnung und diese händigte mit der Bemerkung, daß Ravazoli anfange, ihr sehr theuer zu werden, dem Schneider das Geld ein. Der schien aber noch etwas auf dem Herzen zu haben, denn er beeilte sich nicht, den Hut von dem Stuhl, auf den er ihn gestellt hatte, wegzunehmen, und so ließ er dem jungen Advocaten Zeit zu der Frage:

„Ist es wahr, Herr Ravazoli, daß Sie der Verfasser sind von der Kreisblatt-Annonce, in welcher zum Nutzen der unbemittelten Bürger ein Geisbock verlangt wird?"

Der Schneider, welcher die doppelte Anspielung auf sein Handwerk und auf seine halb verhungerte Ziege rasch faßte, antwortete:

„Was glauben Sie von mir, Musjö Eduard, ich bin ein ruhiger Bürger und keiner von den verfluchten Werbern und Annoncenmachern. Ich geb' dem Herrn Vater meine Stimm und damit fertig. Wer mehr von mir will, kann mir den Buckel hinauflaufen."

„Da hätte er nicht viel zu thun," erwiederte Doctor Wehrheim, indem er den kleinen Schneider betrachtete.

Dieser benutzte die Pause und sagte: „Frau Bürgermeisterin, ich hoffe doch, ich darf Ihnen auch dies Jahr mein Jüngstes schicken, mein Settchen. Es freut sich heut schon den ganzen Tag grausamlich darauf.“

„Das dürfen Sie thun“ — antwortete Frau Wehrheim — „schicken Sie heute Abend gegen fünf Ihre Frau mit dem Kinde her.“

Ravazoli entgegnete, er wolle selbst mitkommen, denn er fühlte sich, wie bereits früher erwähnt, mit seinem Jüngsten ziemlich identisch und knusperte durchschnittlich auf der Treppe schon an dem, was das Kind selbst oder was er für sein Töchterlein im Zimmer erhalten hatte.

Während der übrigen Tageszeit ging es lebhaft im Rathhause zu. Bald wurde gebracht, bald fortgetragen und geholt. Als es gegen vier Uhr Nachmittags anfing zu dunkeln, verließ Frau Bürgermeister Wehrheim ihre Wohnung, um den Kindern im Armen-Hause, wie sie es immer zu thun pflegte, zu bescheeren. Unterdessen saß ihr Sohn am Fenster und sah auf den Marktplatz hinaus. Kinder und Mägde gingen mit Körben, welche mit weißen Tüchern zugedeckt waren, vorüber und der Gerichtsdiener Müller, der auf sein Logis zu schritt, mühte sich ab, letztere in die Höhe zu heben, um zu sehen, was darunter verborgen wäre. In den Häusern war noch alles dunkel, nur die Fenster

des Conditors Wetzel waren erhellt, und die Schelle, welche an der Thüre, die zu seinem Laden führte, befestigt war, klingelte jeden Augenblick. Arme Knaben standen einige Schritte von der Wohnung, in der so viel Süßes, für sie unerreichbar, ausgestellt war. Jeder wählte sich nach seinem Geschmack und machte den Andern darauf aufmerksam. In ihrem Eifer der Bewunderung und in dem Kummer, nichts von all den Herrlichkeiten zu bekommen, hätte man, von Meister Murillo gemalt, Tausende für jeden Einzelnen von diesen armen Schelmen mit Freuden gezahlt, aber so unschätzbar sie als Gemälde gewesen wären, hier fand sich Niemand, der nur wenige Kreuzer ihnen oder für sie gegeben hätte. Allmählig erlosch die Freude an der Ausstellung und die Neugierde, mit welcher sie auf die Hände und in die Körbe der von dem Schicksale Begünstigten sahen, die mit irgend einem süßen Kunstwerke aus dem Conditorhause kamen, und sie zerstreuten sich und gingen langsam, die Hände in den Hosen, nach ihrer Wohnung, indem sie noch dann und wann nach dem erleuchteten Laden zurück sahen.

Nach und nach wurde auch in den andern Häusern Licht angesteckt, man hörte hier und da das heilige Christkind schellen und Tannenbäume, reich mit bunten Kerzen geschmückt, kamen zum Vorschein.

Frau Bürgermeister Wehrheim, die ihre Pflicht im

Armen-Hause treulich erfüllt, war zurückgekehrt. Sie steckte das Lämpchen an und erzählte, während sie für die Bescheerung der drei Kinder, die sie auf den Abend bestellt hatte, sorgte, von dem Eindruck, den die Geschenke gemacht hätten.

„Am meisten gerührt war das Röschen Brünig,“ sagte sie zu ihrem Manne, der unterdessen in's Zimmer getreten war.

Dieser, der die Sache weniger von dem Standpunkt der Weihnachtsrührung, als dem der Gemeindekasse betrachtete, gab halb scherzhaft zur Antwort:

„Das ist eine schöne Rose, die kostet uns jeden Tag zwölf Kreuzer.“

„Sind die andern Blumen auch so theuer?“ fragte Eduard Wehrheim.

„Das ist die kostbarste,“ entgegnete der Vater — „übrigens haben wir Hoffnung, sie zu Ostern nach Australien zu verpflanzen, wohin wir schon einige Gewächse der Art geschafft haben.“

„Ihr werdet noch ganz vertraut mit der Geographie der neuen Welt,“ meinte der junge Mann, „wenn ihr so fort fahrt nach Amerika und Australien zu spediren. Ich glaube, ihr habt in jeder Stadt von Einfluß und Bedeutung einen Wolkenkukuksheimer sitzen.“

Indem sie so sprachen räusperte und hustete es in dem Hausgange wiederholt. Frau Bürgermeister Wehr-

heim ging, um nachzusehen, und meldete, der Gerichts-diener Müller mit seinen zwei hoffnungsvollen Töchtern, Ravazoli mit seinem Jüngsten und der Scribent seien angekommen, um sich ihr Christkindchen zu holen.

Rasch wurde ein kleines Tischchen, das vor Jahren für die Kinder gemacht worden war und später dazu diente, um Morgens das Waschwasser darauf zu stellen, in die Mitte der Stube gebracht. Dann legte Frau Bürgermeister Wehrheim die Geschenke darauf, die in Schürzchen, Halstüchern, Figuren von Honigkuchen u. s. w. bestanden. Zwei Lichter wurden außer dem Lämpchen angezündet. Als dies geschehen war, ging Frau Wehr-heim vor die Thüre und der junge Advocat schellte mehrmals und stellte so das Christkindchen vor. Dann kam die Vierzahl hereinmarschirt, während die Väter im Hausgange stehen blieben. Es war in dem Momente interesssant, die Jugend von vier bis zu vierzehn Jah-ren zu beobachten. Der Scribent, welcher die drei Mädchen an Alter und Erfahrung überragte, blieb fest an der Thüre stehen und schien sich keinen Schritt nä-hern zu wollen, um seine Weste, die Stahlfedern, das Papier und den Reiter in Empfang zu nehmen. Offen-bar schämte er sich, daß er mit solchem Gezäppel und Gewürm zu gleicher Zeit bescheert bekam. Das kleinste Mädchen des Gerichtsdiener Müller hielt so weit es konnte den Finger in den Mund und sah starr und aus-

druckslos auf das Tischchen hin. Das siebenjährige Jüngste des Ravazoli dagegen machte sich ebenso wie die 9 Jahre alte Dorothea Müller alsbald an die Sache selbst. Sie wühlten auf dem Tische herum, ließen sich von Frau Bürgermeister Wehrheim ihre Schätze gleich umhängen, probirten selbst der kleinen Müller ihr Schürzchen an und zogen endlich gar den jetzt, nachdem er sich mit der Lage der Dinge ein wenig ausgesöhnt hatte, nur noch halbwiderstrebenden Scribenten herbei. Am meisten von den Süßigkeiten schien aber jedem von den beiden Kindern sein großes Herz von Zuckerwerk zu gefallen, in dessen Mitte sich ein Zettel befand, auf dem ein Verslein zu lesen war. Dieser geheimnißvolle Spruch mußte schwer zu enträthseln sein, denn Eine zeigte ihn der Anderen, indem sie mit dem Finger auf den gelben oder grünen Papierstreifen deutete. Doctor Wehrheim kam der im Lesen offenbar noch ungeübten Jugend zu Hülfe. Er nahm die zwei Herzexemplare den Mädchen ab und las zuerst die Inschrift des rothen Zettels, welcher der kleinen siebenjährigen Ravazoli zugefallen war, Sie lautete:

Obgleich du an Liebe ein Ungeheuer,
So bist du mir doch werth und theuer.

Nicht minder belustigend und seltsam war die auf dem anderen, der Dorothea Müller zugehörigen Kunstwerk, sie hieß:

„Wenn Sie Ihr Herz fragen,
Wird's nicht ein wenig für mich schlagen?“

„Da hast du recht passende und dem Alter entsprechende Sprüche ausgesucht!“ sagte Herr Bürgermeister Wehrheim zu seiner Frau.

Der junge Mann aber suchte die Kinder selbst zum Sprechen zu bringen und da er wußte, daß das kleine Ravazolichen ein sehr kluges und aufgewecktes Mädchen sei, richtete er an sie zuerst die Frage, die man gewöhnlich an Kinder zu stellen pflegt, wenn man nichts Besseres weiß, und die da lautete:

„Gehst du denn auch schon in die Schule?“

Das Kind erwies sich in der Antwort als ein echtes Wolkenkukuksheimer Pflänzchen.

Die in der kleinen Seestadt heranwachsende Jugend pflegt nämlich jeder einfachen Bejahung oder Verneinung noch ein lang gezogenes und gedehntes N voranzuschicken, gerade wie sie alle Sätze mit der in ihrem Munde gar nichts bedeutenden Sylbe „ei“ anfängt.

„N—ja!“ — sagte also das Kind auf die Frage des Doctor Wehrheim.

„Der wievielt' unterst sitzt du denn?“ fragte der junge Mann weiter.

„Ei — wir sitzen noch gar nit!“ lautete die Antwort.

„Ihr sitzt noch gar nicht?“ wollte der Examinator fortfahren, als die Dorothea Müller, die sich wahr-

scheinlich nicht beachtet sah und da sie die Aeltere war, gekränkt fühlte, ihn unterbrach und dabei, obschon sie selbst keine Hand breit größer, dem Schneider sein Jüngstes das „Ravazolichen" nannte.

„Ei — das Ravazolichen" — fiel sie ein — „ist noch bei den Kleinen und die werden nicht gesetzt."

„Und du bist bei den Großen," sagte Frau Bürgermeister Wehrheim, „der wievielt sitzest du denn?"

„Ei — auf der zweit letzt Bank letzt," lautete die Antwort.

„Dann hast du es weit gebracht," sagte der junge Mann, der wußte, daß in den Wolkenkukusheimer Volksschulen auf die letzte Bank gewöhnlich die zu sitzen kamen, bei denen es mehr auf dem Kopfe als in dem Kopfe nicht richtig zu sein pflegte.

Der kleinen Ravazoli war nun ebenfalls die Zunge gelöst, sie fing an mit der Dorothea Müller um die Wette die Schleusen ihres Wissens zu öffnen. Sie bestand ein kleines Examen in der Rechnenkunst, indem sie die Zahlen vor- und rückwärts wußte und sogar angeben konnte, wieviel 5 und 9 zusammen ausmachen. Als sie schon so Erstaunliches geleistet hatte, sagte plötzlich die Dorothea Müller, angespornt durch den Erfolg der kleinen Rivalin, sie wisse ein Räthsel. Gleich fiel das Ravazolichen ein, es könne auch eins. Doctor Wehrheim ließ sich nach einander die Chara-

den aufsagen und konnte, obgleich er sich erinnerte, beide in der Jugend oft gehört zu haben, durchaus nicht auf die allerdings sehr schwierige Auflösung kommen.

Die Räthsel aber lauteten:

1.

Ri, Ra Rippel,
Gelb ist der Zippel,
Grau ist das Loch,
Wo der Ri Ra Rippel
Heraus ist gekroch.

2.

Wickel mich und bin' (bind') mich
Steck den Holzpfahl in mich;
Kitzel mich unten,
Damit mir's oben gut thut.

Alle Anstrengungen der vereinten Wolkenkukuksheimer Bürgermeisterei, diese in der kleinen Seestadt ganz volksthümlichen Räthsel zu errathen, waren vergeblich. Als endlich Doctor Wehrheim bemerkte, daß Christoph Fischbach, der Scribent der Zukunft, ein sehr wissendes und ein wenig verächtliches Gesicht machte, weil Niemand die ihm so leichte und wohlbekannte Auflösung fand, fragte ihn der junge Mann darnach und erhielt zur Antwort:

„Ei, das erste ist die gelbe Rübe und das zweite der Weinstock. Der gelbe Zippel ist die Rüb' und das graue Loch ist die Erd.“

Auf die Frage, was denn der Ri Ra Rippel sei, meinte er, „ei das wär auch so.“ Dann fuhr er fort.

„Der Weinstock wird gebunden und gewickelt und dann wird der Pfahl hingesteckt und mit dem Karst unten am Stock frei gemacht, daß er oben ausschlagen kann.“

So war freilich die Aufgabe gelöst. Doctor Eduard Wehrheim bedauerte aber in dem Momente, daß noch keiner von den naturwüchsigen, literarischen Schätzern der Volkspoesie und den Verehrern der Ri Ra Rippels nach Wolkenkukuksheim gekommen sei, um hier seine Sammlungen zu bereichern und damit in Büchern die deutsche Nation zu beglücken. Nach diesen Räthseln war die Bescheerung vollendet.

Die Kinder bekamen ihre Sachen in die Schürzchen, die älteren Mädchen und der Scribent bedankten sich und für die kleine Müller, die noch immer soweit wie möglich den Finger im Mund hielt, nahm ihr Vater die Geschenke in die Hand. Auch Ravazoli erschien noch einen Moment im Zimmer und humpelte dann davon, ohne dies Mal schon auf der Treppe und im Hof die Rolle seines Jüngsten zu übernehmen.

Dann ordnete die Mutter die Bescheerung für die Erwachsenen und es wurde dabei noch immer die Sitte beobachtet, die vor Jahren, als die zwei Söhne noch klein waren und die kleine Fanny lebte, eingeführt

worden war. Vater und Sohn gingen in's Schlafzimmer. Die Mutter stellte Jedem sein Körbchen auf den Tisch und schellte dann, worauf sie die Thüre öffneten.

Diesmal war aber in der That das Christkindchen etwas ärmlich ausgefallen. Die Sorgen hatten der Frau Bürgermeister Wehrheim die rechte Freude benommen und da trotz der kleinen Geschenke und der „Vason" die Ravazoli dem neuen Schlafrock gegeben hatte, keine fröhliche Stimmung aufkommen wollte, beeilten sie sich zu dem Actuar Wehrheim zu kommen, um dort die erste Weihnachtsfreude des kleinen Enkelchens zu sehen. Herr Actuar Wehrheim hatte noch kurz vor den Feiertagen es oft ausgesprochen, sein Kind dürfe nicht verwöhnt werden, es erhalte, da es zum Verstehen noch zu klein sei, gar keine Bescheerung, nicht das winzigste Bäumchen dürfe ihm geputzt werden. Das Höchste, wozu er sich versteige, sei, daß er dem Töchterlein den Ofen aufmache und es in's Feuer sehen lasse.

Zwei Tage vor dem heiligen Abend aber war er plötzlich mit einem Bäumchen nach Hause gekommen und hatte mit der Frau Actuar stundenlang geputzt und sich eine kindliche Mühe gegeben, um Confect, vergoldete Nüsse, Aepfel und Korallen recht geschickt und wirkungsreich aufzuhängen und festzustecken. Die

Bürgermeisterei, wie die junge Frau Wehrheim sagte, war schon lange sehnlichst erwartet worden, deßhalb begann auch bald nach ihrer Ankunft die Festivität. Das Wohnzimmer wurde geöffnet und aus der Schlafstube das Kind hereingetragen, auf das alle Augen gerichtet waren. Kaum sah es die vielen Lichter, als es anfing auf dem Arme seiner Mutter hin und her zu rutschen und die Aermchen, indem es mit dem ganzen kleinen Gesichtchen lachte und den Mund vor lauter Freundlichkeit und Freude gar nicht mehr schloß, nach dem glänzenden und funkelnden Baum ausstreckte. Bald merkte das scharfe Auge der Großmutter, daß ihr Enkelchen an einem kleinen rothen, um den Hals geschlungenen Bande befestigt, ein Stück Postpapier auf der Brust hatte. Sie ging auf das Kind zu, nahm das zierliche Plakat in die Hand und las: Die kleine Luise bescheert ihrer lieben Großmutter und dem guten Großvater das erste Zähnchen.

Das Kind, welches wahrscheinlich an dem in der Hand der Großmutter knitternden Papier seine Freude hatte, begann, als wisse es, worum es sich handele, so schelmisch zu lachen, daß der alten Frau auch gleich die Freude wurde, das erste, sehnlichst herbeigewünschte Zähnchen in dem offenen Munde zu erblicken. Der Großvater und Onkel mußten gleichfalls kommen und die kleine Luise wanderte von einem Arm auf den

andern. Ueberhaupt war sie in höchst freundlicher Stimmung und machte, was selten der Fall war, alle ihre Kunststücke. Sie schlug die Händchen zu „Bitte, bitte“ zusammen, hob sie über den Kopf, um zu zeigen, wie groß sie sei, machte Kukuk, indem sie das Köpfchen versteckte und andere dergleichen die Eltern und zumal die Großeltern immer entzückende Künste.

Während bei der Familie Wehrheim trotz einzelner fröhlicher Momente keine dauernde Heiterkeit aufkommen konnte, hatte auch bei dem alten Rath Schloßer eine sehr ruhige und ernste Bescheerung stattgefunden. Je näher der Abend, an dem sie dem Vater ihre Liebe und heimliche Verlobung gestehen wollte, herankam, desto lauter klopfte das Herz des jungen Mädchens und desto mehr schwand die Röthe von ihren Wangen. Der alte Mann, der sein einziges Kind mehr als sein eigenes Leben liebte, fragte wiederholt nach der Ursache der Schwermuth, die sich ohngeachtet aller Versuche einer erkünstelten Heiterkeit nicht bannen ließ. Wie oft hatte das arme gequälte Mädchen das Geständniß auf der Zunge, ohne ein Wort hervorbringen zu können, da die Angst sie athemlos machte und ihr die Stimme vollständig versagte. Der Vater, welcher die ungewohnte Aufregung seines Kindes der anhaltenden Arbeit und allzu großen Anstrengung vor den Feiertagen zuschrieb und ein ernstliches Unwohlsein

befürchtete, bat seine Tochter, sie möge sich zur Ruhe begeben. Als sie ihm mit zitternder Stimme „gute Nacht“ sagte, legte er seine Hand segnend auf ihr reiches braunes Haar und fragte, ob er sie wecken solle, wenn in der heiligen Nacht zwischen drei und vier Uhr mit allen Glocken die Geburt des Herrn angeläutet werde. Sie bat ihn darum und eilte zitternd und weinend in ihr Schlafzimmer, welches an das ihres Vaters anstieß. Dort stellte sie das Lämpchen weit von den Fenstern weg, damit sich der Geliebte keiner trügerischen Hoffnung hingebe, dann kniete sie an ihrem Bette nieder und betete heiß und innig zu dem Heilande, der in dieser Nacht in die Welt gekommen war, um die Menschen zu erlösen und zu beglücken. Wunderbar gestärkt und beruhigt legte sie sich nieder und mit dem Vorsatze beim Erwachen, dem Vater ihr Herz auszuschütten und mit den Gedanken an ihren Verlobten schlummerte sie sanft und ruhig ein.

Unterdessen hatte der junge Mann geharrt an dem Gegitter des Gartens, um das verabredete Zeichen zu erspähen. Er sah den schwachen Schein des Lämpchens im Zimmer, er sah wie es gelöscht wurde und schlich thränenlos und vernichtet nach dem Rathhause, wo er gleichfalls sein Lager aufsuchte und nach langem qualvollen Wachen in einen angsthaften und durch Träume beunruhigten Schlaf verfiel.

Da schlugen plötzlich durch die Nacht hinhallende, wunderbar ergreifende Töne an sein Ohr. Er richtete sich auf und lauschte. Es läutete mächtig und brausend mit allen Glocken. Ein Schauer durchrieselte seinen Körper. Es war die Stunde, in welcher in früher unvergeßlicher Jugendzeit die Mutter immer an das Bett der Kinder zu kommen pflegte, um ihre Händchen zusammen zu legen, damit sie Gott dankten, daß durch die Geburt des Heilandes Freude und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen worden sei. Es war die Stunde, in welcher Hunderte mit ihren Lichtern über die Straßen nach dem nicht erleuchteten Gotteshause eilten, damit dort Orgelton und Stimmen der Andacht sich mit dem gewaltigen Klange der Glocken zum Lobe des Herrn vereinten.

Und während in diesem geweihten Augenblicke der hehren Nacht, wie es verheißen war, Freude und Trost in das Herz des jungen Mannes und seiner Eltern einkehrte, erhob sich das von der Heiligkeit der Stunde ergriffene und von den klaren und vollen Tönen der Glocken berauschte und begeisterte Mädchen, hüllte sich in ein leichtes Nachtgewand und eilte zu dem Bette des Vaters, wo sie niederkniete und in leidenschaftlicher Rede gestand, was ihr Herz bewege, was sie verborgen habe, was sie unaussprechlich glücklich und doch elend zugleich mache. Der alte auf's Tiefste erschütterte Mann suchte

sein Kind, dessen Kopf mit den gelösten herabhängenden Haaren er festhielt, während sein Mund sich zu der weißen Stirne niederneigte, in abgebrochenen, aber freundlichen und hoffnungsvollen Worten zu beruhigen. — — Und wie es bei ihm der Fall war, so pflegen die Herzen aller braven und gerechten Menschen milde zu werden, wenn die Glocken von Wolkenkukuksheim durch die Nacht hin läuten in der fröhlichen, seligen, Gnaden spendenden Weihnachtszeit.

Achtes Kapitel.

Er wird gewählt.

Motto:
Er hat edel gehandelt und kein redlicher Mann kann ihm seine Stimme versagen.
Shakespeare.

Die Feiertage waren vorüber gegangen und der Tag, welcher die Entscheidung bringen sollte, herangenaht. Man hatte von beiden Parteien in dieser letzten Zeit noch Alles aufgeboten, um einige Stimmen mehr zu erhalten. Neue Bürgeraufnahmen hatten stattgefunden, Wolkenkukuksheimer, welche sich für ihre Eltern oder für auswärtige Kaufleute auf Reisen befanden, waren zurückgerufen worden, damit sie bei der Wahlschlacht nicht fehlten. Im Ganzen schien sich jedoch trotz aller Anstrengungen der Gegenpartei der Sieg dem Herrn Bürgermeister Wehrheim zuneigen zu wollen. Da erhielten plötzlich kurz vor der Stunde der Entscheidung seine Freunde einen unerwarteten verhängnißvollen Schlag,

der alle ihre Bemühungen mit einem Male zu vernichten drohte.

Bisher hatte die Geistlichkeit nur im Beichtstuhle und dem Piusvereine gewirkt. An dem Morgen des Tages aber, an welchem die Wahl vor sich gehen sollte, ertönte plötzlich vom Kirchthurme die Sturmglocke, die nur an den größten Festtagen oder wenn Feuer ausgebrochen war, geläutet werden durfte. Die Wolkenkukuksheimer, welche sonst um diese Zeit nur das bescheidene Glöckchen, das zur Messe rief, zu hören gewohnt waren, eilten auf die Straße. Bald vermischte sich mit dem dumpfen Brausen der Sturmglocke das Läuten der übrigen Glocken und es tönte wieder so gewaltig vom Thurme, wie in der hehren, heiligen Nacht. Aber dieselben feierlichen Klänge, die damals Freude und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen verkündeten, riefen nun zu Haß und Verfolgung.

Die Bewohner der kleinen Stadt eilten bestürzt und betroffen nach dem Marktplatze und von da nach der Kirche, wo sie den Priester am Hochaltar in festlichem Gewande fanden. Er wartete, bis sich das Gotteshaus mit Menschen gefüllt hatte, dann wandte er sich an die Menge und sprach:

„Katholiken! Der Tag, an welchem Ihr Euch als treue Anhänger Eures Glaubens, als ernste und gottbegeisterte Streiter für Eure Kirche zeigen könnet, ist

herangekommen. Lasset alle irdischen Rücksichten fahren, fürchtet nicht Haß und Verfolgung, hoffet nicht Lohn und Gewinn von denen, die nicht einmal Macht und Gewalt haben, Euch hier auf Erden zu schaden. Zersplittert Euch nicht, vergesset jeden Hader und Groll, wenn es sich darum handelt, die Sache des Herrn, die Sache Eures Glaubens, durch den Ihr allein wohlfahren könnet in diesem und jenem Leben, zu vertreten. Blicket auf die anderen Städte und Dörfer unseres Gaues und Ihr werdet sehen, wie sie gekämpft und gesiegt haben für die Heiligkeit ihrer Religion und Ihr — Ihr werdet, das hoffe ich als Euer treuer, unermüdlicher Seelsorger und Hirt, nicht zurückstehen wollen gegen Euere Brüder und Nachbarn. An Euch, Ihr Frauen und Jungfrauen, wende ich mich noch besonders. Stützet Euere Männer, Söhne und Verlobten, wenn sie schwach und wankend geworden sein sollten im Glauben, damit nicht ewige Vorwürfe Euch zu Theil werden, weil Ihr die Kirche und mit Ihr Eueren Gott verlassen habet in der Stunde, wo er Euerer bedurfte, wo er sich an Euch wendete, damit ihm durch Euch Ruhm und Verherrlichung werde auf Erden."

Nachdem der Priester diese Worte gesprochen, winkte er dem Meßdiener, der sich ihm mit dem mit Weihwasser gefüllten Becken näherte. Dann verließ er den Hochaltar und durchschritt die Kirche, indem er die

Gemeinde mit dem geweihten Wasser besprengte und dabei sprach: „So segne ich denn Euer Wirken und Thun am heutigen Tage, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

Während dieses in der Kirche geschah, herrschte Bestürzung und Aufregung im Rathhause. Herr Bürgermeister Wehrheim und seine Familie waren von dem unterrichtet, was eine halbe Stunde vor der Wahl zu ihrem Sturze angewendet wurde, und mußte sich sagen, daß die durchdachteste Bosheit und Kühnheit vereint nicht weiter gehen konnte. Was half es, daß die Freunde sich in die Rathhauszimmer drängten und erklärten, die Wahl sei ungültig, wenn die Gegenpartei siege und der Priester, der gewagt habe, die Sturmglocke ziehen zu lassen ohne Erlaubniß der Behörde und zu solchem Zwecke, sei dem Gesetze verfallen. Wo war der Beamte in Luftenburg, der zu Ende des Jahres 1848 es gewagt hätte, einen katholischen Geistlichen, der die Massen des Volkes und die geschlossene Schaar seiner schwarzen furchtbaren Collegen hinter sich hatte, vor Gericht zu ziehen!

Doctor Eduard und Herr und Frau Actuar Wehrheim, die sich schon in aller Frühe bei den Eltern eingefunden hatten, waren bemüht, diese nach Kräften aufzurichten. Die Kirche war aus, die Menschenmenge wogte über den Marktplatz und alles schaute nach dem

Rathhause, um durch die Fenster zu erspähen, was wohl darin vorgehe. Mancher höhnische Blick wurde um so giftiger, weil die, denen er gelten sollte, ihn nicht bemerkten, denn die Vorhänge der bewohnten Zimmer waren fest zugezogen, so daß kein Auge durchdringen konnte, und selbst der freche Geselle, der dicht vor den Fenstern in die Höhe sprang, um sein boshaft verzerrtes Antlitz zu zeigen, erreichte seine Absicht nicht, denn er sah weder, noch wurde er gesehen.

Den erfreulichsten Beweis aber, daß die Rede des Priesters nicht bei allen Katholiken die beabsichtigte Wirkung hervorgebracht hatte, erhielt Doctor Eduard Wehrheim. Ihm war während der langen, bange verbrachten Tage nicht ein einziges Mal das Glück zu Theil geworden, seine Verlobte zu sehen. Er hatte von seiner Schwägerin erfahren, daß Johanna ihrem Vater in der heiligen Nacht das Geständniß ihrer Liebe abgelegt und daß der alte Herr freundlich und milde geantwortet habe. Darauf hatte er sich schriftlich an den Rath Schloßer gewendet und von diesem eine höfliche, wohlwollende, weder bewilligende noch vollkommen ablehnende Antwort erhalten. Der Vater seiner Braut forderte Bedenkzeit und wünschte so lange jede Verbindung zwischen dem jungen Manne und seiner Tochter abgebrochen. Während dieser Zeit waren viele Briefe aus der Wohnung des alten Herrn nach der Residenz Windig abgegangen

und viele von dort angekommen, die eine immer freundlichere Stimmung in dem großen, weißen, von dem prächtigsten Garten Wolkenkukuksheims umgebenen Hause hervorriefen. Offenbar lauteten die über den jungen Landtagsabgeordneten in der Hauptstadt eingezogenen Berichte sehr günstig.

Dieser war auf's angenehmste überrascht, als er in den qualvollsten Augenblicken der Ungewißheit ein Billet öffnete, welches ein Diener gebracht und das also lautete:

„Noch unter den Eindrücken der eben in der Kirche gehörten Rede, schreibe ich Ihnen und ersuche Sie freundlichst, für den Fall, daß Ihr Herr Vater nicht gewählt werden sollte, was alle wahren und guten Katholiken tief bedauern müßten, mir noch heute die Freude Ihres Besuches zu machen. Für den Fall jedoch, daß die Wahl zum Segen der Gemeinde ausfällt, bringen Sie wohl morgen meinem Kinde und mir die Glückwünsche zum neuen Jahr zum ersten Male persönlich dar.“

In dem Momente, wo Doctor Eduard Wehrheim, trunken vor Freude, das Billet fest an seine Lippen preßte, schlug es acht Uhr und ein bescheidenes Glöckchen begann zu läuten und verkündete der Gemeinde von Wolkenkukuksheim, daß die Bürgermeisterwahl ihren Anfang nehme. In demselben Augenblicke schritt auch der Herr Kreisrath durch den Hof und begab sich, um die

Wahl zu leiten, in den Rathssaal, wo er Herrn Wehrheim schon vorfand, dem das traurige Amt wurde, alle Stimmen für und gegen ihn mitzuzählen.

Das Städtchen Wolkenkukuksheim war in fünf Bezirke getheilt, jedem Bezirk war eine Stunde zugemessen worden, so daß die Wahl bis ein Uhr vollendet sein mußte, da die Stimmen jedes Mal gleich, nachdem eine Abtheilung gewählt hatte, gezählt wurden.

Doctor Eduard Wehrheim, der beschloß, von seiner freudigen Nachricht in keinem Falle vor dem Resultate den Eltern etwas zu erwähnen, zog einen Vorhang zurück und gewahrte nun, wie der erste Bezirk ziemlich geordnet heranmarschirte. Ja es schien, daß ein militairischer Geist die Menge beherrschte und so war es auch. Aus ihr trat plötzlich die heilige Ohrfeige hervor, stellte sich an die Spitze des Zuges und beschleunigte diesen, indem sie mit Donnerstimme: „Vorwärts Marsch!" commandirte. Der wackere Hauptmann der Bürgerwehr schien bei der ersten Abtheilung seines Erfolges gewiß zu sein und rechnete auf fünf Sechstel der Stimmen „für den Alten", wie er sich ausdrückte. Er hatte sich aber doch geirrt, denn es stellte sich bald, nachdem die Stimmen abgegeben waren, heraus, daß die Meisten eben soviel Zettel besaßen, als sie Säcke in ihren Kleidungsstücken hatten und daß er bei all seiner Klugheit vergessen hatte, diese in den Hosen und Röcken angebrachten Schlupf-

winkel der Falschheit zu untersuchen. Obgleich die Mehrzahl für Herrn Bürgermeister Wehrheim gestimmt, so war doch das Resultat lange nicht so glänzend, als sich die heilige Ohrfeige in dem Momente gedacht, wo sie ihr donnerndes, schwungvolles „Vorwärts Marsch!“ in die Lüfte geschleudert hatte. Indem der Wirth zum goldenen Engel vor dem Rathhause auf- und abging, hörte er von dem Gerichtsdiener Müller das durch den ersten Bezirk gelieferte Resultat und wurde in heftigen Zorn versetzt. Aber was half es jetzt, daß er die Häupter seiner Lieben zählte und darüber nachdachte, welch' theueres Haupt wohl umsonst und auf das Wohlsein der Gegenpartei bei ihm getrunken haben könnte. Verdrießlich eilte er nach Haus, ließ sich neue Zettel schreiben und schlenderte dann auf dem Marktplatze und in den anliegenden Gassen umher, um noch nach Kräften zu werben.

Unterdessen hatte der zweite Bezirk seine Stimmen abgegeben und da auch in ihm Herr Bürgermeister Wehrheim kein bedeutendes Uebergewicht erhalten hatte, wurde der Stand der Wahl immer mißlicher, denn die dritte Abtheilung, an Zahl die beträchtlichste, war als das heilige Stadtviertel, als die wahre Residenz der Pinsser bekannt und marschirte auch zur Abstimmung feierlich auf, indem der Jesuiten-General voranschritt und seine Schaar nach dem Rathhaus geleitete.

Während die Frommen oben im Saale waren, trat

Herr Stadtrath Günther zu Doctor Eduard Wehrheim in's Zimmer und brachte den Gärtner Bausch mit, den er mit den Worten vorstellte: „Hier bringe ich das allerschlechteste Individuum in der ganzen Gemarkung.“

Nach diesen sehr wenig schmeichelhaften Worten sah Herr Günther den Gärtner an, der den reichen und sehr begüterten Mann brauchte und an solche Anreden und Herzensergießungen gewohnt war, als ob er von diesem selbst die Bestätigung des Ausspruches erwarte. Da der Bausch sich aber gegen seine Gewohnheit sehr ruhig hielt, fuhr Herr Günther zu dem über den seltsamen Anfang der Unterhaltung erstaunten jungen Mann weiter fort:

„So despectirbar er auch ist, jetzt, wo das Ding so einen bösen Bezug genommen hat, muß man ihm doch trauen. Schreiben Sie ihm Zettel, Musjö Eduard. Er hat mir gesagt, er kenne viele Leut', denen hätten heute Morgen die Piusser die alten Zettel abgenommen und andere mit Bürgermeister Schlimm gegeben.“

„Das ist wahr,“ fiel Bausch ein, „heut' Morgen vor einer halben Stunde haben sie die ganz' krumme Gass' gesäubert und alles, was an Papier für den Herrn Vater war, weggenommen.“

Doctor Eduard Wehrheim, der recht gut wußte, wie wenig man dem Lumpacius trauen konnte, schrieb nichts destoweniger die gewünschten Zettel, welche Bausch

in seine Kappe that, die er dann aufsetzte und das Zimmer verließ. Diese Wahlzettel sollten aber ein eigenthümliches Schicksal haben. Die beiden Söhne des Bürgermeisters und der alte Stadtrath waren nämlich an die Fenster getreten, um zu sehen, welche Richtung der Gärtner einschlage. Dieser aber, der einen Pius an dem Hofthore des Rathhauses erblickte und von ihm gefragt wurde: „Was thust du denn noch da drin, du hast ja in der ersten Klasse deine Stimme abgegeben?“ dachte, es sei, da so viele Augen auf ihn sahen, eine gute Gelegenheit seine Bravour und Gesinnung zu zeigen. Er ging also auf den kleinen frommen Mann zu, hielt ihm drohend den Ellenbogen vor das Gesicht und rief:

„Was geht's dich an, soll ich dir vielleicht deine frommen Zähn' in den Rachen hineinstoßen?“

Dieser wich bestürzt zurück, wodurch der halbbetrunkene Gärtner noch mehr ermuthigt wurde. Sein Ellenbogen wurde immer drohender und führte in der That schon den ersten Stoß, den der Fromme glücklich ablenkte. In dem Augenblick, wo Bausch einen noch heftigeren Angriff ausführen wollte, donnerte die Rathhaustreppe unter den Tritten der Piusse, die gewählt hatten und der ganze dritte Bezirk strömte durch den Hof auf den Markt. Der Gärtner war von seiner Kampflust und dem Wunsche, sich zu zeigen, so berauscht, daß er das momentan gar nicht hörte, bis sein Gegner

mit lauter Stimme dem Ersten, der durch das Hofthor trat, zurief: „Jacobs-Vetter, zu Hilf', zu Hilf', Jacobs-Vetter!“ Der Jacobs-Vetter, ein stämmiger Bäcker, dessen Arme gewaltig waren vor dem Herrn, sah, was vorging, stürzte auf den Bausch los und verabreichte ihm einen so grimmigen Schlag auf den Kopf, daß dieser bedenklich zu wackeln anfing und die Kappe sich von ihm lostrennte und zur Erde fiel. Natürlich flogen die Wahlzettel mit „Bürgermeister Wehrheim“ nach allen Richtungen und wurden begierig und höhnisch aufgerafft.

„Auf ihn, haut drauf! das ist auch so Einer von den verfluchten Werbern!“ scholl es von allen Seiten und der Gärtner hatte, höllisch von den Himmlischen zerbläut, alle Mühe sich aus dem Gedränge zu retten. An den Fenstern des Rathhauses waren aber rasch die Vorhänge wieder dicht zugezogen worden.

Nachdem der vierte Bezirk gewählt hatte, war das Resultat so schlimm für Herrn Bürgermeister Wehrheim, daß der gebenedeite Wasser-Wein-Wirth Schiefer, der als Stadtrath auf dem Rathhause geblieben war, um die Stimmen mitzuzählen, sich erhob und zu dem Herrn Kreisrathe sprach: „Man könne wohl mit der Wahl einhalten, da sämmtliche Zettel des letzten Bezirkes nöthig wären, um Herrn Wehrheim eine Majorität von acht Stimmen zu sichern. Eine solche Ein-

stimmigkeit sei aber bis jetzt nicht vorgekommen und werde um so weniger vorkommen, als die Partei seines Schwagers mit Sicherheit auf sehr viele Bürger der letzten Abtheilung rechnen könne.“ Der Kreisrath erwiederte dem Herrn Schiefer, die Wahl müsse ihren Verlauf nehmen und dieser verließ das Rathhaus und mit ihm verbreitete sich das Gerücht durch das Städtchen, daß Metzger Schlimm der vom Volke erwählte Bürgermeister von Wolkenkukuksheim sei. Schaarenweise strömte das Volk nach dessen Hause. Während dies vorging, läutete gegen zwölf Uhr das Glöcklein zum letzten Male und die Bürger des fünften Bezirkes sammelten sich in dem Hofe eines Fuhrmannes, der sich einer allgemeinen Achtung unter seinen Nachbarn und in Wolkenkukuksheim zu erfreuen hatte. Dorthin drang das Gerücht von dem Stande der Wahlangelegenheit. Der alte wackere Fuhrmann bestieg plötzlich einen Karren, wandte sich an seine Nachbarn und Freunde und sagte:

„Ihr Leut', von uns hängt's ab, ob der alte Bürgermeister bleibt oder nicht. Bevor er in's Rathhaus gezogen ist, hat er unter uns gewohnt und wir wissen besser, wie Alle in der Stadt, was er für ein rechtschaffener Mann ist. Wir sind zu ihm gegangen zur Tag- und Nachtzeit, immer hat er uns freundlich aufgenommen. Und wer ist an's Bett gekommen, wenn unsere Frauen und Kinder krank waren, wer hat uns

Obst gebracht, wer hat für die Pfleg' gesorgt und Suppen gekocht, wenn Ihr im Feld waret, das ist die Frau Bürgermeisterin gewesen. Das ist die brav und rechtschaffene Frau gewesen, die jetzt glaubt, es gebe keine Gerechtigkeit mehr in der Welt, wenn Ihr sie im Stich lasset, die Euch nie im Stich gelassen hat. Ihr Leut', wir müssen sie durchbringen und wir bringen sie durch. Ihre Kinder sind nie stolz und hochmüthig gewesen, haben mit Euch gespielt und wir sagen noch „du" zu den jungen Leut' und die dürfen wir auch nit verlassen."

„Wir verlassen sie nit!" schrieen die Bürger von allen Seiten.

„Nun gut," fuhr der wackere Fuhrmann fort, „dann zerreißt alle die Zettel und wir stimmen frei und ehrlich Mann für Mann ab, wir treten einer nach dem Andern vor den Herrn Kreisrath und sagen: Wir wollen keine heimliche Abstimmung; wir wollen ehrlich und offen den Alten und sind stolz darauf, daß wir ihn wollen."

Ein allgemeiner Jubel folgte diesen Worten. Die Zettel wurden zerrissen und ohne daß die heilige Ohrfeige sie aufgestellt hätte, zogen sie in militairischer Ordnung nach dem Rathhause. Die Gegenpartei, ihres Sieges gewiß, machte kaum einen Versuch, sich in die Reihen zu drängen, da sie auf ihre Leute fest zählte

und nicht wußte, wie ansteckend glücklicher Weise bei den Menschen auch die Rechtschaffenheit ist.

Als der Zug im Rathhaus ankam, öffnete der wackere Fuhrmann, da man auf sein Klopfen nicht „herein" gerufen hatte, die Thüre des Wohnzimmers und fand die Frau Bürgermeister Wehrheim weinend, umgeben von ihren Kindern.

„Seien sie ruhig, Frau Bürgermeisterin," sagte der alte Mann, dem selbst die Thränen in die Augen traten. „Sie haben hundert Mal für uns geschafft, jetzt schaffen wir für Sie."

Nach diesen Worten ging der Strom die Treppe hinauf und eine Viertel-Stunde später schrie eine Donnerstimme durch das Fenster auf den Marktplatz: „Hurrah! der Alte bleibt. Hurrah! wir haben gesiegt!"

Ein endloses Halloh folgte diesem ersten Freudenschrei. Die Bürger stürzten die Treppe herunter, drängten sich in die Zimmer und umarmten in ihrer Freude die Frau Bürgermeisterin und ihre Kinder. Dann ging der Strom nach dem Marktplatze. Dort hatte die heilige Ohrfeige den ersten Schrei vernommen, hatte aber, sehr eingeschüchtert durch den bisherigen Erfolg der Frommen, den eigenen Ohren nicht getraut. Nun mit einem Male völlig unterrichtet, schien ihr die Stimme mit doppelter Kraft wieder zurückgegeben und sie schrie, daß es das Toben der Menge übertönte:

„Hurrah! Der Segen, den heut' Morgen die dickköpfige Heiligkeit gegeben hat, ist gut angeschlagen, wir haben den Alten wieder. Gott selbst hat's gewollt. Die Kirchenthüre auf. Stürmt, zieht an allen Glockensträngen, läutet, daß das Pfarrhaus zusammenstürzt!“

Die Volksmasse, die offenbar nicht wußte, was sie thun sollte und die durch diesen Ausruf der heiligen Ohrfeige dirigirt wurde, wälzte sich nach der Kirche, fand die Thüre offen und alsbald tönten und tobten alle Glocken von Wolkenkukuksheim.

Dieses Läuten brachte eine seltsame Wirkung im Hause des Metzgers Schlimm hervor. Der schlichte Mann hatte an seiner Wahl keinen Moment gezweifelt und seine Frau noch weniger, da das Orakel der Familie, der Schwager Schiefer, die Botschaft gebracht. Rasch hatten sich alle verwandtschaftlichen Glieder eingefunden und die schon im voraus vertheilten Rollen übernommen. Frau Spinne und Frau Schiefer waren beständig damit beschäftigt, der gratulirenden Menge Fleisch auszutheilen, Frau Kranz, die Bürgermeisterin-Mutter, saß unten im Keller am Faß und füllte Flaschen. Herr Schiefer führte die Oberaufsicht und sorgte, daß jeder Getreue seinen wohlverdienten Trunk erhielt. Der neugebackene Bürgermeister befand sich mit seiner Gemahlin im zweiten Stock und beide waren bemüht, sich dem errungenen Stande gemäß zum ersten Male anzukleiden. Indem

begann das Geläute der Glocken, vermischt mit dem Schreien der unten zechenden Volksschaar. Auch den schon den Abend vorher in den Hof des Hinterhauses gebrachten und in aller Eile von den Cousinchen und Bäschen mit Bändern verzierten Tannenbaum suchte man an dem Hause aufzupflanzen.

Der Lärm, welcher dadurch verursacht wurde, veranlaßte Herrn Schlimm an die Thüre zu gehen, welche zu dem Zimmer führte, in dem sich die Frau Bürgermeisterin in spe ankleidete. Er klopfte und rief:

„Gretchen, mach fort. Der Baum wird schon aufgerichtet, gleich kommen die Stadträth' und gratuliren!"

„Bist du fertig, Heinrich, hast du die neue Weste und Halsbind' schon an?" erwiderte seine Gattin, indem sie geputzt und mit gerötheten Wangen zu dem Gemahl in's Zimmer trat.

In diesem Augenblicke herrschte eine seltsame, verhängnißvolle Stille vor dem Hause, so daß nur das Läuten und Stürmen der Glocken vernehmbar war. Bald entstand ein endloses Halloh und Gelächter und mehrere Stimmen riefen wie besessen: „Hoch lebe unser Bürgermeister Wehrheim! Hoch lebe der Alte!"

Erschreckt durch diesen Ruf öffnete der geputzte Bürgermeistercandidat das eine Fenster und seine noch geputztere Frau das andere und zeigten sich so in ihrer großen Uniform und Toilette der zahlreichen Menge,

die immer mehr anwuchs. Ein allgemeines Gelächter erscholl, so daß sich die Beiden rasch wieder in's Zimmer zurückzogen. Indem stürzte Frau Spinne herein und rief:

„Zieht Euch aus, zieht Euch aus! Alles ist verloren, der Alte ist wieder gewählt! Wir sind angeführt!"

Während im zweiten Stocke die Bürgermeisterherrlichkeit nur kurze Zeit gedauert hatte und die beiden Entthronten wie erstarrt da saßen, füllte Frau Kranz unverdrossen im Keller Flaschen und wunderte sich nur, daß der letzte Korb gar nicht geholt wurde. Aber auch sie sollte aufgeklärt werden und zwar durch den Metzgerburschen und dann durch ihren Schwiegersohn Schiefer. In diesem für die ehrgeizige Frau so entsetzlichen Momente verlor sie so sehr die Besinnung, daß sie, ohne eine Flasche unter zu halten, die Hand ruhig und unbeweglich am Krahnen hielt und den klaren Wein in den Keller fließen ließ. Endlich rüttelte sie Herr Schiefer auf und rief:

„Ich meine, es ist genug Wein fort. Wir brauchen keinen mehr in den Keller laufen zu lassen. Du wirst gleich mit deinem Stuhl anfangen zu schwimmen, so naß ist es schon."

Ach, der Frau Kranz wäre es wohl gewesen, wenn sie in der That in dem Momente geschwommen wäre, aber fern, fern von Wolkenkukuksheim als Leiche an irgend einem Orte des See's. So meinte wenigstens die leidenschaftliche Frau in den ersten qualvollen Augenblicken der Verzweiflung.

Auch auf noch eine andere Person hatte das Läuten in ähnlich heftiger aber erfreulicherer Weise eingewirkt. Herr Stadtrath Günther hatte sich nämlich, nachdem der vierte Bezirk gewählt, trostlos nach Hause begeben und dort weder von dem Dinge, das Bezug hat, gesprochen, noch irgend ein Fremdwort angewendet. Und das war ein Zeichen, daß es sehr schlecht mit ihm stand. Ruhig hatte er zu seiner Frau gesagt:

„Gib mir meine Nachtkapp', ich will mich legen."

Herr Günther gehörte zu der zahlreichen Klasse von Personen, die, wenn sie alle Hoffnungen scheitern sehen, sich in's Bett legen, fest zudecken und dann meinen, sie wären aus der Welt und man könnte ihnen nichts mehr anhaben. Aber langsam, sehr langsam ging es mit dem Ausziehen, so daß der biedere Stadtrath noch in den Unterhosen da saß, als das Stürmen der Glocken begann. Wie verzweifelt griff er in dem Augenblicke nach der Nachtkappe, die ihm seine Frau geholt, zog sie rasch über den Kopf und deckte, als wolle und könne er sich auf diese Weise vor dem Läuten retten, das Bett auf. Da stürzten im entscheidenden Momente Knechte und Mägde herein und schrieen: „Der Alte is durch, der Alte is durch!" Herr Günther meinte, er träume oder phantasire und ihm war, er wußte nicht wie. Rasch zog er sich wieder an und obschon er später behauptete, er habe nichts finden können, so war er doch seit Jahren so

schnell nicht mehr bei der Hand gewesen. Dann schritt er gravitätisch dem Rathhause zu.

Dort war unterdessen auch Frau Fischbach angekommen, während der Scribent unter der auf dem Marktplatze auf- und abwogenden Volksmenge sich herumtrieb und sich auf die Stellung seiner Mutter im Rathhause nicht wenig zu gut that. Die gute Frau hatte vor Freude, als sie von der Wiederwahl hörte, sich in der Küche vergriffen und anstatt Griesmehl in der Aufregung des Momentes ihren Pflegekindern weißen Sand in die Suppe geschüttet, was sie noch in spätern Jahren stets mit Begeisterung zu erzählen pflegte.

Ueberhaupt schien ein vollständiger Umschwung stattgefunden zu haben. Die Sieger entfalteten eine ungemeine Kühnheit und die Besiegten verloren rasch allen Anhang, mindestens wagte keine Stimme sich für sie zu erheben. Die Fenster in der Wohnung des Metzgers Schlimm waren nun womöglich noch fester geschlossen, als es die im Rathhause am Morgen gewesen waren. Den mit bunten Bändern geschmückten Tannenbaum hatte man wieder in den Hof des Hinterhauses gebracht, ohne jedoch verhüten zu können, daß Einige, die vielleicht vorher Wein und Fleisch in Empfang genommen hatten, sich Bandstreifen, wie sie sagten, zum ewigen Andenken abrissen. Die Drohungen der Piusser, sich an die Regierung und den Landesfürsten zu wenden und

die Wahl wegen Bestechung umzustürzen, schreckte die Sieger nicht, denn sie wußten, daß Bürgermeister Wehrheim dort Gönner und Freunde hatte. Einer aus der Menge schrie plötzlich, man solle den Piusbaum holen und vor dem Rathhaus aufpflanzen. Dem widersetzte sich aber die heilige Ohrfeige, die heute trotz ihres dicken Körpers überall war, indem sie sagte: Der Posthalter von Wolkenkukuksheim habe den Knecht mit den vier besten Pferden in den Wald geschickt, um eine Tanne zu holen. Und so war es auch. Der Baum wurde aufgepflanzt, während die Musik dazu spielte. Zugleich lagen in einigen Wirthshäusern Fässer auf, die von Weinhändlern und reichen Bürgern bezahlt wurden und aus denen der edle 1848er umsonst für die Leute der Partei floß. Es ging dabei so fröhlich her, daß der Gärtner Bausch sich am Neujahrstage gar nicht entsinnen konnte, wo er die Sylvester-Nacht geschlafen habe, und daß Ravazoli in seinem Bette am ersten Tage des Jahres 49 in trostlosem Zustande erwachte und nicht wenig erstaunt war, als er seinen Mantel und Hut vermißte. Diese wichtigen, mit dem Leben des Schneiders eng verwachsenen Gegenstände befanden sich aber stückweise in den Händen der Nachtwächter. Ravazoli hatte des Guten so viel genossen, daß er, als er nach Haus schwankte, nicht mehr wußte, daß seine Frau mit ihm vor vierzehn Tagen ausgezogen war. Er kroch nach seiner alten

Wohnung, wollte hinein und verführte einen höllischen Lärm, bis ihn die Nachtwächter in ihre liebevolle Hut nahmen und er bei dieser Gelegenheit, indem er sich als freier Bürgersmann und Freund des wieder regierenden Bürgermeisters entsetzlich sträubte, Mantel und Kopfbedeckung einbüßte.

In dem Hause des Herrn Wehrheim wollten die Gratulationen gar kein Ende nehmen. Alle Stände wandelten in den Zimmern, die zu einer Promenade umgestaltet zu sein schienen, ein und aus. Manche Frauen brachten zu ihren Beglückwünschungen gleich Töpfe und Körbe mit, um den Lohn in Empfang zu nehmen. Gegen neun Uhr brachten die Bürger dem Herrn Bürgermeister einen Fackelzug. Um zehn Uhr fand sich noch ein kleines Kind in dem Hausgange mit den Worten ein:

„Ei — ich sein auch ein Burgers Kind!?“ was soviel hieß, als thut die milde Hand auf. Um Mitternacht zog ein lärmender Haufen, die Weiber voran, vor das Rathhaus und ein donnerndes: „Proſt, Neujahr!“ erschallte nach allen Seiten. Kaum hatte die Bürgermeisterei sich zur Ruhe begeben, als Frau Fischbach wieder in den Zimmern wirthschaftete und mit großer Wichtigkeit und der freundlichsten Miene der Frau Bürgermeisterin, die zu ihr in die Küche kam, folgendes Schreiben überreichte.

Neuntes Kapitel.

Der Scribent.

Motto:

Ich pitte tich, les' und lies ihr tiesen Prief!

Shakespeare

Wolkenkukuksheim, den 1. Januar 1849.

Herr Bürgermeister!

Ihre Güte und Wohlthätigkeit, von der sie schon so viele Beweise gegeben haben, ermuthigt mein kindlich liebendes Herz auch vieles Glück zum neuen Jahr zu wünschen. Ich bedanke mich herzlich für alles, was sie meiner armen Mutter im verflossenen Jahr gutes erwiesen haben. Ich bete auch täglich für sie sowohl, als auch für die Frau Bürger: und auch für Herrn Toktor das sie der liebe Gott segenen und recht lange gesund erhalten möchte, denn jetzt ist soweit meine Schulzeit vorüber und ich stehe am Rand der entlas-

sung der Schule. Ich bin ein armes Weisenkind und habe kein Vater mehr. So will ich mich wehmüthig und herzlich zu ihnen wenden und sie als Vater besonders gegen die armen Wittwen und Weisenkinder sehr antheil nemender Herr, sie wollen sich doch meiner annemen. Ich will gewiß recht fleißig sein, damit ich meiner Mutter Freude mache und sie später unterstützen kann, denn sie hat mich recht gut erzogen. Ich wende mich deßhalb schriftlich an Sie, weil ich zu schüchtern bin, gerade vor Sie hinzutreten und meinen Wunsch, Schreiber zu werden, vorzutragen. Mein sittliches Betragen ist bisher der Art gewesen, daß ich mich nicht zu schämen brauche und ich werde es gewiß an Fleiß nicht mangeln lassen, mich ihrer Güte würdig zu machen, so wie ich auch ferner durch gute Sitten, Ihr Wohlwollen zu verdienen mich bestreben werde.

Indem ich sie nochmal inständig bitte, sich meiner anzunemen, bin ich mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster
Christoph Fischbach.

Dieses, offenbar schon seit einigen Tagen bereitliegende Schreiben wurde den Nachmittag durch einen Brief der Mutter des künftigen Scribenten in folgender Weise ergänzt:

Lieber Herrn Bürgermeister.

Ach mit ziterner Hand und weinenten Augen schreibe ich Ihnen meine traurige Lage. ach ich schäme mich vor Ihnen selbst zu erscheinen, den weil ich erfare habe, daß gestern nach der Wahl etwas vorgegangen ist mit dem Jörg Weber und auch mit meinem Kristoph, ach sie sind eingebrochen bei dem Wentzel und haben Lebkuchenreiter und Jungfern geholt und sie dann essen wollen, wo sie der Wentzel erwischt und durchgehauen hat und's ihnen anzeichen will. Ach der Jörg Weber ist ein böser Bub' vor dem es mir immer angst war, denn ich habe ihn gekannt, bei dem hilft alles nichts. Was fang ich jetzt an. Ich habe gleich unsern Kristopf genommen und ihn so lang geschlachen bis ich umgefallen bin das ich nicht mehr konnt. Lieber Herrn Bürgermeister erhören sie doch mein flehn und nehmen mich in Schutz ich will gewis sorgen das es nicht mehr forkommt, wenn ich das gewüßt hätt das sie Jungfern und Reiter holen wollten dan hätt ich sie eingesperrt. Sein sie doch gegen mich nicht bös. ich schäme mich vor Ihnen zu erscheinen, den ich weiß das sie den Kristopf gut leiten konnten und er war auch gut und jetzt thut er sich verfüren lassen.

Katherine Fischbach.

Zehntes Kapitel.

Und weiter?

Motto:
Seht den Himmel wie heiter!

Viele Jahre sind unterdessen vorübergegangen. Die kleine Luise Wehrheim zeigt nicht mehr, wie groß sie ist, sondern überläßt das Kunststück ihrem jüngsten Brüderchen, dafür aber horcht sie auf, wenn ihr der Vater, der zum Assessor beförderte Actuar, erzählt und vorliest von den Griechen und Römern. Wenn der Onkel Eduard kommt und behauptet, der Scipio sei doch ein größerer Feldherr gewesen, als der Hannibal, dann wird sie sehr böse, ja sogar oft ganz traurig. Doch die Tante weiß sie wieder aufzurichten, denn sie nimmt ebenso wie der Großonkel Schloßer ganz entschieden Partei für die Karthager und findet es geradezu unbegreiflich, daß ihr Mann nur einen

Augenblick anderer Meinung sein könne. Dafür führt aber auch Luise Wehrheim ihren kleinen vierjährigen Vetter, den einzigen Enkel des alten Herrn Rathes, mit freudigem Stolze spazieren und unterrichtet ihn schon in der Blumen- und Pflanzenkunde.

Diese scheint aber bei dem Schelm schlecht Wurzel zu fassen, denn als neulich der Gärtner Bausch ihm eine gelbe Rübe vorhielt und fragte, was das für eine Blume wäre, nahm er seine Peitsche und schlug tüchtig nach ihm.

Die Parteien im Städtchen stehen sich nicht mehr schroff gegenüber, die Milde und Freundlichkeit der Familie Wehrheim hat selbst die Gegner gewonnen und da beide Geistliche nach der Bürgermeister-Wahl des Jahres 1848 um ihre Versetzung eingekommen sind, die ihnen auch gewährt wurde, so sieht sich Frau Kranz immer isolirter und mehr und mehr auf ihre Familie angewiesen, denn der neue Prediger ist ein milder humaner Mann, der das Wort Gottes nicht nur auf der Zunge, sondern auch im Herzen hat. Die Beine des wackeren Herrn Günther haben leider nicht den richtigen Bezug, so daß es oft scheint, als wollte das Dinge selbst nicht mehr lange halten und sich der wackere Stadtrath bald in eine andere Welt „rangiren“, worüber er selbst gar nicht böse wäre, denn seine treue Gattin, mit welcher er fünfundvierzig Jahre Leid und

Freud getragen, ist ihm in's Jenseits vorangegangen. Dessenohngeachtet versäumt der greise würdige Mann keine Rathssitzung. Er nimmt wieder den Ehrenplatz neben seinem Freunde, dem Herrn Bürgermeister, ein und kein Verwegener wagt es sich auf den Tisch zu setzen und herumzurutschen. Alles ist wieder in dem alten ruhigen Geleise. Sogar der heiligen Ohrfeige hat sich eine christlichere Stimmung bemächtigt. Zwar macht sie noch, wenn sie ihren dicken schweren Leib durch die Felder und Weinberge spazieren trägt, manchen derben, gesunden Spaß mit den Arbeitern und Arbeiterinnen, aber sie besucht an allen Feiertagen die Kirche. Ihr größter Stolz ist, da die Hauptmannsschaft selbst ein Ende hat, die Uniform geblieben. Diese hängt mit dem Säbel in einem besonderen Schranke und wird in geweihten Augenblicken hervorgeholt.

Am schlimmsten geht es dem Schneider Ravazoli. Er hat sich trotz aller Anstrengungen keinen Mantel und Hut mehr verschaffen können und fristet von Andern unterstützt kümmerlich sein Leben. Seine Geis ist nach mehrjährigen qualvollen Leiden verschieden. Sie brach, als sie Ravazoli eines Morgens mit verzweifelter Anstrengung melken wollte, zusammen und erholte sich nicht mehr.

Der Scribent Christoph Fischbach dagegen befindet

sich wohl und munter. Er hat noch eine geraume Zeit nach dem Willen seiner Mutter große und kleine W's verfertigt, bis die gute Frau endlich einsah, daß diese Kunst zum Schreiben allein nicht ausreiche, und beschloß, ihren Sohn bei dem Herausgeber des Kreisblattes in die Lehre zu thun, damit er dort die Buchdruckerei lerne und sich auf die Weise wenigstens von Gevatter Schneider und Handschuhmacher des Städtchens unterscheide. Drei Jahre lang hat er das einzige öffentliche Organ Wolkenkukuksheims von Haus zu Haus getragen, dann ist er über den See in eine fünf Stunden entfernte Stadt in die Fremde gegangen, aber nach acht Monaten bereits wieder in die theuere Heimath und in die alte Stellung zurückgekehrt. Von dem Jungfernraub ist, Dank der Fürsorge der Frau Bürgermeister Wehrheim, nichts herausgekommen und nur den wenigen Eingeweihten fällt es auf, das Christoph Fischbach den Conditor Wentzel soviel als möglich zu meiden sucht und ihn, wenn das Schicksal die Beiden dennoch zusammenführt, mit der ausgesuchtesten Höflichkeit grüßt und behandelt.

Ein Wolkenkukuksheimer Lämpeler.



Ein Wolkenkukuksheimer Lämpeler.*)

I.

An einem heißen Junitage rollte der von Bordeaux kommende Omnibus um die gewöhnliche Zeit, das heißt Nachmittags gegen 4 Uhr, die Anhöhe herunter, an deren Fuß eine reizend gelegene Stadt Süd-Frankreichs sich ausbreitet. Die Passagiere in dem geräumigen Wagen streckten nach allen Seiten die Köpfe hinaus, um sich zu vergewissern, daß sie nun endlich ganz nahe am Ziel wären. Sie mußten auf der Fahrt von der Hitze und dem Staub' furchtbar gelitten haben, denn theils sprachen sie der Vorsehung ihren innigen Dank aus, daß sie nach solchen Qualen mit dem Leben davon gekommen seien, theils recapitulirten sie alle Beschwerden

*) Der Verfasser, an dessen Geburts- und Wohnort man nicht Lämpeler, sondern Lampeler sagt, behält, da die Erzählung einen Wolkenkukuksheimer zum Gegenstande hat, die im Fürstenthum Luftenburg gebräuchliche Sprech- und Schreibweise bei.

der elfstündigen Fahrt und schlossen mit Verwünschungen auf die Fuhrwerke, in denen die Menschen wahrhaft gerädert würden und auf die Regierung, welche Paris mit neuen Stadtvierteln beglücke, während man in der Provinz nothwendige Eisenbahnbauten endlos in die Länge ziehe. Vor Allen zeigten sich zwei Reisende erbittert und erschöpft. Da sie unglückliche Besitzer der mittleren Plätze waren und folglich die Beschwerden einer solchen Fahrt doppelt ertragen mußten, konnte man ihnen den Groll leicht verzeihen. Auf eine längere, gut französisch stylisirte, doch mit etwas fremdländischer Aussprache vorgetragene Declamation des Unglücklichen, dem der Vordersitz zu Theil geworden und somit jeder erfrischende Luftzug entzogen war, erwiederte sein vis à vis plötzlich in deutscher Sprache:

„Höre, Otto, zu arg mußt du es nicht machen; bei Euch in Deutschland ist es denn doch stellenweise nicht besser. Euere Eilwagen verdienen auch den Namen wie lucus a non lucendo!“

„Ich hätte was darum gegeben,“ erwiederte der Angeredete nun gleichfalls in deutscher Sprache, „wenn du diesen Gymnasiastenwitz nicht gemacht hättest. Er bildete vor Jahren die Einleitung zu den unglücklichsten Monaten meines Lebens, die bis jetzt unaustilgbare Spuren in meinem körperlichen und geistigen Sein zurückgelassen haben. Wäre ich abergläubischer, als ich

bin, ich würde dein lucus a non lucendo als böses Omen betrachten."

„Du bist ermüdet und ich verzeihe dir deine Gereiztheit," erwiederte der Franzose. „Wenn ich aber gewußt hätte, daß du in Süd-Frankreich so böser Laune würdest, ich hätte dir nie gerathen, Paris zu verlassen, obgleich du deinen Zweck bei zehnfach gesteigerten Kosten nicht erreicht hättest. Freundschaft und Dankbarkeit trieben mich dazu. Meine Cousine und mein Onkel werden freilich sehr erstaunt sein, wenn du mit dem Gesicht in ihr Haus trittst."

Nach diesen Worten lehnte sich der junge Mann, welcher, während er sprach, vorgebeugt gesessen hatte, wieder in den Wagen zurück. Das Gespräch verstummte. Der Omnibus fuhr durch mehrere Straßen der Stadt und hielt an der Durchfahrt eines großen, an einem geräumigen, mit Kastanien bepflanzten Platze gelegenen Hauses.

Die Passagiere sprangen heraus. Gepäckträger und mehr noch die in Frankreich unvermeidlichen Stiefel- und Kleiderputzer drängten sich vor. Mißstimmt wehrten die beiden jungen Leute Alle von sich ab, obgleich dies keine kleine Aufgabe ist, wenn der Staub auf Schuhen und Röcken sitzt und die Stiefelputzer dadurch ein Recht zu haben glauben, an den Reisenden ein Stück Geld zu verdienen. Der Franzose sorgte nur,

daß Koffer und Reisetaschen richtig abgeladen wurden und bat, sie auf das Landgut der Frau von Thivier zu besorgen.

Dann schritten die beiden Freunde schweigend über den Platz. Plötzlich blieb der Franzose, der einige Schritte vorausgeeilt war, unweit einer prächtigen Pappelallee stehen, legte den Arm in den des jungen Deutschen und sagte:

„Siehst du, Otto, dort ist das Landgut, dein künftiger Sommer-, Herbst- und auch hoffentlich Winteraufenthalt, betrachte es genau und sage dann, ob ich dir von der Lage zuviel berichtet habe.“

In der That war das große, zweistöckige, weißangestrichene und aus dem frischen Grün der Umgebung um so auffallender hervorragende Haus so gelegen, daß es auch die Blicke jedes gleichgültigen Beobachters fesseln mußte. Es erhob sich auf dem breiten Gipfel einer Anhöhe, die sich nach drei Seiten sanft abdachte.

An der Vorderseite des kleinen Berges führte ein terassenförmig angelegter Garten stufenweise bis zu dem mit Pappeln und Birken bepflanzten Flusse, der das Gut von der Stadt trennte und zu dessen Fähre die Allee führte, an welcher die Freunde bewundernd standen. Zur rechten und linken Seite des schloßartigen Gebäudes führten Wiesen hinab in zwei kleine Thäler, die von Bergen eingeschlossen wurden.

Diese überragten weit die Anhöhe, auf welcher das Haus lag, so daß es geschützt vor Ost- und Westwind erschien. Auch der Nord konnte nicht leicht einen Zugang finden, da der Hügel, was man freilich aus der Ferne kaum gewahrte, hinter dem Hause sich nicht senkte, sondern allmälig stieg und sich bald mit den beiden in einem Winkel zusammenlaufenden Bergrücken vereinigte. Letztere waren theils mit Weinreben bepflanzt, theils Ackerland, ausgenommen die Gipfel, welche von Wäldern gekrönt wurden. Einzelne kleine Häuser und Hütten lagen zerstreut in den Feldern und Weinbergen und gehörten offenbar Leuten, die dem Herrenhaus dienstbar und von ihm abhängig waren.

Die ganze Landschaft athmete einen solchen Frieden, daß der junge Deutsche einen Moment gebannt auf derselbe Stelle weilte, daß er die Mühen und Strapazen der Reise vergessen zu haben schien und daß er, ohne sich der Mittheilungen seines Freundes zu erinnern, meinte, Freude und Ruhe müßten in jener Gegend ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Ernst Clermont unterbrach die Betrachtungen seines Freundes Otto Braun mit den Worten:

„Jetzt können wir zwei Wege einschlagen. Diese Allee führt direct zur Fähre. Einer der beiden Gärtner meiner Cousine hat die Verpflichtung, Alle, welche den Umweg über die Brücke nicht machen wollen, in der

Barke abzuholen und für einen Sous per Person überzusetzen. Dann gelangen wir gerade in den Garten und steigen über die Terrasse hinauf. Der andre führt durch die Stadt. Wir gehen über die Brücke, am Ufer des Flusses und am Abhange des Bergrückens, den du dort zur Linken siehst, entlang, bis wir auf dem Fahrwege das Gut erreichen."

„Wir wollen die zwei Sous sparen, wer weiß was uns bevorsteht!" sagte Otto heiter und die Beiden schritten abermals über den Platz und durch die etwas engen Straßen der Stadt, der wohl zehn Minuten oberhalb der Allee gelegenen Brücke zu.

Der junge Mann, dem durch die prächtige Lage des Gutes, auf welchem er wohnen sollte, die Zufriedenheit zurückgekehrt war, hatte diesen Umweg in der Absicht gewählt, mit seinem Freunde noch einmal rasch und kurz sein Verhältniß zu den Bewohnern des so reizenden und verlockenden Hauses durchzusprechen.

Ernest suchte ihn vollkommen zu beruhigen. Er sagte und wiederholte ihm, was er schon in Paris gesagt und auf der Reise öfters wiederholt hatte, daß sein Onkel und seine Cousine freudig bereit seien, den jungen Deutschen in ihr Haus aufzunehmen, daß er ihnen schon aus Windig geschrieben habe, wie unendlich verpflichtet er ihm sei. Er verwies auf die Briefe, die er Otto in Paris mitgetheilt, und meinte, es würde dem alten Herrn

doppelt und dreifach angenehm sein, da er dadurch Abwechselung für sein eigenes Leben und Zerstreuung für seine Tochter hoffe.

Während sie so sprachen, waren sie in die Nähe der Brücke gekommen. In demselben Augenblick fuhr ein mit zwei schwarzen Pferden bespannter Wagen in raschem Trabe an ihnen vorüber. Beide sahen hinein und der Franzose wollte einen Sprung nach dem Schlage unternehmen, aber er hatte sich verspätet. „Teufel, das war meine Cousine und Niemand hat uns erkannt!“ sagte er, indem er sich zu Otto wandte. „Hast du sie gesehen?“ fuhr er rasch fort.

Statt aller Antwort wischte dieser sich emsig den Staub von seinem Rocke und musterte sich von oben bis unten. Der Franzose, der bald verstand, was das zu bedeuten habe, sagte lachend: „Jetzt fehlt noch, daß du zu den schwarzen Handschuhen gegriffen hättest. Aber höre auf zu putzen, es ist nun am wenigsten nöthig. Ob du mit oder ohne Staub vor dem alten Herrn erscheinst, wird dir und ihm gleichgültig sein. Meiner Cousine Lucy will ich aber alsbald berichten, welchen sauberen Eindruck ihre erste Erscheinung auf dich gemacht hat.“

Ernest Clermont traf mit seinen scherzhaften Worten das Richtige. Sein Freund war überrascht von der Schönheit der Frau, die ihm nur einen Augenblick sicht-

bar gewesen und mit Spannung sah er dem Moment entgegen, wo er ihr auf dem Gut vorgestellt würde.

Die Freunde verdoppelten ihre Schritte und bald standen sie am Fuße der Gartenanlagen, die terassenförmig zu dem Hause aufstiegen. Sie eilten durch die vom üppigen Weinlaub gebildeten Gänge und traten in das Haus ein, wo sie von einem Theile der Dienerschaft begrüßt wurden. Da der alte Herr sich auf den Feldern befand, so ließ sich Ernest die für Otto bereiteten Zimmer zeigen und geleitete seinen Freund in den zweiten Stock. Sie öffneten die Läden des Wohnzimmers und schauten nun hinab über die prächtigen Anlagen nach der Stadt und den Bergen, welche diese von zwei Seiten umgaben. Aus dem Schlafzimmer sah man nach dem Wiesenthal und nach den gegenüber auf dem einen Bergrücken angelegten Weinpflanzungen.

Die bequem eingerichteten Zimmer und vor allem die schöne Aussicht erheiterten den jungen Deutschen vollkommen. Ernest Clermont, der wußte, wie wohl es dem Menschen thut, wenn er nach elfstündiger gemeinsamer Fahrt einige Zeit sich selbst überlassen ist, entfernte sich, um, wie er sagte, seinen Onkel aufzusuchen. Gegen sechs Uhr versprach er wieder zu kommen, und seinen Freund zur Mittagstafel abzuholen.

Diese Zeit benutzte Otto, um das Nothwendigste aus seinem Koffer zu packen und sich selbst von allen Spuren

der anstrengenden Fahrt zu befreien. Im Anfange pilgerte er bald von dem einen zu dem andern Fenster, so sehr fesselte ihn der Zauber der Landschaft. Dann dachte er, wie werth ihm wohl alle diese schönen Punkte durch wiederholte Ausflüge und Spaziergänge werden müßten. Manchmal erschien es ihm wie ein Traum, daß er sich von Windig nach Paris und von dieser Weltstadt in eine solche südliche und idyllische Landschaft versetzt sah.

In der That hatte das Leben des jungen Mannes von Jugend auf etwas Abenteuerliches.

Mit Ernst und Entschiedenheit hatte er nie einen Plan gefaßt und ausgeführt. War er dagegen durch einen Zufall, durch äußere Einflüsse und Bekanntschaften auf irgend ein Ziel aufmerksam gemacht worden, so strebte er darnach mit leidenschaftlicher, Alles aufbietender Heftigkeit, der dann gewöhnlich Abspannung zu folgen pflegte. So hatte er als Lehrer an dem Gymnasium zu Windig in dem zweiten Jahre seiner Anstellung den jungen Franzosen kennen gelernt, der dorthin gekommen war, um sich für sein Examen in Paris vorzubereiten. Da die deutsche Sprache in den letzten Jahren an allen Lyceen Frankreichs als Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan aufgenommen worden war, so glaubte Ernest Clermont mit Recht, seine Stellung wesentlich zu verbessern, wenn er sich, bei genauer Kenntniß der alten Sprachen,

auch mit dieser vertraut mache. Zudem fühlte er sich durch die Uebersetzungen von einzelnen Werken unserer großen Poeten auf das lebhafteste angezogen. Er kam um Urlaub ein, reiste nach Deutschland und lernte bald nach seiner Ankunft Otto kennen. Dieser, den die Liebenswürdigkeit und das Streben des gebildeten, geistreichen Franzosen lebhaft anzogen, schloß mit ihm einen Freundschaftsbund und verwandte mehr Mühe auf den Unterricht, den er Ernest ertheilte, als auf seine sämmtlichen übrigen Stunden. Das Resultat blieb nicht aus. Der Franzose machte ungewöhnliche Fortschritte und fühlte sich seinem Freunde und Lehrer so verpflichtet, daß er ihn mit Gewalt aus seiner Stellung, in der er sich unglücklich fühlte, herauszuziehen suchte. Er munterte ihn auf, ihm nach Frankreich zu folgen, dort die französische Sprache vollständig zu erlernen, das heißt in der Weise, daß er nicht etwa nur eine Conversation führen, sondern Vorlesungen halten und vor allem auch eine zwischen den beiden Nationen vermittelnde schriftstellerische Thätigkeit in der fremden und heimischen Sprache entfalten könne. Dieser von einem kaum fünf und zwanzigjährigen jungen Manne ausgehende Vorschlag leuchtete seinem Altersgenossen ein. Trotz der Bitten der Eltern kam er, unterstützt von der großmüthigen Freigebigkeit eines reichen, unverheiratheten Onkels, um seine Entlassung ein. Sie wurde gewährt und Otto

folgte dem Franzosen nach Paris, um sich dort, während der Zeit dieser sein Examen in der deutschen Sprache bestand, für das genaue Studium der französischen vorzubereiten. Aber der verknöchertste deutsche Philologe möchte in den ersten Monaten seines Aufenthaltes in der Seinestadt nicht zum Studiren kommen, wenn er auch die besten Vorsätze mitgebracht hätte — geschweige denn ein Wolkenkukuksheimer Lämpeler, der froh ist, wenn er einen Grund hat, um nicht arbeiten zu müssen. An solchen Gründen aber ist Paris überreich. Vier Wochen vergingen, der Franzose hatte trefflich bestanden, sich aber nur darin getäuscht, daß er glaubte, man würde ihn zum Professor in seiner Geburtsstadt in Süd-Frankreich ernennen. Statt dessen erhielt er eine Anstellung im Elsaß in der Nähe der Schweizer-Grenze. Dadurch wurden Otto's Hoffnungen vernichtet. In Paris wollte und konnte er nicht bleiben, aber dem jungen Mann in eine deutsch-französische Provinz zu folgen, in der man beide Sprachen gleich schlecht spricht, schien auch nicht rathsam. Ernest ersann einen Ausweg. Er schrieb umgehend an seinen Jugendfreund, welcher Professor der lateinischen Sprache an dem Liceum einer zehn Stunden von seinem eigenen Geburtsort entfernten Stadt war und von dem er wußte, daß er dasselbe Streben hatte, nicht aber dieselben Mittel, um nach Deutschland reisen zu können. Dieser bât, ja flehte, ihm den jungen Deut-

schen zuzuschicken, der Unterricht sollte wechselseitig sein und er würde alle seine Kräfte aufbieten.

Zu gleicher Zeit hatte sich Ernest an den Bruder seines Vaters, den alten Herrn Clermont, und an dessen Tochter, Frau von Thivier gewandt. Er hatte ihnen seinen Aufenthalt in Deutschland und seine und seines Freundes Wünsche geschildert und bat seine Cousine, dem jungen Deutschen auf ihrem Gute für mehrere Monate ein Domicil zu eröffnen. Die Antwort von Vater und Tochter lautete gleich freundlich und verbindend. Otto war durch die liebenswürdige Artigkeit der Verwandten seines Freundes freudig überrascht, meinte aber, nirgends sich niederlassen zu können, wo er nicht zahle. Dies verursachte heftige Debatten, denn Ernest erklärte, er könne seiner Cousine, einer der reichsten Damen der ganzen Provinz, nie und nimmer Geldvorschläge machen. Er weihte nun den jungen Mann, dessen feste Verschwiegenheit ihm wohlbekannt war, in die Familienverhältnisse seines Onkels ein. Darnach war dieser einer der angesehensten Kaufleute der Stadt gewesen, hatte mit seiner Frau ein außerordentliches Vermögen erheirathet und seiner einzigen Tochter, auf deren Schönheit und Talente die ganze Familie stolz war, eine glänzende Erziehung gegeben. Uebertriebene, unmäßige Speculationen und der Sturz zweier Banquierhäuser in Bordeaux erschütterten den Reichthum des Hauses Clermont voll-

ständig. Am Vorabend des drohenden Falles bot sich eine Gelegenheit, mit Aufopferung des Glückes ihres einzigen Kindes, die Ehre und den Namen der Familie zu retten. Herr von Thivier, der reichste Gutsbesitzer der Umgegend, von altem Adel und alt an Jahren, bot wiederholt der ein und zwanzigjährigen Lucy seine Hand an. Der Vater, welchen der bevorstehende Sturz des Hauses Clermont momentan unempfindlich für die Thränen und Qualen seines Kindes gemacht hatte, stellte zuletzt die Entscheidung, ob er untergehen oder gerettet werden solle, seiner Tochter anheim. Nach einer unter Thränen in Gebeten durchwachten Nacht erschien das, in den letzten Tagen bis zum Wahnsinn erregte Mädchen gefaßt und ruhig. Sie war wie umgewandelt. Kalt willigte sie in die Vermählung, als Marmorbraut stand sie an dem Altar und kalt aber gewissenhaft bis zum Kleinlichsten erfüllte sie ihre Pflichten gegen den Gemahl. Die Mutter starb ein Jahr nach der Vermählung ihrer Tochter und nahm noch den Trost mit in das Grab, daß ein Enkelchen, dessen Geburt sie mit den heißesten Dankgebeten begrüßt hatte, den Schmerz ihres Kindes lindern würde. Drei Jahre nach der Geburt seiner kleinen Anna starb Herr von Thivier und die junge fünf und zwanzigjährige Wittwe nahm ihren gebeugten Vater zu sich, damit er, wie sie zu sagen pflegte, Theil nehme an der Oberleitung der ausgebreiteten Güter ihres Kindes.

Obschon unterdessen abermals mehrere Jahre verflossen waren, und die junge, gleich schöne und reiche Wittwe von allen Seiten mit Aufmerksamkeiten und Huldigungen wahrhaft überschüttet wurde, so entsagte sie doch nicht der kalten Abgeschlossenheit, die sie während der Dauer ihrer Ehe an den Tag gelegt hatte. Dessenohngeachtet behauptete Ernest, er kenne keine Frau, seine Mutter ausgenommen, die ihm so viel Hochachtung und Bewunderung einflöße als seine Cousine.

Obgleich solche und ähnliche Erzählungen für den jungen Deutschen Vieles hatten, was ihn unläugbar anzog, so bestand er doch darauf, sich im Gasthof einzuquartieren. Diese Idee suchte ihm Ernest auszureden, indem er darauf hinwies, wie überaus fördernd der Umgang mit seinem Onkel und seiner Cousine für seine Zwecke sein müsse und wie er ihm am Ende von größerem Werthe sei, als die auf eine gewisse Zahl beschränkten Stunden des Professors. Da aber Otto durchaus nicht nachgeben wollte, so schrieb Ernest, sein junger Freund bestehe darauf, eine gewisse Summe, gleichsam als Tribut, zur Förderung der Arbeiter des Landgutes zu verwenden. Frau von Thivier antwortete, sie erwarte die Reisenden, für den Gast sei Alles eingerichtet und dessen Wohlthätigkeit werde sie gewiß in keiner Weise hemmend entgegentreten.

An dieses und Aehnliches dachte Otto, als er, voll-

ständig zum Hinabsteigen gerüstet, sich einen Sessel an das Fenster gezogen hatte und träumerisch über die Landschaft hinblickte. Bald kam Ernest und stellte seinen Freund dem alten Herrn Clermont vor. Dieser, ein noch rüstiger Mann, dessen dunkle lebhafte Augen und frische Wangen in Widerspruch standen mit dem gebleichten Haare und der tief gefurchten Stirne, empfing den jungen Deutschen mit französischer Artigkeit, die aber offenbar dem Herzen entsprang und deßhalb um so liebenswürdiger und einnehmender war. Er dankte im Namen seines Bruders und seiner Schwägerin für alle Freundschaft, die Ernest von seinem Lehrer in Windig zu Theil geworden, er lobte die correcte französische Aussprache seines Gastes und bat ihn mit hinabzusteigen, da Frau von Thivier, die schon mit vielen Völkern verkehrt habe, erfreut sei, auch einmal einen echten Deutschen an ihrer Tafel begrüßen zu können. Otto dachte daran, wie er vor etwa zwei Stunden an der Brücke so emsig den Staub abgeputzt hatte und folgte mit einer gewissen ahnungsvollen Beklommenheit dem alten Herrn. Diese verlor sich aber augenblicklich, sobald er in den Saal eintrat und Frau von Thivier aus einer Fensternische, in welcher sie mit ihrem Töchterchen gesessen, ruhig und freundlich auf ihn zutrat und ihm zum Willkomm die Hand reichte. „Es ist gut, daß Sie gerade jetzt kommen,“ sagte sie, „denn Anna fragt mich schon seit zehn Minuten,

ob sie denn auch „wirklich und ganz wirklich und ganz und gar wirklich" ein Deutscher seien und Deutsch sprechen könnten."

Otto ging auf das Kind zu, das sich fest am Kleide seiner Mutter hielt und sprach einige deutsche Worte, die nicht dazu dienten, die Befangenheit der Kleinen, die sich um ihre Mutter herum flüchtete und dabei nicht los ließ, zu vermindern.

Dann folgte er Frau von Thivier, die mit Vergnügen zu hören schien, welchen wohlthuenden Eindruck das Landgut auf den jungen Mann nach der qualvollen Reise gemacht hatte, zu dem geöffneten Fenster. Während Lucy sich leise an den einen Flügel anlehnend, Otto auf mehrere der reizendsten Punkte aufmerksam machte, gewann dieser Zeit, die hohe Frau selbst näher zu betrachten. Er mußte sich gestehen, daß er eine seltene und mächtige Schönheit vor sich habe. Schlank aufgewachsen, von mehr als mittlerer Größe, waren die Formen des Körpers von einer Fülle, wie sie Balzac häufig seinen „Frauen von dreißig Jahren" zuzuschreiben pflegt, einer Fülle, welche den imponirenden Reiz der ganzen Erscheinung jetzt noch bedeutend erhöhte, im Laufe der Jahre aber die Grenzlinien der Schönheit vielleicht etwas zu überschreiten drohte. Dem plastischen Wuchse entsprach der freie, regelmäßige Statuenkopf, entsprach die Ruhe dieser marmorschönen Züge. Die edle Stirn, die weichen, leicht

gebräunten Wangen wurden umrahmt von reichem dunkelbraunem Haare. Bewegtheit und Leben aber erhielt dieser Kopf, der des Meisels der besten Sculptoren würdig gewesen wäre, durch die dunkeln glänzenden Augen, deren Feuer ahnen ließ, wie diese Frau als neunzehnjähriges Mädchen der Stolz und die Freude der Eltern war und die Bewunderung der ganzen Stadt erregen mußte.

Während der Tafel wurde abwechselnd von Paris und Deutschland gesprochen. Dann suchten die beiden jungen Männer den Professor auf, der außerordentlich erfreut war, Otto zu sehen, zugleich aber mittheilte, er müsse sich für die nächsten vier Wochen entschuldigen, seine Mutter sei leidend und deßhalb werde er die Ferien zu Hause zubringen. Dies war um so unangenehmer für Alle, als auch Ernest in zwei Tagen abreiste und Onkel und Cousine ihn nach seiner Heimath begleiten und einige Zeit dort verweilen wollten. Auf den Vorschlag, seinem Freunde oder dem Professor zu folgen, ging Otto nicht ein und so sah er sich, nachdem noch ein Tag fröhlich verbracht worden war und er am andern Morgen am Reisewagen Abschied genommen hatte, allein und ohne alle Bekannte, denen er sich hätte aussprechen können. So ist es denn leicht begreiflich, daß er in dieser Abgeschlossenheit einen Rückblick auf sein eigenes Leben warf und den Entschluß faßte, zu seiner Zerstreuung dasselbe

in flüchtigen Skizzen niederzuschreiben. Vielleicht war er dazu angeregt worden durch eine lebhafte und heitere Unterhaltung der beiden jungen Franzosen, in welcher sie ein Büchlein „Jugenderinnerungen" besprachen, das einer ihrer Schulfreunde geschrieben und das Glück gemacht hatte. Mindestens dachte Otto, während er die Skizzen niederschrieb, an eine künftige Ausarbeitung derselben. Sie lauteten aber, wie folgt.

1.

In der Tertia des Gymnasiums zu Windig erhielten wir die Aufgabe, unser Leben zu beschreiben oder, wie es Conrector Budde, wahrscheinlich der deutschen Aufsatzstunde zu lieb, nannte, ein curriculumvitae zu liefern. Der wackere Mann hatte eine seltsame Vorliebe für Biographien, vielleicht gerade weil die seinige sehr raurig ausgefallen wäre, denn seine Studienzeit konnte man mit den Worten: Armuth und Hunger, seine Staatsdienerschaft mit: Schulden und Kinder charakterisiren, was so ziemlich dasselbe ist. Die Lebensbeschreibungen wurden verfertigt und die Stunde, wo sie vorgelesen werden sollten, war herangekommen. Einer Namens Ludwig Pflaum, an dem der Name das genießbarste war und der später als Mann seiner Frau eine gewisse Rolle spielte, wurde zuerst aufgerufen. Er begann: „Ich habe auf der Wiener Chaussee das

Licht der Welt erblickt." Hier unterbrach der Herr Conrector seinen poetischen Anfang und bedeutete ihm, daß er nicht auf der Wiener Chaussee geboren sei, sondern in einem Hause, das vielleicht an dieser Straße liege. Die Zurechtweisung und das gesunde Lachen der Tertianer klingen mir noch in den Ohren. Ich werde nicht in den Fehler verfallen und beginnen: Ich bin im Schönborner Hofe geboren, sondern:

Der Frühling war zur Freude aller Wolkenkukuksheimer wieder in's Land gekommen. See und Fluß belebten sich. Die Dampfschiffe begannen ihre regelmäßigen Fahrten. Ueberall herrschte rege Thätigkeit. Wie die Jahreszeit, so kehrte auch mit ihr die bestimmte Arbeit zurück. In dem Hause des Schullehrers Braun aber war man beschäftigter als in den letzten verflossenen Jahren. Die drei Kinder des würdigen Knabenerziehers stolzirten bereits in ihren Sommerkleidchen einher. Das älteste Mädchen hatte während des Winters sein Sommercostüm verwachsen, dafür war das Zweite zur Freude der Mutter hineingewachsen. Der kleine Junge fuhr wieder, die Peitsche in der Hand, die Haare über die Stirne herabhängend, im blauen Kittelchen und entsprechenden Unaussprechlichen im Hofe auf und ab und war Fuhrmann, Pferd und Wagen zu gleicher Zeit. Er lud ab und auf, spornte sich durch Schläge an und belobte sich und er-

mattete nur, um auf einen Sandhaufen zu eilen und dort unterirdische Gänge zu graben. Obschon nun demnach Alles in gewohnter Ordnung sich fand, war doch die Frau Lehrerin unablässig beschäftigt mit Nähen und Schneidern. Alte Leinwand wurde hervorgesucht und zerschnitten, aus Schubladen, die lange, lange nicht mehr geöffnet waren, zog sie Häubchen, Jäckchen und Hemdchen hervor, die einst ihrer kleinen Dreizahl gedient hatten, jetzt aber für dieselbe unbrauchbar geworden waren. An allen diesen Beschäftigungen war der Storch Schuld, der seit einiger Zeit aus dem Süden zurückgekehrt und ernstlich darauf bedacht war, das alte Nest wieder auszubessern. Es mußte diesmal ein besonderes Bewenden mit dem alljährlichen Boten des Frühlings haben, denn schon vor seiner Ankunft hatte man die Kinder gefragt, ob sie nicht wünschten, daß er ihnen etwas mitbringe. Einstimmig bestellten sie sich, verlockt durch den dicken gesunden Jungen des Nachbars, der bisweilen von der Magd in den Hof gebracht wurde und den sie dann am Kinne kitzelten, damit das Kind lache, ein Brüderchen. Sehnsüchtig wurde der Vogel erwartet. Da saß eines Morgens ein Storch auf dem Nest und ein Anderer flog ab und zu, aber das erwünschte lebende Spielzeug für Kinder und Erwachsene blieb aus.

Die kleine sechsjährige Luise, der Liebling des Vaters

und, als Schulmeisterskind, auch der Liebling der Wolkenkukuksheimer Jugend, hatte bereits ihrer Freundin mit einem Freudensprung vertraut:

„Ich bekomm noch ein Brüderchen, ich bekomm noch ein Brüderchen!“ Diese hatte gemeint, sie würde vielleicht schon zwei haben, wenn der Storch so nahe an ihrem Hause sein Nest erbaut hätte. Die Scheu vor dem Vogel wurde noch vermehrt, als eines Tages die alte Marie, die Magd des Lehrers, den Kindern erzählte, der Storch sei dagewesen und habe die Mutter ins Bein gebissen, sie selbst sei eben mit dem Wasserzuber auf dem Kopf die Treppe heraufgekommen, da sei er durch das Gangfenster fortgeflogen. Dies Ereigniß hatte Statt, als die Wetterfahne, nachdem sie lange nach Osten gezeigt, knarrend zwischen Westen und Süden sich drehte; als die Amsel Morgens kurz vor drei mit ihrem Schlagen zu beginnen pflegte, die Menschen auf einen Augenblick weckte, dann aber nicht eher ruhte, bis die Kanarienvögel in den Käfigen vor den Fenstern zuerst ihr Schnäbelchen wetzten und dann um die Wette mit einstimmten, so daß die Störche wach wurden, der Alte das Nest verließ, die Jungen ihre Flügel übten und der eine sogar sich bis auf den benachbarten Schornstein wagte. An einem Tage, der auf einen solchen Morgen folgte, also gegen Ende des Monats Juni verließ Herr Braun das Haus sorgen-

voller als gewöhnlich. In den Schulstunden war er sichtbar zerstreut, so daß die Jugend Vortheil daraus zu ziehen suchte und die Unruhe und Unachtsamkeit gewaltig im Wachsen war. Einer der Kühnsten hatte ein förmliches wohlgezieltes und erfolgreiches Scharfschießen mit Kirschenkernen auf seine Mitschüler begonnen. Eben hatte er unter der Bank neue Munition hervorgeholt, als er beim Abfeuern plötzlich ertappt wurde und unrettbar der Strafe verfallen schien.

Herr Braun ging ruhig zur Straftafel und hatte schon mit Kreide darauf geschrieben: „Karl Prieger bleibt heute von 11—12 da und schreibt“ — — — als plötzlich an die Thüre geklopft wurde, er rasch hinaussprang, offenbar mild gestimmt wieder hereinkam, den Straferlaß auswischte und die Jugend für den Morgen entließ. Zwei Stunden später war er um ein Söhnlein reicher und von dem Augenblick an mein treuer, sorgsamer, vielverehrter Vater.

Den Kindern, welche die Mutter und das neue Brüderchen sehen wollten, sagte die alte Marie, es sei eine schwere schwere Wunde, die ihr der Storch gebissen habe, aber sie würde gewiß bald wieder gesund werden, denn der Herr Doctor sei ein grausamlich geschickter Mann, sie selbst sollten nur hübsch ruhig sein und ihr nicht so viel in der Küche in den Weg laufen, damit sie der Mutter gute Suppen kochen könne.

Das hielten die Geschwister auch treulich, im Hof waren sie ruhig und suchten möglichst nahe bei einander zu sein, wenn einer der Störche klappernd nach dem Neste flog. Sobald sie das Haus betraten, schlichen sie auf den Zehen und auf diese Weise hatte sich die kleine Luise bis zu dem Zimmer, in dem die Mutter lag, gewagt und zur Strafe das Brüderchen schreien hören, so daß sie erschreckt fortlief.

Kurz nach der Geburt und auch noch eine sehr geraume Zeit später hat ein junger Wolkenkuksheimer Weltbürger ebensowenig Bewußtsein von sich und seiner Umgebung, wie ein Pariser oder Berliner und er muß sich in Bezug auf diese Zeit vollkommen den Aussagen Anderer anvertrauen. Diese lauteten sehr seltsam und widersprechend. Die Wartefrau fand, wie das alle Wartefrauen bei jedem Neugeborenen finden, daß ich sehr klug in die Welt schaue und um die Augen dem Vater, um das Kinn der Mutter ähnlich sehe. Später wurde die Familienähnlichkeit noch bedeutend erweitert. Jeder neue Besuch entdeckte neue Aehnlichkeiten und so sah ich bald dem Vater, bald der Mutter, bald den Großeltern, bald den Geschwistern ähnlich und vereinte, wenn man Alles zusammenfaßte, die ganze lebende und verstorbene Verwandtschaft in meinem kleinen, mit der Hand zu bedeckenden Gesichte. Im Gegensatze zu meinen Geschwistern ver-

wässerte man mir schon den Eintritt in's Leben, indem ich ein sogenanntes Wasser- und Milch-Kind wurde und folglich $^2/_3$ Wasser und $^1/_3$ Milch erhielt. Dafür wurde ich zur Entschädigung vorzüglich sorgsam gepflegt und sobald ich zur Tag- oder Nachtzeit schrie, im Zimmer herumgetragen und auf den Armen eingewiegt. Meine Geschwister durften mich zum erstenmale am festlichen Kirchweihtage sehen. Dieser war Ende Juni und da meine Geburt viele Kosten verursacht hatte, so erhielten die Drei sechs Kreuzer zur gemeinschaftlichen Theilung und als Hauptgeschenk mich. Auch waren sie mit dieser lebenden Puppe und Trompete, welche letztere ich vortrefflich vertreten haben soll, seelenvergnügt, die sechs Kreuzer aber wurden auf dem Caroussel verritten.

Vier Wochen alt wurde ich in die christliche Gemeinde aufgenommen. Im Jahre 1830 herrschte in Wolkenkukuksheim noch Eintracht unter den Confessionen und ein protestantischer Lehrer konnte ungestört der ersten Knabenschule vorstehen, obgleich die meisten Einwohner Katholiken waren. Dafür stellte er aber auch am Frohnleichnamsfeste, wenn die Prozession vorüberging, seine schönsten, sorgsam gepflegten Blumen an's Fenster und erlaubte dem ältesten Töchterchen, daß es, nachdem das weiße Kleidchen angezogen und das blonde Haar sorgsam gelockt war, als Engelchen mit einem

mit Blumenblättern gefüllten Körbchen dem Himmel, unter dem der Geistliche mit dem Allerheiligsten sich befand, voranging und Blüthen auf seinen Weg streute. Unter diesen Umständen war es nicht auffallend, daß ich, da kein protestantischer Pfarrer in der Stadt war, von einem katholischen getauft wurde. Während der heiligen Handlung selbst zeigte ich mich aber als zukünftiges, wenn auch etwas bestechliches, Glied der protestirenden Gemeinde, denn meinem durchdringenden Geschrei konnte nur durch einen Lutscher ein Ende gemacht werden. Für die Kindtaufe hatte man sich tüchtig angestrengt; es gab verschiedene Arten Kuchen und dann folgten Fleischspeisen mit Wein. Meine Geschwister hatten an dem Tage besondere Befürchtungen. Die alte Marie hatte einmal früher, als sie dieselben beim Niederlegen fragten, warum denn die Mutter so dick sei und gar nicht mehr mit ihnen herumspringe, geantwortet, sie habe zu Ostern und Pfingsten zu viel Kuchen gegessen und daher komme es. Nun meinten sie, das stelle sich bei dem Festessen wieder ein. Diesmal aber war die Furcht ungegründet.

Meine Eltern hatten mir drei Pathen ausgesucht und waren noch dem guten alten Herkommen treu geblieben, das heißt, sie hatten bei der Wahl nicht den Reichthum, sondern die Freundschaft und Rechtschaffenheit in Betracht gezogen. Zwei davon habe ich, da

sie fern von meinem Geburtsstädtchen wohnten, nur sehr flüchtig gesehen und von dem Einen nichts, von dem Anderen gar nichts als fortlaufendes Pathengeschenk erhalten. Meinem dritten Pathen dagegen sollte ich manchen Kreuzer und manches Stück Kuchen und seiner guten Frau einen Ausspruch verdanken, der mich oft erheiterte und ermuthigte und der da lautet: „Ich riskir's wie die Frau Gevatterin mit den Zeugschuhen." Mein Pathe war nämlich als gemeiner Soldat in die Luftenburger Armee eingetreten und hatte den Feldzug in Spanien mit Auszeichnung mitgemacht, obgleich er in dem Buche, das von dem Antheil der Luftenburger an dem Halbinselkriege handelte, nur zweimal kurz erwähnt war: als avancirt zum Korporal und Feldwebel. Die Bravour, die er bewiesen, indem er zwei Spanier allein zu Gefangenen machte, und bei anderer Gelegenheit dem Obersten das Leben rettete, war nicht verzeichnet, obgleich er ihr doch die Rangerhöhung zu verdanken hatte. Nach beendetem Kriege wurde er zum Lieutenant und Inspector eines kleinen Zeughauses in der Nähe von Wolkenkukuksheim befördert. Obgleich in Jahren vorgerückt suchte er sich doch noch eine Inspectorin und da er in Spanien erfahren hatte, daß junge Weiber leidenschaftlich und wankelmüthig sind, wählte er, nachdem er mit militärischem Scharfblick und der Sicherheit eines er-

fahrenen Kriegers inspicirt und recognoscirt hatte, die Schwester des Zeughausverwalters, die nicht mehr die jüngste ihres Geschlechtes, aber seelengut und für ihn in Wahrheit eine treue Gefährtin war. Die Frau Pathin hatte aber in einer Hinsicht entschiedenes Unglück, wobei sie sich freilich mit vielen Anderen und mitunter mit berühmten Leuten trösten konnte. Goethe erzählt in Wahrheit und Dichtung, daß seine Schwester jedesmal am Vorabend eines Festes oder Balles einen Ausschlag der Haut bekommen habe.

In manchen Städten greifen sorgsame Bürger morgens nach dem Regenschirm, wenn für den Abend ein Wirth und Besitzer einer Gartenanlage großes Feuerwerk und eine venetianische Nacht angekündigt hat. Die Frau Inspector nun, welche im Sommer eine außerordentliche Vorliebe für Zeugschuhe hatte, wurde durchschnittlich, so oft sie diese bei ihrem Gang nach der Stadt anzog, von einem heftigen Regen überrascht und kam dann in meinem elterlichen Hause klagend an, um sich ein paar andere Schuhe zu leihen. „Siehst du's, Kind,“ hörte ich bei solchen Gelegenheiten oft den Pathen sagen, „du hättest mir folgen und dich besser vorsehen sollen.“

„Aber Kind,“ erwiederte sie, „ich muß es doch einmal riskiren, wofür habe ich denn die Zeugschuhe?“

Da diese Scene sich oft wiederholte, so entstand

bald in der Familie das schon angeführte Sprichwort, das etwas unendlich aufmunterndes hat. Denn selbst beim Schreiben einer Novelle, wo Zaghaftigkeit gewiß nicht ausbleibt, kommt frische Kraft, wenn man an die nicht zu ermüdende Frau Pathin denkt und es riskirt wie die Frau Gevatterin mit den Zeugschuhen.

2.

Durch Geburt und Taufe erhielt ich den Namen Otto Braun, mit dem ich immer sehr zufrieden gewesen bin. Otto ist ein welthistorischer Name, die Thaten des großen sächsischen Kaisers sind jedem unterrichteten Quartaner und jedem geordneten Staatsdiener wohlbekannt und von seinen Nachfolgern heißt es in den Kaiserversen, die ich später im Gymnasium auswendig lernen mußte:

Auch Otto der Zweite und Otto der Dritte regierten nach Vaters löblicher Sitte. Von den Braunen wird zwar in der Weltgeschichte nicht erwähnt, daß sie irgend einer Zeit einen besonderen Glanz verliehen hätten, für das Privatleben aber ist der Name kurz und gut. Braun faßt die drei einfachen Hauptfarben Gelb, Blau und Roth — und zwar überwiegend Roth in sich; doch sollte es mir auch nicht an der speciellen Mischung von Gelb und Blau fehlen, denn ich mußte oft genug hören, daß ich mitunter etwas grün sei. Ohngeachtet meines vortheilhaften Namens weiß ich, wie andere Sterbliche, von

meiner frühesten Jugend sehr wenig. Die erste mir gebliebene Erinnerung ist insofern pikanter Natur, als sie von wollenen Strümpfen herrührt. Gegen diese zeigte ich als Kind die heftigste Abneigung und so weiß ich, daß ich an einem Sonntag Morgen, der immer frische Strümpfe mit sich brachte, regungslos vor einem geflochtenen Stuhle stand und mit den beiden Händen die etwas über den Sitz hervorragenden Stuhlbeinköpfe umfaßt hielt. So hoffte ich, indem ich kein Glied rührte, dem Jucken zu entgehen. Meine Unbeweglichkeit fiel bald auf, man kam ihr auf den Grund und das Resultat war, daß mich die Geschwister im Zimmer herumzerrten. Später soll ich die Mutter mit rührenden Bitten um baumwollene Strümpfe wahrhaft verfolgt und meine ganze vergangene und zukünftige Bravheit und Folgsamkeit erwähnt haben, um der Qual zu entgehen. Es half nichts. Die Antwort lautete: die baumwollenen seien alle schmutzig. Mein Anerbieten, mir ein Paar selbst zu waschen und am Ofen zu trocknen, wurde gleichfalls abgewiesen. Meinen Geschwistern diente ich in der Zeit vortrefflich als Spielzeug. Ich war stolz darauf, das Pferdchen meines Bruders zu sein. Er spannte mich ein, obgleich kein Wagen da war, trabte mit mir durch den Hof am Apothekerbirnbaum vorbei nach der Pumpe. Dort wurde aufgeladen. Er machte alle Bewegungen, als lege er etwas auf einen Karren. War dieser bepackt,

dann ging es im Schritt nach dem Hofthor, wo die ganze Fracht abgeladen wurde und das Pferdchen nach Kräften wieherte und umhersprang, bis es wieder eingefangen wurde. Manchmal zog er auch aus zur Jagd und schnell war das Roß in einen Hund verwandelt, der bellend nebenher lief und das Wild, das meistens in Gänsen bestand, die sich in den Hof gewagt hatten, kühn aufscheuchte und verfolgte. Da mein militairischer Pathe meinem Bruder Helm, Schild und Schwert verfertigt und mich auch schon mit meinem Alter entsprechenden Waffen versehen hatte, wurde ich eingeweiht in die Geheimnisse des Ritterthums und war Knappe, bevor ich eigentlich Knabe war. Ein wesentlicher Unterschied zwischen unserm und dem früheren Ritterthum bestand darin, daß die alten Helden für und wir gegen die Frauen kämpften. Mit Vernachlässigung aller Galanterie stürzten wir auf die Schwestern los und auf die Mägde, welche an der Pumpe im Hof Wasser holen wollten. Dort entspann sich oft ein heftiger Kampf, dessen Ende gewöhnlich war, daß mein Bruder mit dem Holzschwert in den gefüllten Wasserzuber schlug und fort lief und ich dafür die Spritzen ins Gesicht und die Schläge auf einen anderen, seltener dem Sonnenlichte ausgesetzten Theil erhielt. Friedlicher waren die Dienste, welche ich meinen Schwestern zu erfüllen hatte. Sie bekamen manchmal Besuch und dann wurden Spiele aufgeführt,

in welchen die Mädchen alle verheirathete Frauen waren und ich das Kind sämmtlicher Familien vorstellte. Bei den gegenseitigen Besuchen, die von einer Stelle des Hofes nach einer anderen gemacht wurden, mußte ich bald mitgehen, bald zu Haus bleiben; immer aber war ich der Gegenstand sorgfältiger Aufmerksamkeit. Am liebsten hielt ich zu meiner Schwester Luise, der ich nur im Spätsommer untreu wurde, wo der Platz unter dem Apothekerbirnbaum die höchste Anziehungskraft hatte. Die Birnen auf dem Baum gehörten der Herrschaft, aber die, welche ein freundlicher Wind herunterwehte, dem redlichen Finder. So schenkten wir denn sämmtlich in dieser Zeit dem Baume die sorgfältigste Aufmerksamkeit, die sich noch bedeutend steigerte, wenn ein Gewitter drohte oder gar ausbrach. Wie gebannt pflanzte sich dann die Vierzahl an dem Fenster auf, das der Hausthüre zunächst war. Blitz und Donner scheuchten uns nur auf Momente, der rauschende Regen aber nie zurück. Fiel eine Birne vom Baum herunter, so begann das Wettrennen, das ich wenigstens weit genug mit machte, um durchnäßt in der Mitte des Weges umzukehren und, den Andern die Beute überlassend, wieder herein zu laufen. War der Vater zu Hause, so wurden freilich die Streifzüge unterlassen; die Mutter aber konnte nur mit Gewalt und durch Zuschließen der Thüre die in diesen Momenten wild aufgeregten jugendlichen Gemüther bändigen. Das

Gebot des Vaters, den Birnbaum nicht zu berühren, wurde streng befolgt. Nur manchmal bemächtigte sich mein Bruder einer Bohnenstange, schwenkte sie wie eine Fahne und ging laut singend, scheinbar völlig harmlos, eine Zeit lang im Hofe auf und ab, indem er genau die Fenster des Nebenhauses und die des herrschaftlichen, in dem der Verwalter wohnte, im Auge behielt. Plötzlich machte er eine Biegung, der Gesang wurde noch lauter und unschuldiger, die kahle Fahne noch kühner geschwenkt und höher gehoben und gerade unter dem Baum durch ging es mit sicherem Schritt und pochendem Herzen. Das Resultat war fast immer genießbar und bestand in einer oder zwei leicht verwundeten Apothekerbirnen.

So kam denn das sechste Jahr und somit die Zeit, in welcher nach den Gesetzen Luftenburgs die Kinder die Schule besuchen müssen, immer näher. Obgleich ich noch nicht Schüler gewesen war, hatte ich doch schon als Kind eines Lehrers Schule gehalten, indem ich sämmtliche Stühle des Wohnzimmers in eine Reihe stellte und dann mit dem Stock in der Hand fragend vor ihnen auf und abging und von Zeit zu Zeit, während die Mutter in der Küche war, tüchtig drauf schlug und den einen herunter, den anderen hinauf setzte. Auch meinem Farbenkasten gegenüber spielte ich den Schullehrer, schuf verschiedene Bänke und ließ die Farben um den Rang streiten. Diese Vorliebe für den Lehrstand hat sich lange

bei mir erhalten, damals war aber meine Lust, Kutscher oder Kuhhirt zu werden, mindestens ebenso groß und im Ganzen scheint Stock und Peitsche mein Jugendideal gewesen zu sein. Vorkenntnisse zur Schule hatte ich schon, ich konnte gewiß bis hundert zählen und zwar vor- und rückwärts. Auch im Lesen war ich über das Buchstabiren hinaus. Während meine späteren Mitschüler große Mühe mit dem A B C D E hatten und für sie das Zusammensetzen des a, b in ab und des b, a in ba eine Errungenschaft war, stand ich schon an dem wichtigen Abschnitte, der begann: Al—le Men—schen ha—ben ei—ne See—le und ei—nen Kör—per. Auch die Herzensausbildung hatte die Mutter nicht vernachlässigt. Mittags mußte das jüngste Kind das Tischgebet, das der Vater gedichtet hatte, aufsagen und Abends wurde das Nachtgebet niemals geschenkt. Am Christfeste und andern hohen Feiertagen kam die Mutter in der Nacht oder gegen Morgen, während alle Glocken läuteten, zu uns, schloß meine Händchen in die ihrigen und nun beteten wir Alle mit ihr zu Gott, daß er seinen Sohn auch den Kindern zur Freude und zum Segen in die Welt geschickt habe, und versprachen dem Heiland feierlich, ihm und den Eltern viel Freude zu machen. Dabei lehrte sie mich schöne Jugendlieder und damit mir mein Wissen nicht zu Kopf steigen konnte, mußte ich bei jeder Gelegenheit aufsagen:

Otto heiß ich, noch gar nicht viel weiß ich, Mutter sag' mir ein Sprüchlein an, daß ich es lerne, so gut wie ich kann u. s. w.

Um dieselbe Zeit fand ein großes Ereigniß in der Familie statt. Mein Vater, der sehr einfach lebte und die Kinder ebenso hielt, wollte um jeden Preis uns die Existenz angenehmer machen, wie die Seinige war. Er selbst hatte einen heftigen Drang zum Studium gehabt, aber leider nicht die Mittel, die dazu nöthig waren. Was ihm als das Höchste erschienen, aber versagt geblieben war, das sollten seine Söhne erreichen. So hatte er denn dem Aeltesten die Anfänge des Lateinischen beigebracht und durch sein Erzählen eine wahre Sehnsucht nach dem Gymnasium bei dem zehnjährigen Knaben hervorgerufen. So oft der Sohn des Kreisrathes und des Rentamtmannes mit ihrem Ränzchen auf dem Rücken von Windig kamen und mit ihren blauen Kappen und Rohrstöckchen für 18 Kreuzer stolz in die Stadt einmarschirten, kam er unter Thränen nach Haus, erzählte es und fügte hinzu, er könne es in der Schule nicht mehr aushalten. Vater und Mutter, stolz auf ihr Kind, berechneten wohl zum hundertsten Mal ihr Einkommen, sahen sich in Windig nach einer Wohnung um und das Studium sollte für unsern Willy beginnen. Einige Tage vor der Abreise wurde der angehende Gymnasiast heftig unwohl und litt an furchtbaren Kopfschmerzen. Mit

seltener Standhaftigkeit ertrug er das Leiden und suchte es sorgfältig den Eltern zu verbergen. Nachts aber in seinem Bett kauerte er sich unter die Decke und schluchzte so laut, daß ich es dennoch oft hören konnte. Weil er mich aber so dringend bat und mir so viel mitzubringen versprach, sagte ich nichts. Glücklicher Weise ging das Unwohlsein vorüber. Am Morgen vor seiner Abreise, es war den zweiten Tag nach Ostern, war die ganze Familie schon um halb sechs Uhr um das Lämpchen am Tisch versammelt. Der Kaffee dampfte, aber Niemand hatte Lust zu trinken. Nur er scherzte, war freundlich und versprach oft zu schreiben und uns Allen etwas mitzubringen, mir besonders wollte er ein Stück Butterbrod verehren, das eine rechte dicke Kruste habe. Das Chaischen, welches der Vater bestellt hatte, um sein Kind selbst in die Stadt zu bringen, fuhr in den Hof, und in demselben Momente brach ein heftiges Schluchzen aus. Wir weinten, als solle er uns für immer entrissen werden. Auch sein Muth war gesunken. Der Vater mußte zum Aufbruch treiben. Unter einem Strom von Thränen folgten wir bis zum Wagen, gingen neben den Rädern mit durch den Hof, nahmen am Thor noch einmal Abschied und sahen, so gut es die Dunkelheit zuließ, dem Wagen nach. Dieser Tag war der ödeste und traurigste meiner frühesten Jugendzeit. Auf dem Gipfel der Freude aber war ich, als zu Pfingsten ein an mich adressirter, wohlversiegelter Brief ankam.

Die Adresse, die ich kaum herausbuchstabiren konnte, und das Siegel, welches bekundete, daß ich allein der Besitzer sein sollte, daß das Schreiben nicht der Mutter, nicht den Schwestern gehörte, machten mich so stolz, daß ich damit im Zimmer herumlief, um die Welt nicht öffnete und wahrhaft in Verzweiflung gerieth, als man mir mein Heiligthum abnehmen wollte. Erst am Mittag brachte es die Mutter durch freundliche Worte dahin, daß ich den Brief aufmachte, den sie mir dann vorlas, während ich sorgsam nachbuchstabirte. Er lautete etwa, wie folgt:

Lieber Otto!

Es freut mich sehr, daß mir die Mutter schreibt, daß du noch recht gesund bist und es dir wohl geht. Ich bin auch recht gesund und meine Hausleute sind gesund. Die Eltern und Schwestern werden es auch sein. Ich sitze in der Schule der 2 Oberst, daß du so weit oben sitzest, hat mich sehr gefreut. Ich habe nicht vergessen, was ich dir mitbringen will. Auch darfst du wieder das Hundelchen und das Pferdchen machen. Sage dem Lieschen Röhrig, sie könne ihren Wasserzuber ruhig stehen lassen, wenn ich wieder komme und auch den Andern thue ich nichts mehr. Die Mutter hat mir geschrieben, daß Winter's ihr kleines Krakelchen noch sehr unruhig ist, ich will es

gerne glauben, wenn ich da wäre und mit ihm spielte, würde es wohl besser gehen. Kitzelst du es noch manchmal am Kinn? Ich bin froh, daß es Zähne bekommen hat, wo sie so lang dran gedoctert haben. Das schöne Westchen hat mich sehr gefreut, ich sage Euch herzlichen Dank dafür. Ich habe mich auch recht gefreut, daß Luischen und Richards Hermann Clavierstunde zusammen haben. Lebet recht wohl, behaltet mich alle lieb und schreibe du auch einmal wenn du kannst

deinem dich innigliebenden Bruder

Willy.

Grüße doch auch die Marie herzlich, sage ihr, sie solle dich des Abends mir zu lieb noch ein bischen auflassen. Ich bleibe auch jetzt bis beinahe zehn Uhr auf und lerne fast immer noch lateinisch. —

Diese Nachricht richtete ich treulich aus. Und was kein Anwesender, vielleicht Vater und Mutter ausgenommen, vermocht hätte, das vermochte die Liebe zu dem Abwesenden. Die alte Marie ließ mich oft eine halbe Stunde länger auf. So vergingen vier Jahre; ich hatte die kleine Schule und die zweite Schule durchgemacht und war schon in die sogenannte große Schule aufgestiegen, als auf einmal eine große Veränderung in meinem Leben vorgehen sollte. An trüben Vorzeichen hatte es freilich nicht gefehlt, das trübste war der lateinische Unterricht, den mir der Vater zu er-

theilen anfing und der mich die bittersten Thränen kostete. Wenn man mich meine Aufgaben in der Ordnung auffsagen ließ, bestand ich vortrefflich und declinirte mensa der Tisch und faba die Bohne vollkommèn richtig. Aber die Unordnung, das Fragen außer der Reihe hatte was Entsetzliches für mich und da mein Vater, der ermüdet war durch den Schulunterricht, schon etwas gereizt die Stunden am Abend begann und gar nicht begriff, wie man etwas wissen und doch nicht wissen konnte, so war jede Frage außer der Reihe für mich gleich bedeutend mit einer Ohrfeige. Und sobald der Vater begann: Dativ Pluralis von mensa? zuckte ich mit dem Kopf und die Mutter oder eine meiner Schwestern griffen schnell nach dem Lämpchen, da eine Tischerschütterung bevorstand. Auch im Lesen des Lateinischen machte ich an der Stelle, wo ich so zu sagen, eine Ohrfeige gewohnt war, immer denselben Fehler. So weiß ich, daß ich stets anstatt heus, he-us las und daß dieses sonst ungebräuchliche heus mir manchen heißen Augenblick verursachte. Später kam mir jede einzelne Ohrfeige wohl zu statten und erleichterte mir das Lernen. Damals aber war ich Schläge nicht gewohnt, denn der Vater hatte die verschiedenen Erziehungsmethoden an meinen drei älteren Geschwistern erprobt. — Besonders spielten bei der Aeltesten die verschiedenen Methoden in einander; bei

mir dagegen war der Eifer etwas abgekühlt. Auch in der Schule war ich ziemlich straflos durchgekommen, nur ein einziges Mal wurde ich übergelegt, wegen Lücken in der Glaubenslehre.

3.

Mein Vater hatte unterdessen in Betracht des Studiums seiner beiden Söhne einen ganz anderen Plan gefaßt. Daß keiner zurückstehen solle, darüber war er sich klar. Aber wie sollte er das nöthige Geld erübrigen? Das Leben in der Residenz Windig war sehr theuer und die Familie, bei welcher mein Bruder in Kost und Logis war, wollte keinen Zögling mehr nehmen. So kamen meine Eltern auf den Gedanken, meinen Bruder zurückzuholen und uns beide auf ein näher, wenn auch jenseits des Flusses gelegenes Gymnasium zu schicken. Es wurde an einen dortigen Schullehrer, einen alten Bekannten des Vaters, geschrieben und dieser pries die Vortrefflichkeit der Anstalt und war gleich bereit, einige junge Leute zu sich zu nehmen und ihre Studien so viel als möglich zu überwachen. Vergebens bat mein Bruder in allen Briefen, ihn nicht von seinen Mitschülern zu trennen und dem landesherrlichen Gymnasium zu entziehen, Der Vater blieb bei seinem Willen; Willy sollte nur noch in Windig confirmirt werden und dann mit mir die

Wanderung nach Wahlbach antreten. Als mir die Eltern in freundlich aufmunternden Worten dies erzählten und mich schon im Vorworte versicherten, sie hätten mir was außerordentlich Erfreuliches zu sagen, glaubte ich selbst, daß ich unendlich glücklich sei und erzählte es meinen Kameraden, die aber kein rechtes Verständniß für meine bevorstehende Erhöhung zu haben schienen. Am meisten freute ich mich auf die Heimkehr und manchmal ging ich im Hof auf und ab und dachte, wie ich aus dem Kahne ans Land springen und durch die Stadt gehen wollte, wenn ich in den ersten Ferien mit der blauen Mütze und dem Stöckchen, das Ränzchen auf dem Rücken, einherstolzire. Dieser Drang nach dem ersten Costüm eines jungen Gelehrten war damals weit stärker als der wissenschaftliche.

Bald aber sollte mein Glück einen gefährlichen Stoß erhalten. Eines Tages wurde ich aus der Schule gerufen und auf dem Weg nach Hause erzählte mir die Marie, Herr Lehrer Bäder sei da und wolle mich gleich mitnehmen, denn die Schule fange früher an, als er im letzten Brief geschrieben. Als ich nach Hause kam, fand ich die ganze Familie mit Ausnahme der Mutter, die zur Confirmation nach Windig abgereist war, versammelt; dazu noch einen Mann von sehr freundlichem Aeußeren und einen Knaben

in meinem Alter mit auffallend dicker Kopfbildung und entsprechendem Haarwuchs. Auf die Eröffnung, ich müsse heute noch mit nach Wahlbach, fing ich bitterlich an zu weinen. Ich wolle die Mutter noch sehen, ich wolle nicht ohne meinen Bruder reisen, ich wolle nicht allein mitgehen, das Alles stammelte ich unter Thränen durcheinander. Alle Schilderungen des neuen Aufenthaltes und alle Tröstungen waren vergebens, bis endlich meine Schwestern mich mit in die Küche nahmen und mich bei meinem guten Herzen, wie sie es nannten, mit ihrer Ueberredung angriffen. Sie sagten, ich solle dem betrübten Vater eine recht große Freude machen, ich dürfe ja gewiß hier bleiben, wenn ich wollte, nur solle ich ihn aber einmal überraschen und aus mir selbst den Vorschlag machen mit zu gehen. Dies half. Ich ging hinein, unterdrückte die Thränen, sagte meinen herrischen Entschluß auf, fast wörtlich, wie ihn mir die Schwestern vorgesagt hatten und war nun bei der ganzen Gesellschaft „das liebe gute Ottochen“. Während des Mittagessens genoß ich noch den Triumph meines kühnen Vorsatzes. Gegen zwei aber, als man mir mein kleines Ränzchen gepackt hereinbrachte und mir der Vater 1 fl. 13 kr. Taschengeld feierlich überreichte, da schwoll mein Herz. Ein Strom von Thränen brach los. Ich wollte nicht gehen, ohne der Mutter

Lebewohl gesagt zu haben. Auf die Versicherung, daß sie spätestens in acht Tagen mit Willy kommen werde, fügte ich mich endlich. Mein Vater stieg, nachdem wir am Kahne Abschied genommen, mit den Schwestern den Dachberg hinan und von dort sahen sie dem kleinen, mehr und mehr verschwindenden Fahrzeug nach.

Nachdem wir über den See gefahren waren, wanderten wir noch zwei und eine halbe Stunde zu Fuß weiter. Da ich noch nicht einmal zehn Jahre alt war, ermüdete mich der Weg so sehr, daß ich bei der Ankunft alsbald in's Bett zu gehen verlangte. Nun zeigte sich aber, daß Frau Bäder auf mein frühes Kommen gar nicht gefaßt war und daß es ihr zwar nicht an Kindern, wohl aber an dem Nöthigsten, um noch ein Kind unterzubringen, fehlte. Um neun Uhr marschirten daher fünf kleine Personen und eine große, die Magd nämlich, einen Stock höher, in ein und dasselbe Schlafzimmer, in welchem man drei Betten mit viel Geschick aufgestellt hatte, so daß die Thüre frei war und in der Mitte noch ein kleiner Raum blieb, auf dem Morgens bald nach dem Erwachen heftige Kämpfe stattzufinden pflegten.

Ich wurde mit meinem Reisegenossen Karl Bäder in dasselbe Bett expedirt. Als ich aber in der Nacht erwachte, durch das Schnarchen und die heftigen Stöße

meines Bettnachbaren, fing ich so schrecklich an zu weinen, daß die Magd aufstand, ihren Schlafkamerad, das älteste Mädchen, ausquartirte, mich zu sich nahm und durch die liebevollsten Worte zu beruhigen suchte. Am andern Tag erwachte ich getröstet und gestärkt und war bald wie die Kinder des Hauses völlig zufrieden mit meinem Schicksal. Nun sollte aber auch das erste Examen bestanden werden; ich sollte zeigen, daß ich die Reife für die unterste Klasse des Gymnasiums besitze. Karl Bäder, dem es in dieser sehr wohl zu gefallen schien, da er mir sagte, daß er längere Zeit krank gewesen und nun recht gern noch ein Jahr darin bleiben müsse, suchte mich zu stärken, theilte mir mit, was ganz sicher gefragt würde, und wies darauf hin, wie glänzend er geantwortet habe. Der Tag kam heran. Herr Bäder geleitete mich nach dem Gymnasium und der gefürchtete Moment nahte, als Herr Dr. Knebel sich an einen Tisch setzte, seine Brille abnahm, mit dem Taschentuch die Gläser reinigte und dann einen scharfen Blick auf die zitternd um den Tisch stehende Jugend warf. In dem Augenblick erfaßte mich eine solche Angst, daß wenigstens eine Art Durchfall unabwendbar blieb. Der Examinator erfragte zuerst mit würdevoller Ruhe die Namen und dann forderte er die neun und zehnjährigen Candidaten auf, ihm irgend ein gelerntes Gedicht herzu-

agen. Mein Nachbar zur Rechten blieb stecken. Die Reihe kam an mich und ich sagte meine Poesie sehr hastig, aber so wörtlich und gewissenhaft auf, daß ich am Schlusse des Gedichtes noch, ohne Athem zu holen, hinzufügte: „Johann Nepomuck Vogel".

„Gehört das zum Gedichte?" fragte Dr. Knebel.

„Ja, das ist der Name des Dichters," erwiederte ich.

„Kennst du noch andere Dichter?"

„Gellert, Schiller, Hagedorn, Pfeffel," war die Antwort, die meinem künftigen Klassenlehrer wohl zu gefallen schien. Als ich darauf im kleinen Einmaleins sehr gut bestand und sogar schon eine gewisse Befähigung für das große Einmaleins zeigte, war meiner Aufnahme in die unterste Klasse des Gymnasiums nichts mehr im Wege. Mit gerechtem Stolz und kühnem freiem Blick durchschritt ich die dunklen Hallen und Gänge, die mir vor kaum einer Stunde so beengend vorgekommen waren. Noch einen Tag Freiheit, dann sollte die Schule beginnen. Dieser eine Tag gehörte zu den glücklichsten meines Lebens, wenn gleich er theilweise mit ernsten Zurüstungen für den kommenden Morgen ausgefüllt wurde. Die Freude an dem ersten Schultage aber sollte mir durch zwei Ohrfeigen, die mir der Lehrer der Naturgeschichte verabreichte, fühlbar getrübt werden. Ich war ganz unschuldig; dennoch waren die Ohrfeigen so kräftig, daß ich von

ihnen sagen konnte: „Die Eine warf mich nieder, die Andere hob mich wieder;“ die Zwei zusammen aber verleideten mir die Anfangsgründe dieser Wissenschaft gründlich und sind Ursache, daß ich in Gesellschaft, sobald die Botanik eine Rolle spielte, unthätig bleibe, vielleicht aus Furcht vor geistigen Ohrfeigen, die obgleich sie nur eine Unterart sind, noch weher thun, als die anderen. Die Sache verhielt sich so. Um in der ersten Stunde gleich mit dem Wesentlichen zu beginnen, hatte der Sohn des Lehrers Pflanzen mitgebracht, die uns gegeben wurden und die wir nun in ihre einzelnen Theile zerlegen sollten. Besondere Mühe und Feinheit der Behandlung verlangten die Staubfäden. Dennoch hatte ich sie glücklich auf die Bank gebracht, aber ein Kelchblättchen und ein Stückchen Fruchtboden hatten sich dazu verirrt. Ich beugte meinen Kopf nieder und suchte diese leise wegzublasen. Da das nicht gleich gelang, wurde mein Hauch heftiger und hatte das traurige Resultat, daß meine Staubfäden und die meiner beiden Nachbaren zur Linken davon flogen, noch einige Kelchblättchen mit sich nahmen und durchaus nicht mehr aufzufinden waren. Was ich in bester Absicht gethan, wurde als Muthwillen ausgelegt und hatte so schmerzliche Folgen.

Obgleich ich mich gar wohl befand in dem gemeinschaftlichen Schlafzimmer, sehnte ich mich doch sehr

nach meinem Bruder, der die eigene Haushaltung von Wolkenkukuksheim mitbringen sollte. Als ich eines Mittags nach vier Uhr, mit einem Stück Käsebrod in jeder Hand, vor der Hausthüre auf- und abging, sah ich plötzlich meinen Bruder und meine älteste Schwester um die Straßenecke kommen. Rasch klappte ich meine zwei Stücke aufeinander, um eine Hand frei zu haben und stürzte auf sie zu. Mein Bruder schien sehr verdrießlich, um so freundlicher und liebevoller aber die Schwester.' Auf die Frage, wie es mir gehe, antwortete ich: „Sehr gut, recht gut. Willy, ich darf mir bei Tisch so viel nehmen, wie ich will." Merkwürdiger Weise machte dies nicht den geringsten Eindruck auf ihn. — Meine Geschwister kamen dem Haushalt, den meine Eltern, ebenso wie die Wäsche selbst liefern mußten, voraus. Mein Bruder hatte sich geschämt, mit einem solchen und so beladenen Karren zugleich zu erscheinen. Vor jeder Ortschaft auf dem Wege war er abgestiegen und rasch durch das Dorf gegangen, als gehöre er nicht zu der nachfolgenden Frachtfuhre, auf der meine Schwester und die alte Marie es standhaft ausgehalten hatten bis in die Nähe der Stadt. Dann waren auch die Beiden abgestiegen; die Eine ging mit meinem Bruder voran, die Andere folgte dem Wagen in gemessener Entfernung. Beim Abladen ließ sich Willy nicht sehen. Ich sprang, wäh-

rend das Bett und die Bettstellen herunter genommen wurden, geschäftig um den Karren. Als aber ein hölzernes Möbel, das einen Nachttisch vorstellen sollte, zum Vorschein kam und mir durch die offene und schwer zu schließende Thüre einen Blick in das Innere und somit auf ein nothwendiges, kaum zu entbehrendes Gefäß gestattete, wurde auch mir die Sache bedenklich und ich suchte durch Abwesenheit das ganze Mobiliar zu verläugnen. So besaßen wir nun unsere eigene Wirthschaft, aber das Trauliche, welches diese gewöhnlich mitzubringen pflegt, ging für uns verloren durch den Mißmuth meines Bruders. Dieser hatte seine Mitschüler, unter denen er sich ausgezeichnet, verlassen müssen und sah sich genöthigt, in Wahlbach abermals ein Examen zu bestehen. Da er von Windig kam und somit als Fremder betrachtet wurde, so ließen die Herrn Professoren des Wahlbacher Gymnasiums ihn fühlen, wie sehr ihre Anstalt die des Fürstenthums Luftenburg übertreffe. Die Folge dieses Uebergewichtes war, daß mein Bruder durchfiel und bitterlich weinend in die Quarta wanderte, während er doch kraft seines Zeugnisses die besten Ansprüche auf Tertia hatte. Dazu kam noch, daß er, um Luftenburger Staatsdiener zu werden, wieder in die Heimath zurück mußte, um dort sein Abiturienten-Examen zu machen. Dann, so sagte er mir unter Schluchzen, werde man ihn auch

dort als Fremden betrachten und ein ähnliches ungerechtes Schicksal stehe ihm zum zweiten Male bevor. An diesem Tage wurde Wahlbach für uns zum Qualbach.

Durch diesen Schuljammer war mein Bruder wenig geneigt, die Verhältnisse des Schullehrers, bei welchem wir einquartirt waren, in rosigem Lichte zu schauen. Für die, durch die starke Bevölkerung meines seitherigen Schlafzimmers hervorgerufene Gemüthlichkeit, für die Kämpfe beim Niederlegen und die noch heftigeren Schlachten beim Aufsteigen, zeigte er gar keinen Sinn. Dagegen sprach er vom Duft des Zimmers in sehr verständlicher und populärer Weise, schien überhaupt die Beleidigung der Nase als die schwerste und unerträglichste zu betrachten. Daß wir uns bei Tisch schöpfen durften, so viel wir wollten, machte ihm wenig Freude, dagegen verursachte ihm das, was wir uns schöpfen durften, viel Gram. Seine Kritik des Essens vernichtete das Entzücken, welches ich über den Fortschritt zur Selbstständigkeit empfand, und ich sehnte mich manchmal nach dem, was im väterlichen Hause vorgelegt und zugetheilt wurde. Seinen ganzen jugendlichen und daher heftigen Haß hatte Willy auf die sogenannte „gute Sauce" geworfen. Diesen Titel hatte Frau Bäder einer braunen Brühe gegeben, die bei uns und bei den Kindern der Hausfrau selbst unter

dem Namen „Sauzeug“ bekannt und gefürchtet war. Aus was die gute Sauce bestanden, habe ich nie erfahren können, obgleich ich wiederholt von meinem Bruder zum Nachspähen in die Küche geschickt wurde und auch den Karl Bäder mit in die Verschwörung zog. Das Einzige, was ich entdecken konnte, war, daß ein rother, mit Wasser angefüllter Kessel bei Bereitung der guten Sauce vielfach in Bewegung gesetzt wurde. Durch welche Mittel und Zuthaten das reine, klare Element so gründlich verdarb, blieb meinem forschenden Auge verborgen. Jeden Nachmittag schickte mich Willy kurz vor Tisch hinunter, um zu sehen, ob uns wieder das grausige Verhängniß drohe. War dies der Fall, so blieb mein Bruder ruhig auf dem Zimmer, ließ sich mehrmals rufen, kam endlich, setzte sich grollend zu Tisch, lärmte nach Kräften mit Stuhl, Messer und Gabel und ging alsbald wieder hinauf. Als eines Tages Karl Bäder diese geräuschvolle und doch lautlose Opposition seiner Mutter durch eine giftige Bemerkung über die gute Sauce zu erklären versuchte, wurde sein Mund auf eine Weise geschlossen, welche die Erbitterung noch vermehrte. Herr Lehrer Bäder, der, wie fast alle seine verheiratheten Standesgenossen, unter dem Pantoffel war, wagte nicht einzuschreiten, sondern war vollständig zufrieden mit der Zufriedenheit seiner Frau. Diese führte das Regiment streng und militärisch, zeigte aber in allen Verwaltungs-

angelegenheiten eine übertriebene Sparsamkeit. — Wehe dem Kinde, das etwas Werthvolles zerbrach! Wie groß in solchem Falle die Angst war, bewies die kleine Louise Bäder. Dieses neunjährige, liebenswürdige Mädchen litt häufig an Ohnmacht und wurde dann gewöhnlich mit dem einfachsten Hausmittel, mit Essig, in's Leben zurückgerufen. Eines Tages schickte sie Frau Bäder mit der großen Wasserflasche vom Tisch weg, um Bier zu holen. Kaum hatte sie die Thüre zugemacht, als ein Gepolter, vermischt mit dem Klingen von Glasscherben, die ganze Tischgesellschaft in die Höhe trieb. Alles eilte der Treppe zu. Da lag das Kind hingestreckt auf den Stufen, umgeben von den Trümmern der Wasserflasche. Kaum hatte ihm Frau Bäder zugerufen: „Was gibt's; was ist?" als es antwortete: „Essig, Essig." Dabei blieb es fest liegen; Herr Bäder stürzte hinunter, hob sein Töchterchen auf und es ergab sich, daß es frisch und gesund war. Es hatte, um die Flasche ja nicht zu zerbrechen, immer auf diese und nicht auf die Treppe gesehen und sich so den Unfall zugezogen. Der instinctmäßige Ruf: „Essig, Essig!" als es die Stimme der Mutter hörte, sollte Mitleid erflehen und die Strafe ablenken. Die Liebe zur Tochter siegte auch bei Frau Bäder über die Liebe zur Flasche und ihre Gnade war so groß, daß sie das Bier dennoch holen ließ.

Zu diesen Unannehmlichkeiten kam noch, daß das

jüngste Töchterchen der Frau Bäder, welches Lina hieß, wegen seiner weißen Haare aber Schimmel genannt wurde, schlecht erzogen war und bei Tisch abwechselnd mit der Gabel in die Schüssel, den Mund und in seine Haare fuhr. Ein schon auf unserem Zimmer verabredeter, heftiger Ausruf: „Ei, Schimmel!" und ein von Willy mit vieler Taktik auf die Hand des kleinen Weißkopfs geführter Schlag beschämte eines Tages die Zielpunkte der Gabel, die sich von dem Augenblicke an nur noch von dem eigenen Teller in die eigenen Haare verirrte, wobei freilich nicht allzuviel gewonnen war.

Trotz alledem siegte die Jugend und wir hatten viele fröhliche Stunden. Im Fluß und im Wald, beim Klettern, Schwimmen und Laufen war es den jungen Wolkenkukuksheimern unsäglich wohl. Jeder Brief aus der Heimath wurde mit Jubel aufgenommen und freudig beantwortet. Dabei hatten wir auch in der Schule mannigfache Abenteuer zu bestehen, die wir gewöhnlich Abends im Bette besprachen. War das Lämpchen ausgelöscht, dann begann noch eine fröhliche Unterhaltung, die fast immer mit den Worten: „Ach, wenn doch das Bett nicht wäre!" eröffnet wurde; welcher Satz freilich das Gegentheil von dem ausdrückte, was wir sagen wollten. Aber wir verstanden ihn. Jeder erzählte nun die Erlebnisse des Tages, was ihm und seinen Kameraden begegnet war. Wie natürlich hatte ich mehr zu erzählen,

als mein Bruder, denn er war über die Schreibstunden hinaus und stand in anderem Verhältniß zu dem Singlehrer. Dieser aber bildet mit seinem Collegen, dem Schreiblehrer, meistens die komische Person an allen gelehrten und ungelehrten Anstalten Europa's. Die Vertreter der beiden Künste sind von der Wichtigkeit ihres Berufes gleich sehr durchdrungen und gleich sehr bemüht, die ihrem Stande entsprechende Würde stets zu behaupten, weßhalb sie sich auch gegenseitig immer die vollkommenste Hochachtung zollen. Welch' glückliches Loos ist aber dem Sterblichen zu Theil geworden, dem die Natur es vergönnte, die beiden Künste allein auszuüben, die beiden Würden in einer Person zu vereinigen. Ein so hochgesegneter, gewaltiger Herr war der Cantor Schleicher zu Wahlbach, der, seinem Namen zum Hohne, fest auftrat und gehoben durch seinen Beruf die ganze Würde und Hoheit des Standes in einer Person zu verkörpern und folglich als absoluter Schreib- und Singlehrer einher zu schreiten schien. Herr Schleicher hatte aber auch eine ruhmvolle Vergangenheit. In den Freiheitskriegen war er als Freiwilliger zum Militär getreten und zum Corporal avancirt.

Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht.

Leider blieb er auf dieser Sprosse der Leiter stehen und betrachtete seine militärischen Verhältnisse weniger

tröstlich als Schiller's Wachtmeister. Er verließ, nachdem alle Gefahr von den heiligen Gauen des Vaterlandes abgewandt war, die Reihen seiner kriegerischen Gefährten und brachte es durch besondere Vergünstigung des Schicksals zu der hohen, doch im Ganzen friedlichen Stellung eines Schreib- und Singlehrers an dem Gymnasium zu Wahlbach. Daß er aber auf der Leiter zur höchsten Macht gestanden hatte, konnte man an seinem Auftreten leicht wahrnehmen. Er hörte es gerne, wenn ihn seine Privatschüler „Herr Professor" titulirten und seine zur Gouvernante ausgebildete oder vielmehr unausgebildete Tochter, welche ihre Unwissenheit durch Frömmigkeit und Augenverdrehen ersetzte und die Religion als metier trieb, gerirte sich, als sei ihr Vater der Erste nach dem lieben Gott und Sr. Heiligkeit dem Papste. Wenn Herr Schleicher, die große, breite, stattliche Gestalt in einen weiten Rock gehüllt, den mächtigen Stock mit dem silbernen Knopf in der Hand, zur Klasse hereintrat und sich würdevoll umsah, ob noch ein kühner Frevler zu sprechen wage, wenn er zum Katheder trat, Hut und Stock hinstellte, die zwölf Haare sorgfältig auf dem Kopfe zusammenstrich und mit unbeschreiblicher Würde aus der hinteren Rocktasche ein Käppchen hervorzog und aufsetzte, dann war der große Moment gekommen, in welchem uns die Mysterien der Schreibkunst weiter ent-

hüllt wurden. Festen Schrittes näherte er sich der Tafel und sprach ruhig und klar:

„Wir fahren heute fort, wo wir neulich stehen geblieben sind. Wir setzen die Feder leicht an, fahren bis zur Linie hinauf, fügen zu dem so entstandenen Haarstrich einen Grundstrich, wiederholen die vollendete Aufgabe in gleicher Weise, indem wir einen neuen Grundstrich hinzufügen, setzen dann einen Fleischhackenstrich darüber, so haben wir das kleine: u."

Nie hatte ich mir in Wolkenkukuksheim träumen lassen, daß die Geburt und Schöpfung eines kleinen u's so viel Umstände verursachen könnte. Hatte doch die geliebte Vaterstadt selbst zwei „u" in ihrer Mitte. Nach Hause schrieb ich, als wir an diesem wichtigen Buchstaben angekommen waren, was ich schon Alles gelernt habe. Das kleine „u" war aber ein Nichts im Vergleich zu der Schwierigkeit, welche das kleine „p" oder gar das große „P" darbot. Bei dem letzten Buchstaben reichten selbst die kunstvollsten Fleischhackenstriche nicht mehr aus. Um ihn vollkommen hinzustellen, mußte man ein geborner Schreiber sein.

Noch ernsthafter und systematischer betrieb Herr Schleicher den Gesang. Unglücklicher Weise konnte ich ihm in beiden Künsten nicht genügen und hatte deßhalb einen schweren Stand. Meine Stellung wurde noch mißlicher durch meine Wohnung bei Herrn Bäder. Denn

auf einen simplen Elementarlehrer sah der ehemalige Corporal verächtlich herab. Dazu kam noch, daß Herr Schleicher alle Ursache hatte, auf Karl Bäder, meinen würdigen Hausgenossen und Mitschüler, böse zu sein. Dieser hatte nämlich eines Tages in der Klasse ein Räthsel aufgegeben, welches lautete: Vorn hinaus will's Professor sein und hinten hinaus ist's ein Rock. Auf die Frage, wer das wäre, konnte Niemand antworten; deßhalb gab er selbst die Auflösung und theilte mit, daß es Herr Schleicher sei. Das Räthsel fand allgemeinen Anklang und wurde so lange belacht und aufgegeben, bis es zu den Ohren der Auflösung kam und nun die derbste Züchtigung den Charadenmacher traf. Einer solchen Strafe pflegten aber die zärtlichsten Ausdrücke vorauszugehen. „Schlingel," war das gewöhnliche Wort, mit welchem in der Schreibstunde zur Ruhe gemahnt wurde, war die Kraft des Schlingels in „Schlinglichen" gemildert, dann begann die Sache bedenklich zu werden. Rief aber Herr Schleicher gar von seinem Platze aus: „Mein liebes, nichtsnutziges Schlingelchen," dann waren Kopf und Rücken desjenigen, dem dies Gemisch von Liebe und Strenge galt, in der ernsthaftesten Gefahr und kaum noch Rettung möglich.

Trotz aller Mühe, welche ich auf Haar-, Grund- und Fleischhackenstriche verwendete, widmete mir Herr Schleicher beim Durchsehen meines Schreibheftes immer

die zärtlichsten Ausdrücke mit obligater Begleitung. In der Verzweiflung, wie ich mich von den schmerzhaften Zärtlichkeiten befreien könnte, kam ich endlich auf einen glücklichen Gedanken. Mein Bruder besaß die ganze deutsche Geschichte in Versen. Das Werklein begann etwa so:

Im Jahre achthundert bestieg den Thron
Pipin des Kleinen kräftiger Sohn;
Karl der Große ist er genannt,
Sein Name aller Welt bekannt.
Keiner nach ihm war größer an Macht,
Keiner siegreicher in der Schlacht.
Sein Schwert, geführt mit starker Faust,
Hat Saracenen die Ohren umsaust;
Hat Longobarden und Baiern bezwungen,
Dem Sachsenvolk das Kreuz aufgedrungen.
Deutschland, Italien, Frankenland
Und mehr noch regierte seine Hand.
Zu Ingelheim pflegte er öfter zu sein,
In Aachen dort aber ruht sein Gebein.

Dann ging der Dichter zu Karl's Nachfolgern über, von denen er wenig Löbliches zu sagen wußte. Ganz scharf wurde er bei den letzten Karolingern:

Seinem Nachfolger, Karl dem Dicken,
Wollte es noch viel weniger glücken;
Er war verachtet und ward zuletzt
Als schwach und untüchtig abgesetzt.
Arnulf, sein Neffe, war tapfer und kühn,
Schönere Hoffnung schien aufzublüh'n,
Doch unter Ludwig dem Schwachen, dem Kind,
Gingen sie unter nur gar zu geschwind.

In dieser Weise wurde die Geschichte bis zur neuesten Zeit fortgeführt und mit verstärkter poetischer Kraft die Siege über Napoleon hervorgehoben. Als wir nun im Schreibunterricht an der Periode angekommen waren, wo es uns überlassen blieb, zu schreiben, was wir wollten, wenn wir nur das Erlernte anwendeten, wählte ich mir die Schlachten, in welchen Herr Schleicher, wie er sagte, dem Feind in's Auge gesehen hatte. Dabei schrieb ich jedesmal unter die Resultate meiner einstündigen Arbeit: Vorzuzeigen bei Herrn Professor Schleicher. Anfangs schrieb ich von dem Worte Professor nur Pr., dann aber, kühner geworden, den ganzen Titel.

Nun hieß es gewöhnlich in meinem Hefte:

Bei Belle-Alliance war die grausige Schlacht,
Die hat seinem Herrschen ein Ende gemacht.
Und reicher an Ehre und reicher an Land
Trat Preußen unter den Staatenverband u. s. w.

Dies wirkte. Nachdem ich bei der Schrift-Revüe zuerst streng und scharf angeblickt worden war, wurde ich bald mit einer gewissen Anerkennung erwähnt. Doch der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Mein Nachbar, der kleine, aufgeweckte Braubach, welcher ebenfalls die Schönschreibekunst nicht erfunden hatte, bemerkte mit Erstaunen, welche Wirkung meine sinnreiche Erfindung hatte und strebte nach noch größerem Erfolg. Er schrieb ebenfalls Schlachtverse und schloß, wie ich, mit den Worten: Vorzuzeigen bei Herrn Professor

Schleicher. Dabei unterstrich er aber das Wort Professor zweimal. Dies beschwor unsern Untergang. Kaum hatte der nun schwer gekränkte Mann mein Buch niedergelegt und das Heft des Braubach in die Hand genommen, als er mit Ueberspringung des Positivs und Comparativs, gleich im Superlativ höflich wurde und uns bewies, daß er eine mächtige Hand habe. Von dem Tage an erlagen alle meine kalligraphischen Versuche der strengsten Kritik.

Noch schlimmer sollte es mir in der Singstunde ergehen. Herr Schleicher hatte nämlich für die Morgenandacht, mit welcher alltäglich im großen Saale des Gymnasiums zu Wahlbach, in gemeinschaftlicher Versammlung sämmtlicher Klassen, die Schulstunden eröffnet wurden, ein eigenes Liederbuch herausgegeben, in dem die meisten Gesänge von ihm selbst componirt waren. Dieses Buch mußte sich bei seinem Eintritt in das Gymnasium jeder Schüler kaufen. Von Zeit zu Zeit sah Herr Schleicher nach, ob alle Gesänge noch vollständig darin und alle Seiten fein sauber waren. Fand er das Gegentheil, so hatte er eine ganz besondere Art, die Schüler zu nöthigen, ein neues Liederbuch zu kaufen. Mein Bruder und ich besaßen nur ein Exemplar, dessen Titel lautete:

Vierstimmige Gesänge

für die

Morgenandacht des fürstlichen Gymnasiums zu Wahlbach

componirt von E. M. Schleicher.

Da das Buch vollkommen in Ordnung war und in schönem Einband prangte, sah ich, als eines Tages vor Eröffnung der Singstunde Inspection vorgenommen wurde, der Ueberreichung ruhig entgegen. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als Herr Schleicher, der kaum das Titelblatt erblickt hatte, sprachlos vor mir stehen blieb und alle seine Gewohnheiten vergaß. Endlich brach das Gewitter mit den Worten los:

„Weißt du, daß ich dich vor die Conferenz stellen könnte und daß du fortgejagt würdest, du nichtsnutziger Schlingel!"

Dabei hielt er mir den Titel des Buchs dicht vor die Augen. Mit Entsetzen bemerkte ich, wie durch Ausradiren und höchst kunstvolles Hinzufügen mehrerer Buchstaben auf dem ersten Blatt also zu lesen war:

Viehstimmige Gestänke
für die
Mohrenandacht des fürstlichen Gymnasiums zu Qualbach
copirt und abgeschmiert von E. S. L. Sei....

So war also selbst der Name des Lehrers um drei für die Würde und den Anstand sehr nothwendige Buchstaben verkürzt worden. Durch Thränen und Schluchzen betheuerte ich meine Unschuld, aber der Schimpf blieb auf dem Namen Braun haften. Erst später stellte sich heraus, daß auch mein Bruder unschuldig war und daß

einer seiner Mitschüler den Frevel verübt hatte. Damals aber riefen wir die Vermittelung des Herrn Bäder an und suchten Herrn Schleicher selbst mehrmals in seiner Wohnung auf, bei welcher Gelegenheit ich eines Tages die Tochter allein traf, durch meine Thränen ihr Herz rührte, so daß sie auch den Vater gnädig stimmte und die tragische Geschichte damit ihren Abschluß fand.

Von den übrigen Schulverhältnissen läßt sich wenig erzählen. Ich lernte brav und fleißig meine Declinationen, Eigenschafts- und Fürwörter, war, als die Herbstferien eintraten, bis zum Verbum sum: ich bin — gekommen und hatte, als ich fröhlich und wohlgemuth der Heimath zu eilte, ein gutes Gewissen und ein gutes Zeugniß. Der Jubel der Geschwister und die Freude der Eltern über unsere Ankunft wurden nur getrübt durch die Unzufriedenheit des Bruders, der seine dringenden, innigen Bitten, ihn auf das Landesgymnasium zu schicken, stets wiederholte. Mir machte das weiter keine Sorgen. Ich war überglücklich, durchstrich das Städtchen, fuhr auf dem Wasser und spielte mit meinen früheren Schulkameraden das Dampfbootspiel; bei welchem Jeder den Namen eines auf dem See und Fluß fahrenden Dampfschiffes erhielt und wir um die Wette fuhren, das heißt liefen. Wir hatten unsere Stationen, an welchen wir landen mußten und klingelten, sobald wir uns diesen näherten; auch zischten wir wacker mit dem Munde, was

den Dampf vorstellte. Auf diese Weise war ich in früher Jugend schon „Prinz von Preußen“. Aber es wurde nicht immer gespielt. Durch meinen Bruder war ich zum Lesen gebracht worden. Während ich an schönen Sommerabenden da saß und auswendig lernte:

Bei a und e in prima hat
Das genus femininum statt;
Die Uebrigen auf as und es
Bedeuten etwas Männliches

oder während ich mir gar die Neununddreißig auf ein is, welche sind masculini generis, krampfhaft in den Kopf zwängte, bereitete sich Willy für die Homerstunde vor. Hatte er alle Wörter aufgesucht, dann begann er laut zu übersetzen und auf diese Weise wurde ich zum ersten Male mit der Urquelle aller Poesie, mit dem Buch der Bücher bekannt. Die Irrfahrten des Odysseus, der Kampf mit den Freiern, der Abschied Hektors, sein Tod — das Alles fiel mit wunderbar unwiderstehlicher Gewalt in mein junges Herz, daß es vor Freude erbebte und eine krankhafte Sehnsucht mich erfaßte, das in schönen Versen zu lesen, was in der Uebersetzung des Bruders so gewaltig und doch so lieblich klang. Ich versprach ihm Alles, wenn er das Buch von seinem Taschengelde kaufen wolle. Wochenlang mußte ich betteln, bis endlich der ersehnte Tag kam und Willy aus Liebe zu mir die große Ausgabe wagte. Der gegen Abend unternommene Gang zum

Buchhändler und der Rückweg, auf welchem ich die zwei Bände unter dem Arm hielt, werden mir ewig unvergeßlich sein. Ich las oder vielmehr buchstabirte und stammelte die Verse und beeilte mich jeden Abend, meine Aufgabe zur Zufriedenheit meines Bruders zu lernen, um dann wieder zu lesen von dem Cyklopen, dem göttlichen Sauhirten Eumäos und dem Morde der Freier. Nur eins betrübte mich, daß die Götter immer meinen Lieblingshelden halfen und daß diese somit nichts allein fertig bringen konnten. Deßhalb war ich dem ganzen Olymp durchaus nicht gewogen und hätte vor Allem gern die blauäugige Göttin Pallas Athene aus dem Buche gestrichen. In den Herbstferien sollte ich mit einem Schriftsteller bekannt werden, der seine Helden sich selbst helfen ließ, der für mich noch schöner und doch in ähnlicher Weise wie Homer erzählte, dabei aber durch die prosaische Form meinem Alter zugänglicher war. Der Schriftsteller aber, der mir die höchste Freude, welche je in einem Menschen durch Lesen hervorgerufen wurde, bereiten sollte, war Walter Scott. Zufälliger Weise lernte ich seinen schönsten und gewiß die Jugend am meisten fesselnden Roman, „Ivanhoe", zuerst kennen. Was waren das für glückliche, für überselige Tage. Das Mittagsessen kam zu früh, der Abend zu früh, der Morgen zu spät für mich und meinen brennenden Eifer, mit welchem ich das Buch durchjagte.

Wie kindlich ich dabei zu Werk ging und wie sehr die Auffassung meinen neun Jahren und so viel Monaten entsprach, beweist Folgendes: Ich war an der schönen Beschreibung des Turniers angekommen. Alles hatte Platz genommen und Prinz Johann sprengte durch die Schranken und befahl den „sächsischen Schweinen", dem reichen Juden Isaak von York Platz zu machen. Als Cedric, der Sachse, nicht gehorchte, sollte Maurice de Bracy mit der Lanzenspitze dem Befehl Nachdruck geben. Cedric aber zog rasch sein kurzes Schwert und schlug, bevor noch das Eisen den Ellenbogen seines hohen sächsischen Nachbars berührt hatte, der Lanze die Spitze ab. Nun heißt es im Roman weiter: „Das Blut schoß dem Prinzen Johann in's Gesicht." Diese Stelle konnte ich gar nicht erfassen. Die Lanze konnte doch kein Blut in sich haben und der Ellenbogen war nicht getroffen worden; auch war die Strecke von der Galerie bis zum Gesichte des Prinzen zu groß. Zuletzt war ich so weit, daß ich beinahe mit einem Messer an meinem eigenen Arme Versuche angestellt hätte. Ich beschloß jedoch, meine älteste Schwester, die gerade den Tisch deckte, um Aufklärung zu bitten. Diese hatte kaum meine Zweifel gehört, als sie lachend eine Gabel fallen ließ, mir das Buch abnahm und sämmtlichen Gliedern der Familie meinen Unverstand vordemonstrirte. Ich hatte den Ausdruck: „das Blut schießt in's Gesicht,"

in seiner kindlichsten Bedeutung erfaßt. Der Spott, den ich von nun an, so oft ich lesend erwischt wurde, erdulden mußte, kränkte mich so tief, daß ich nichts mehr fragte, aber unverdrossen weiter las. Selbst die fremden Namen schreckten mich nicht. Ich sprach sie auf meine Weise aus und der Ritter Front de Boeuf spukte Jahre lang als Front de Bo—e—uf in meinem Kopfe. Dafür lernte ich den Roman fast auswendig und war bald Richard Löwenherz, bald Ivanhoe. Einzelne Stellen des Buches dichtete ich um und erweiterte sie in Gedanken, indem ich neue Abenteuer hinzufügte. Große Verlegenheit bereitete mir die arme, schöne Rebecca. Zwar zog ich auch die schlanke, stolze, sächsische Lady Rowena vor, aber mein Mitgefühl ging so weit, daß ich dem Ritter Ivanhoe zwei Frauen gab und so auf höchst unschuldige Weise zur Vielweiberei geführt wurde. Dabei war in den kleinen dicken Bänden jedem Theil ein Bild vorgesetzt, unter welchem eine Stelle des Romans als Erklärung stand. Wie lange betrachtete ich mir, von den heiligen Schauern der Erwartung durchweht, diese Scenen; wie eifrig suchte ich sie zu deuten! War ich in der Erzählung an den Stellen, auf welche sie sich bezogen, angekommen, dann blätterte ich zurück und behielt die Worte genau auswendig. Auf Spaziergängen durch die Weinberge nach der Felsenburg, der Kapelle und dem großen, von den alten

Mauern der Ruine eingeschlossenen Hofe zog die ganze reiche Fabel der herrlichen Dichtung an meinem Geiste vorüber. Kam eine Stelle, welche ich auswendig wußte, so rief ich sie laut in den leeren Raum, über dem nur der Himmel sichtbar war. Da richtete ich mich denn oft, während ich mit dem Stöckchen in der Hand herum marschirte, in meinem Bette auf, wie der gefangene und verwundete Ritter Ivanhoe, und donnerte den mit geknicktem Helmbusch und blutiger Rüstung eintretenden Templer an, während er die Jüdin von meinem Bette, an dem sie niedergeknieet war, wegriß: „Hund von einem Templer, Schande deines Ordens, verrätherischer Bois!"

Dieser Moment erfreute sich bei mir ganz besonderer Gunst, aber auch mit dem schwarzen löwenherzigen Reiter eilte ich, in Gesellschaft des Narren Wamba, gerne durch die Pracht der englischen Wälder.

Großer herrlicher Dichter, du hast Millionen erfreut und erfreuest sie noch mit deinen Werken. Du pflanzest in junge Herzen den Sinn für Geschichte und lehrest sie eifrig forschen nach den Thaten der Väter. Die Sagen und Kämpfe deines Heimathlandes sind eingebürgert bei allen Gebildeten der Erde; aber mit dem Ruhme deines Volkes ist der deine unauslöschlich verbunden. Welch' treuer Freund und Begleiter bist du mir lange Jahre gewesen. Was waren alle Genüsse, welche die Welt mir bieten sollte, im Vergleich zu den

Stunden, welche ich über dir und durch dich verträumte. Du hast mich getröstet und gestärkt durch deinen „Talisman", wenn mein jugendlicher Sinn verletzt wurde. Fielen Luftschlösser ein, die ich auf den Regenbogen gebaut und mit Regenbogen-Farben ausgeschmückt hatte, dann riefst du mir und ich durfte mit dir ziehen nach „Schloß Kenilworth" durch die herrlichen Gärten in die prunkenden Gemächer. Schlug mein Herz lauter bei der Begegnung einer schönen Frau und wurde ich als Knabe behandelt und unbeachtet gelassen, dann fesselte mich „das schöne Mädchen von Perth" und wußte mir die Ruhe und den Frohsinn der Seele wiederzugeben. Welch' überglückliche, ach, für immer verlorene Zeit, da ich noch im Dachkämmerchen im Winter in der Frühe eines Sonntagmorgens erwachte, mein Lämpchen anzündete und nun mit wahrer Andacht das kleine dicke Buch öffnete, um mit deinen Helden im Hochlande zu schweifen oder, geschützt vor der heißen Sonne Palästina's, im Schatten einer Palme zu ruhen! —

Das Lesen des schottischen Dichters hat aber auch sein Gefährliches, besonders wenn man das Verbum sum lernen soll. Das mußte ich bald erfahren. Am vorletzten Tage der Ferien ging ich mit meinem Bruder an dem Ufer des See's spazieren. Um ungestört meinen Rittervisionen nachhängen zu können, suchte ich

immer hinter ihm zu bleiben. Plötzlich drehte er sich um und sprach die schrecklichen Worte: „Hast du dein Verbum sum schon gelernt?" Leider war aber das sehr nothwendige Hülfszeitwort durchaus noch nicht mein Verbum sum geworden. Vielmehr stellte es sich heraus, daß ich als Prinz von Preußen, Richard Löwenherz und Ritter Ivanhoe solche Kleinigkeiten ganz vergessen hatte. Meine Phantasien wurden nun grausam zerrissen. Ich mußte augenblicklich nach Haus und den ganzen Tag lernen. Am Abend konnte ich das Hülfszeitwort in regelmäßiger Reihenfolge aufsagen, wenn aber mein Bruder außer der Reihe fragte, waren alle Antworten falsch. Das Wissen außer der Reihe war aber, wie Willy den mitleidigen Schwestern vordocirte, die Hauptsache. Da ich gar nicht bestand, erklärte ich, ich wolle nicht studiren und hätte es an mir gelegen, so hätte ich am Ende wegen des Verbum sum die Gelehrtenlaufbahn verlassen. Der Vater und die Mutter legten sich in's Mittel. Ich wurde in's Bett geschickt und siehe am andern Morgen erwachte ich und begann, anstatt mit: ich bin, du bist, er ist, mit den Worten: du bist gewesen: fuisti, ihr werdet sein: eritis. Nachdem ich noch einige kühne Fragen an mich selbst gerichtet und immer bestanden hatte, weckte ich den Bruder. Dieser mußte mich überhören und es ging vortrefflich. Augenblicklich stand

ich auf und während des Frühstücks mußten Alle Fragen stellen, die ich stets richtig beantwortete, mit Ausnahme der zweiten, die meine ältere Schwester gab und welche, als eine Form des Zeitworts: „sein," „du hast gehabt" lautete.

Unter Thränen wurde Abschied genommen und wir wanderten wieder nach Wahlbach. Doch hatte mein Bruder einen halben Sieg erfochten. Wir sollten nicht mehr bei Frau Bäder essen, sondern aus einer Restauration uns die Mittagskost schicken lassen und immer noch für den Abend übrig behalten. Nur Wohnung, Holz, Kaffee und was damit in Verbindung stand, sollten die Hausleute liefern. So waren wir denn ziemlich selbstständig und von der guten Sauce befreit, um freilich in eine viel schlimmere zu gerathen.

Im Anfang ging alles prächtig. Wir waren sparsam und das Mittagessen reichte für den Abend aus. Unglücklicher Weise war jedoch unser Restaurateur zugleich Bäcker. Die Verlockung auf Rechnung für den Abend und nächsten Morgen etwas holen zu lassen und an Festtagen auch das Fest feierlich mit Kuchen zu begehen, lag nahe. Dazu kam noch ein anderer Uebelstand. Wir verbrauchten der Frau Bäder zuviel Holz, wir verbrannten ihr, wie sie sich ausdrückte, den Vorrath für den ganzen Winter an einem Abend. Um uns vor Kälte zu schützen waren wir genöthigt,

mit der Magd in ein näheres Verhältniß zu treten Sie war gutmüthig und brachte uns manchmal gegen Abend einen Korb mit Holz, den wir unter das Bett versteckten. Eines Tages war der unglückselige Schimmel im Zimmer und entdeckte den kleinen Vorrath. Er verrieth uns, ohne natürlich zu ahnen, welche schwere Verantwortung er auf sich lud. Die Magd fand keine Gnade, denn in den Augen ihrer Herrin war dies das schwerste Verbrechen, das sie hätte begehen können. Diesmal schien Herr Bäder nicht mit seiner Gemahlin einverstanden. Er wollte nicht wieder wechseln und auf's Neue auf die Dienstbotenschau ausgehen. Frau Bäder sah, daß sie ein energisches Mittel anwenden müsse, wenn sie ihre Autorität behaupten wolle. Deßhalb griff sie zu dem Aeußersten. Sie legte sich in's Bett und erklärte, nicht eher wieder aufzustehen, bis die betrügerische, diebische Person aus dem Hause sei; wenn man sie tödten wolle, dann möge man die Magd da lassen. Diese letzte Pille wirkte. Das Lieschen wurde fortgeschickt und Frau Bäder stand wieder auf, ohne daß man ihr etwas von der schweren Krankheit hätte ansehen können. Wir waren nun vollständig geschlagen. Ein Brief von dem Vater an unsern Hauswirth erzielte nur geringe Besserung. Herr Bäder antwortete und schilderte uns eben nicht als das Ideal junger

Schüler. Darin hatte er Recht. Mit dem neuen Haushalt war leichtfertige Gesinnung bei uns eingezogen. Da wir von außen keine Wärme zu erwarten hatten, suchten wir von Innen heraus zu wärmen. Mein Bruder bestellte häufig für den Abend Chocolade und lud manchmal einen seiner Freunde zu sich ein. Dabei hatte er von den Eltern als Weihnachtsgeschenk die Versicherung erhalten, daß wir zu Ostern von Wahlbach weg sollten. Dadurch wurde unser Leben noch ungeordneter und ich selbst fing an, meinen Bruder in Einladungen und im Speisen jugendlicher Collegen zu überbieten. Ich wurde wahrhaft ausschweifend. Meine erste Ausschweifung aber bestand in Fastenbretzeln. Es war gar zu bequem, im Vorbeigehen in den Bäckerladen zu springen und dann auszutheilen. Selbst bis zu Rosinen verstieg ich mich. Da kam auf einmal ein harter Schlag. Der Bäcker und Restaurateur hatte nach Wolkenkukuksheim geschrieben und in Bezug auf den uns zu bewilligenden Credit Verhaltungsbefehle verlangt. Als Antwort erschien die Mutter schon am nächsten Tage selbst. Ich wurde geschickt, um die Rechnung zu holen, und brachte sie auf einem halben Bogen Papier. Das Blatt war nicht zusammengelegt und auf der einen Seite stand eine Eß-Rechnung, welche der Mutter die heftigsten Vorwürfe und Thränen entlockte. Die Summe war unten ange-

geben. Sie wendete das Blatt herum und da stand auf der ganzen Seite von oben bis unten: Fastenbretzel, Fastenbretzel, Fastenbretzel u. s. f. Obgleich das Papier ziemlich rein war, glaubte die Mutter der Restaurateur habe sich vergriffen und auf eine Rechnung des Bäckers geschrieben, die uns gar nichts angehe. Mein Bruder bestärkte sie darin und ich wurde wieder ausgeschickt. Mit einer Naivetät, die nur besonders Begabte und auch diese kindlichen Gemüther nur im zehnten Lebensjahre haben, lief ich zu dem Bäcker und richtete den Auftrag der Mutter aus. Daß die Antwort nicht in einer Ohrfeige bestand, wunderte ich mich später selbst. Ich wurde fortgejagt, nachdem man mir bedeutet, daß ich alles in eigener Person geholt habe. Unter den bittersten Thränen kehrte ich zurück und brachte die Mutter, die kaum eine Ahnung von so ungerathenen Kindern hatte, zur Verzweiflung. Sie wollte uns augenblicklich mitnehmen. Dann aber siegte die Vernunft und wir blieben noch bis Ostern, freilich in der strengsten Diät. Wir gingen demüthig und kleinlaut wieder bei Frau Bäder zu Tische, aßen schweigend die gute Sauce und saßen auf unserm Zimmer und bliesen in die Hände, da der Rauch von dem angemachten und spärlich genährten Feuer keine Wärme bot. Das Osterfest brachte insofern keine Erlösung, als wir mit Scham und Furcht nach Hause gingen. — So endete mein erstes Studienjahr. War

ich auch nur in der untersten Klasse des Gymnasiums gewesen, so war ich doch, als munterer Knabe, der es liebte, in den Pausen auf den Bänken herumzuspringen und sich in den Gängen zu schlagen, mit sämmtlichen Hauptlehrern durch erhaltene Ohrfeigen in nähere Berührung gekommen. Mein Zeugniß, das ich mit nach Haus brachte und welches durchweg schlechter als das frühere war, mochte so lauten:

„Im Lateinischen hat er nicht ganz den Erwartungen entsprochen, indem er bei gleicherem Fleiß und regerer Aufmerksamkeit mehr hätte leisten können. Seine Fortschritte sind nur mittelmäßig. In der Anfertigung der deutschen Aufsätze war er meist recht sorgfältig: sein Gedicht hatte er immer gelernt. In der Religion war er nur ziemlich befriedigend, weil er oft in den Stunden spielte und plauderte. So auch in der Geographie. Im Rechnen genügte er gleichfalls nur ziemlich, weil es ihm schwer zu werden schien, auch im Zeichnen ebenso, wo aber größere Reinlichkeit gewünscht wird. Naturgeschichte ziemlich. Im Singen zeigte er gar keinen Sinn für Musik; im Schreiben ist er sehr mittelmäßig.

Schulbesuch.

Er versäumte vierzig Stunden und kam sechsmal zu spät.

Besondere Bemerkungen.

Er möge sich emsig bestreben, des Hanges zum Plaudern und Spielen Herr zu werden, der ihn auch wohl bei Anfertigung der schriftlichen Arbeiten beherrscht. Er würde sonst größere Gleichmäßigkeit zwischen häuslichen Arbeiten und Extemporalien in der Klasse zeigen."

— — Dies Zeugniß war nicht geeignet, meine Fastenbretzel-Rechnung vergessen zu machen.

4.

Unser Einzug in Wolkenkukuksheim war sehr traurig. Wir glaubten Jedermann müsse wissen, was mit uns vorgegangen, und wirklich machten auch einige meiner Kameraden unerträglich pfiffige Gesichter. Der Empfang, welcher uns von Seiten des Vaters zu Theil wurde, war vollends niederschlagend. Mein Bruder mußte augenblicklich an die Arbeit. Er studirte während den Osterferien von Morgens bis Abends und hatte das große Glück, nach bestandener Prüfung in Windig wieder zu seinen früheren Kameraden zu kommen. Ueber mein Schicksal hatten die Eltern noch nicht entschieden. Zunächst drohte der Kaufmannsstand. Es wurde mir vorgeschlagen, mein Studium aufzugeben und bei Brenzel & Comp. in die Lehre zu treten. Schon der Name hatte etwas Erschreckendes für mich. Dazu kam, daß ich zufällig

tiefe Blicke in das Leben eines Lehrlings geworfen hatte. Am ersten Sonntage nach meiner Ankunft in Wolkenkukuksheim war mir ein alter Schulfreund meines Bruders, L. Goldschmidt, begegnet. Ich erkannte ihn kaum wieder, so fein und verlockend war sein Anzug. Im runden Hütchen und Glacé-Handschuhen, das Haar und die ganze Gestalt duftig, stand er vor mir, reichte mir die Spitze der Finger und sprach in seltsamen, gutgewählten Worten. Die Idee, welche ich dadurch von der Handlung Brenzel & Comp. erhielt, war sehr bedeutend. Was mußte das für eine Beschäftigung sein, die einen Menschen so umwandeln konnte. Unglücklicher Weise für meinen hohen Begriff vom Kaufmannsstande sah ich den jungen Handelsbeflissenen auch am Morgen und zwar in der ersten kaufmännischen Thätigkeit, mit welcher er die Woche eröffnete. Er stand am Pulte des Principals, hatte einen Staubbesen in der Hand und war eifrig bemüht abzukehren und zu reinigen. Dabei glänzte sein Rock in den mannigfaltigsten Farben, nur war die des Schmutzes vorherrschend. Er suchte sich rasch meinen Blicken zu entziehen; aber an demselben Tage sah ich ihn in noch erschreckenderem Costüm zwischen Oel- und andern Fässern einherschreitend, die Feder hinter dem Ohre und fast von jedem Handelsartikel des Hauses Brenzel & Comp. ein Abbild und Muster auf seinem

Rocke, so daß er eine sichere und unnahbare Vogelscheuche hätte abgeben können. Diesmal konnte er sich meinem forschenden Auge nicht verbergen. Ja, er kam, als ich gar nicht weichen wollte, auf mich zu und sprach einige durchaus ungewählte und natürliche Worte. Dabei wollte er mir auch beim Abschiede die Hand reichen, die ich zu ergreifen Bedenken trug. Dieser Vorfall hatte die Abneigung gegen den Kaufmannsstand in mir noch vermehrt. Nur die Weinhandlung wirkte verlockend. In Wolkenkukuksheim gab es zahlreiche Weinhändler und leicht hätte ich eine Stelle als Lehrling finden können. Was mit dem Weine in Verbindung steht, übt eine gewaltige Anziehungskraft auf Jung und Alt. Das unterirdische Wirken im Keller ist, wie Alles, was unter der Erde vorgeht, voll geheimnißvollen Reizes. An hochpoetischen Momenten fehlt es nicht. Dazu gehört der Augenblick, in welchem der Wein abgefüllt wird und der frische, goldene Strahl aus dem Fasse schießt; dazu gehört jede Weinprobe, vorausgesetzt, daß man mit probiren darf und nicht zum Halten des Lichtes verurtheilt ist. Alle Sinne werden auf das Angenehmste in Anspruch genommen. Die goldene Flüssigkeit, umkränzt von diamantenen Schaumperlen vom reinsten Wein und gebannt in dem Römerglase, lacht das Auge wohlthuend an, strömt kräftigen, stärkenden Duft aus, mundet wie Nektar

und erfüllt das musikalisch gebildete und durch Klingen der Gläser gestimmte Ohr mit der lieblichsten Musik, die mit jedem Glase herrlicher und berauschender wird und sich zuletzt beim Oeffnen der Kellerthüre und beim Hinaustreten in die freie Luft bis zu einer seligtrunkenen Harmonie der Sphären aufschwingt.

Alle diese schönen Vorzüge des Weines waren mir damals noch wenig bekannt; mein Vater aber war, vielleicht gerade weil sie ihm bekannt waren, gegen das Erlernen der Weinhandlung. Durch dringende Bitten und zahllose Thränen brachte ich es dahin, daß ich eine Pension, die ein junger Candidat der Philologie in Wolkenkukuksheim gegründet hatte, besuchen durfte. Auf diese Weise war mein Schicksal immer schwankend. Da sollte plötzlich ein Ereigniß eintreten, was sonst nur im fünften Act eines Schauspiels vorzukommen pflegt, wenn sich der Dichter vier Acte durch abgequält hat, und nicht weiß, wie er Armuth und Edelsinn zum Schluß belohnen soll. Bekanntlich erscheint in solchen Dramen, wie vom Himmel heruntergeschneit, ein Vetter aus Lissabon, oder ein Onkel aus Indien mit fabelhaften Schätzen, die er dann auf das großmüthigste austheilt zur Rührung des gesammten Publicums. In meinem Leben aber trat schon in den ersten Scenen des ersten Auftritts ein so großmüthiger Onkel auf, der mir somit manchen qualvollen Act ersparte.

Ein Bruder meines Vaters war in bedrängter Lage als Arzt in holländische Dienste getreten, und hatte sich in Batavia ein für unsere Verhältnisse außerordentliches Vermögen erspart. Zwei Mal hatte er alljährlich dem Vater geschrieben und war, da immer ausführliche Antworten erfolgten, mit der Lage unserer Familie vertraut. Da die Dienstjahre, zu welchen er sich verpflichtet hatte, vorüber waren, zog er sich im Besitze einer Pension nach Europa zurück und ging zunächst nach Paris. Von dort suchte er uns in der Heimath auf, und kam wie von Gott gesandt und brachte Glück und Segen über das ganze Haus. Besondern Antheil schien er an mir zu nehmen. Ich hörte mit dem größten Interesse seinen Erzählungen zu, fragte viel, und entwickelte meine geographischen Kenntnisse nach Kräften. Dabei erzählte ich ihm, was ich schon Alles gelesen hatte und noch lesen wollte. Er meinte, ich müsse studiren, und ich wurde, obschon ich es damals nicht erfuhr, auf seine Kosten nach Ablauf eines Jahres auf das Gymnasium nach Windig geschickt. Da das Zusammenleben mit meinem Bruder den Eltern in der Erinnerung zu theuer und frisch war, als daß sie durch eine abermalige gemeinschaftliche Haushaltung eine Erneuerung für nothwendig gehalten hätten, wurde ich bei einem untergeordneten Staatsdiener einquartiert und erhielt ein Stübchen unter dem Dach mit Aussicht au

alte Häuser und den freien Himmel. In den ersten Tagen hatte ich gar keine Zeit, die Stadt zu inspiciren, denn das Examen drohte mir noch. Zwar schlenderte ich durch die Straßen, blieb auch wohl an einer Kaserne stehen und betrachtete jeden Offizier mit staunender, ehrfurchtsvoller Bewunderung; im Ganzen jedoch wurden alle Eindrücke durch die Furcht vor dem bevorstehenden Ereigniß rasch verdrängt. Vor jedem, der mir nur ungefähr seinem Aeußern nach als Schulmeister erschien, zog ich mein Käppchen ab, und da damals das Tragen einer Brille mit dem Range eines Professors in meinen Gedanken unzertrennlich verbunden war, so erfreuten sich die bebrillten Windiger eines ganz besonders demüthigen und respectvollen Grußes von meiner Seite. Mancher vertrocknete Schreiber mit scharfen Gläsern und blöden Augen, dem so freundliche Beachtung nie zu Theil geworden, mag sich nach dem höflichen Knaben umgesehen haben. Als aber das Examen glücklich bestanden war, verschwand die Schüchternheit. Ich stand länger an der Kaserne, zog hinter den Offizieren her, und marschirte kühn und militärisch neben der zur Ablösung beorderten Wache.

Jahre vergingen. Mein Bruder hatte längst das Gymnasium mit der Universität vertauscht und ich selbst sollte in einigen Wochen ihm folgen. Da wurde plötzlich die Ruhe meines Lebens durch ein mir und gewiß

allen meinen Landsleuten unvergeßliches Ereigniß unterbrochen, das ganz Luftenburg und vor allen Windig in die stürmische Bewegung setzte. Ob irgend ein Politiker der Residenz oder des gesammten deutschen Vaterlandes eine Ahnung davon hatte, weiß ich nicht. Manchmal erscheint es mir, als ob ganz Deutschland in gleicher Weise überrascht worden wäre, wie das Windiger Gymnasium und als ob die meisten meiner erwachsenen Landsleute sich, wenn auch nicht als Luftenburger Gymnasiasten, so doch als deutsche Schüler geberdet hätten.

Ich befand mich damals in dem seligen Zustande eines Primaners, der mit heißer Sehnsucht fünf Wochen vorüber wünschte, um dann das Gymnasium und mit ihm die kleine Residenz Windig zu verlassen und als „fahrender Schüler gut“ in die Welt hinein zu wandern, Menschen kennen zu lernen und wohl auch an der Quelle der Wissenschaft selbst zu schöpfen und zu sehen, was in der göttlichen Philologie alles geleistet worden, seit dem ersten Erklärer des Homer bis auf den Professor Reinhirnhaber, der eine dickbändige Abhandlung über die Partikeln auf eigene Kosten hatte drucken lassen. Mit der Politik beschäftigte ich mich gar nicht. Ich wußte vortrefflich meine Könige von Rom auswendig, wußte auch, daß diese nie gelebt hatten, und somit mein Wissen ziemlich überflüssig war; wußte daß Cäsar ermordet wurde, wo Luther geboren, wo er

gestorben und dergleichen mehr. Bis zur neuesten Zeit war der Herr Professor nie gekommen. Nur eine Skizze hatte er davon gegeben, und mit einem kurzen und kräftigen Fluche auf die französische Revolution und ihren Hauptvertreter, den Grafen Mirabeau, „dieses Ungeheuer an Talent und Verruchtheit," geschlossen, um wieder zu den Zeiten des Argonautenzuges zurückzukehren. Da man von dieser Periode nichts weiß, war es dem Herrn Professor mit seiner Wissenschaft in ihr besonders wohl. So kam es, daß weder ich, noch irgend einer meiner Mitschüler je ein politisches Blatt in die Hand genommen. Das Einzige, was wir lasen und was uns die Pausen versüßte, waren Theaterrecensionen. In der kleinen Residenz war das Theaterwesen der Hauptgegenstand der Unterhaltung, und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Die ersten Frühlingsträume waren mit den ersten sorgsam gepflegten Spuren des Schnurrbartes über uns gekommen. Wir standen in der seligen Zeit, in der man die Kunst mit dem Künstler verwechselt, und so gerne Romeo sein möchte von wegen der Julia. Die Bühnenwelt strahlte für uns in Rosenroth und Himmelblau, den frisch duftigen Farben der Jugend. Wir hatten schon vieles gelesen. Im Ovid war manche verbotene Stelle die am meisten vergriffene. Im Horaz hatten diejenigen Oden die größte Aufmerksamkeit erregt, und waren am sorgfältigsten

präparirt worden, von denen der Herr Director gesagt hatte: „Die folgende wollen wir übergehen, das ist ein allzuleichtes Liebesgeflüster.“ Im Deutschen hatten wir bereits in der Tertia die Jungfrau von Orleans gelesen und über ihre berühmte Frage: „Ist Mitleid Liebe?“ lange und heftig debattirt. In der Secunda war Tasso vorgenommen worden, und wir hatten das Verhältniß zu den beiden Leonoren vom objectiven Standpunkt genau zergliedert. Auch gedichtet hatten wir schon. Für die Schule wurden der Cheruskerfürst Hermann, „der Hort und Erretter Germaniens“ und der Frühling besungen und zu Haus: Herz auf Schmerz, Wonne auf Sonne und Lust auf Brust gereimt. Das Theater war unsere, war meine einzige Freude. Ich weiß, daß ich jedes Mißgeschick ruhig trug, denn ich hatte ja mein Billet in der Tasche und den Abend wurde Fidelio gegeben. So kam der Februar des Jahres 1848 heran und eine gewaltige Revolution bereitete sich in der Welt und in mir vor. Der Hort und Erretter Germaniens hatte mir schon lange nicht mehr als Gegenstand meiner Poesieen behagt. Ich hatte, wie das Alle in meinem Alter haben, ein Ideal gefunden. Dies war die Darstellerin des Klärchen, des Gretchen und der Julia; dies war eine junge goldgelockte Künstlerin. Sie war auf das reichlichste von der Natur ausgestattet, schön wie je ein Weib. Mit ihren langen goldnen, über einen blen-

dend weißen Nacken herabfallenden Locken, mit ihren großen dunklen Augen, die bald das Feuer der reizendsten nie versiegenden Liebenswürdigkeit und Laune sprühten, bald ernst und traurig als Ausdruck einer tiefen Melancholie erschienen, mit ihrer zarten reinen Haut, auf der sich das leiseste Wallen und Wogen des Blutes, das Leben und Weben der Seele abspiegelte, war sie ähnlich jenen meisterhaften Frauenbildern Correggio's. Jede ihrer Bewegungen war Anmuth, jeder Schritt Anstand und dabei ihre Stimme schön und rein, den Tönen der Glocke vergleichbar, und doch so umfangreich, daß sie Thränen entlockte und bei den feinen Modulationen des Komischen zu unwiderstehlichem Lachen hinriß. Sie beschäftigte mehr und mehr mein Dichten und Trachten. In der Klasse war mein Geist abwesend und bald auch mein Körper, denn die Proben fielen in die Zeit der Schulstunden und ich mußte sie sehen. Ich meldete mich krank und hatte schon Tage lang das Gymnasium versäumt, dafür aber als Träumer die Gegend nach allen Seiten durchstreift.

So wanderte ich auch am 1. März 1848 durch die Straßen der Residenz und beachtete die einzelnen Menschengruppen nicht, die sich in den Alleen gebildet hatten, Zeitungen in der Hand hielten und durch die neuesten Nachrichten aus Frankreich sehr beunruhigt schienen. Ich wollte allein und ungestört meinen Träumereien

nachhängen, eilte also rasch vorüber und suchte das freie Feld zu gewinnen. Da ich den Frühling in der Brust trug, so vermißte ich ihn nicht in der Natur und weder Wind noch Kälte konnte meine Schritte hemmen. Da es mir aber ging, wie dem ehrlichen Sancho Pansa, der verliebt war und doch Hunger hatte, trieb es mich nach der Stadt zurück. Je mehr ich mich ihr näherte, desto trauriger wurde ich. Ich dachte darüber nach, daß das nicht so fortgehen könnte. Ich mußte wieder in das Gymnasium und der Carcer erwartete mich. Ich rechnete und berechnete, wie viel Stunden ich wohl unfreiwillig in dieser Besserungsanstalt für Gymnasiasten zubringen müsse, und da ich über acht Tage versäumt hatte, trat eine gewaltige Summe immer plastischer vor das Auge meines Geistes. Aus dieser trüben Betrachtung wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch die Stimme meines Klassenkameraden Louis Pflaum, der mir zurief: „Otto, Otto, komm geschwind, in der Stadt London stehen sie auf dem Billard und halten Reden. Es ist um des Teufels zu werden.“

„Wer hält Reden, wo halten sie Reden?“ fragte ich.

„In der Stadt London, komm nur geschwind. Es ist Alles voll Menschen. Komm, es geht los, es geht fürchterlich los!“ war die Antwort und damit rannte er wie besessen davon.

„Was geht los, hör' doch, ich gehe ja mit; Pflaum,

hörst du nicht!" rief ich, aber er achtete nicht auf meine Worte. Das war denn doch zu merkwürdig. In Windig, der friedlich stillen, allerunterthänigsten Staatsdienerstadt, sollte etwas losgehen, in der Stadt London sollten sie auf dem Billard stehen. Ich war oft dort gewesen und hatte gesehen, mit welcher Sorgfalt sie das Billard hüteten und jeden Flecken abwischten, und nun sollten sie gar oben drauf stehen und Reden halten. Der Pflaum mußte verrückt geworden sein, er hatte immer Anlagen dazu gehabt. Ich eilte ihm nach. Aus allen Häusern kamen Leute, und schlugen denselben Weg ein. Als ich mich dem Wirthshause näherte, welches an einer Ecke, an der zwei Straßen zusammenstießen, gelegen war, sah ich eine ungeheuere Menschenmenge, die sich bemühte, durch die offenen Fenster in die Zimmer hinein zu schauen. Plötzlich wichen Alle von einem der Parterrefenster zurück, und brachen in ein schallendes Gelächter aus. Ich sah hin und siehe, der Polizeidiener Schenk wurde langsam, deutlich und nachdrücklich zum Fenster hinausgefuhrwerkt.

„Spielt Billard mit ihm, schiebt ihn wieder hinein, schiebt ihn wieder hinein!" riefen einige Stimmen.

„Nein — nein, laßt ihn laufen, thut ihm nichts; er ist gestraft genug!" schrieen Andere.

„Bindet ihm eine alte Gießkanne an den Hals, und

jagt ihn fort, wie einen Hund. Er ist ein Spion, er will das Volk verrathen. Da ist eine Gießkanne."

So rief ein stämmiger Bürger, indem er diese einem neugierigen Mädchen aus der Hand riß, und hoch in die Höhe hielt.

„Meine Gießkanne, ich will meine Gießkanne wieder. Jacobsvetter, wo seid Ihr; nehmt ihm die Gießkanne ab!" schrie die Beraubte.

Der angerufene Jacobsvetter fiel rasch dem dicken Bürger in die Arme und nahm ihm seine Beute ab, während dieser sagte:

„Pack Sie sich nach Haus, es ist so kein Platz da, Sie braucht sich auch noch breit mit der Gießkanne hinzustellen."

— — Wer weiß, was unterdessen aus dem armen, zum Fenster hinausgeschobenen Staataufrechterhalter geworden wäre, hätten nicht in diesem Augenblick mehrere Stimmen aus dem Wirthszimmer der Stadt London gerufen:

„Still, Ruhe! der Hahn will sprechen, der Herr Doctor Hahn hat das Wort."

„Da ist der Haupthahn, der fängt den Alten auf dem Nest!" rief Einer aus der Menge.

„Der kann krähen!" schrie ein Anderer und dabei krähte er, daß ein allgemeines Gelächter entstand. Allmälig legte sich der Tumult und die Stimme des Red-

ners wurde vernehmbar. Er sprach davon, daß die Tage der Knechtschaft und Verdummung vorüber seien. Das Volk sei mündig geworden und verlange seine Freiheiten. Eine allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Anführer und sofortige Abgabe von Flinten und Munition müsse stattfinden, deßhalb solle man nach dem Schloß und Rathhause ziehen, viele der Luftenburger Brüder hätten sich dort schon hinbegeben.

Bei dieser Stelle der Rede entstand ein allgemeiner Tumult. Jeder glaubte, er hätte, während er dem Doctor Hahn zuhörte, etwas versäumt und beeilte sich deßhalb, so schnell als möglich nach dem Schloß und Rathhause zu kommen, so daß das undankbare Publicum den Redner nöthigte, den Schluß seines Vortrages aus Mangel an Zuhörern für sich zu behalten. Ich folgte dem Strom auf den Marktplatz. Eine freudige innere Stimme sagte mir: Folge der Bewegung, was auch daraus werden mag, dein Carcer wird dir geschenkt sein."

Vor dem Rathhause war eine ungeheure Menschenmenge versammelt. Ein Redner folgte dem andern. „Mitbürger, Freunde!" scholl es von allen Seiten. Das Sprüchwort: wenn er spuckt, ist er verloren, schien sich an Hunderten bewähren zu wollen, denn Jeder lauerte auf den Moment, wo der Andere schließen würde. Aus allen Reden ging hervor, daß der Fürst abwesend,

vorläufig aber Bewaffnung und Preßfreiheit von der Fürstin und den Ministern bewilligt und garantirt worden seien. Dies hatten die sogenannten Vertrauens- und Ehrenmänner erwirkt. Gewehre wurden noch an demselben Tage ausgetheilt. Ich drängte mich durch die Menge, und war so glücklich, eines zu erhalten. Allem Anscheine nach mußten wir sie an dem Tage noch gebrauchen. Denn kaum waren 3000 Mann bewaffnet, als sich das Gerücht verbreitete, einige Regimenter einer benachbarten Bundesfestung seien im Anmarsch auf Windig begriffen oder, wie sich das Volk ausdrückte, die Bummern (Pommern) seien schon vor der Stadt. Trotz dieser Furcht vor den Bummern ließ es sich die neue Bürgerwehr nicht nehmen, triumphirend durch die Stadt zu marschiren. Dies war für den Moment die Hauptsache. Jeder blickte kühn und stolz in den Straßen, in welchen er einen Verwandten oder Bekannten hatte, zu den Fenstern empor. War er so glücklich, gesehen zu werden, dann vergrößerte er selbstbewußt seine Schritte, ohne zu bedenken, daß die Füße des Vordermannes darunter leiden mußten. Mein Hintermann mußte in verschiedenen Straßen eine weit verzweigte Verwandtschaft haben und oft gesehen werden, denn jeden Augenblick bekam ich einen patriotischen Tritt. Es war ein stolzer, mächtiger Zug, der sich durch die Straßen Windigs unter Gesang und Hurrahruf, unter der Be-

gleitung von Tausenden, die nebenherliefen und unter dem Schwenken der Tücher bewegte. Alle waren wie umgewandelt. So mancher arme Schreiber, der noch den Tag zuvor die Fenster des Herrn Geheimerraths demüthig gegrüßt, wenn gleich Niemand an ihnen zu sehen war, schaute nun trotzig empor, und das Joch, das ihn lange Jahre gedrückt, ja gekrümmt hatte, war mit einem Male abgeschüttelt. Der Herr Kirchenrath Hehner, der süße Redner, der mit drei Verbeugungen gegen die fürstliche Loge die Kanzel betrat, und in dem Augenblicke, wo er als Stellvertreter Gottes dastehen sollte, für jede Hofdame einen besonderen Blick der Demuth und Huld hatte, schien ausgewandert zu sein, so fest verschlossen und verdeckt waren alle Fenster und Oeffnungen seines Hauses. Die Herren Beamten, die vor kurzer Zeit noch nicht gewußt hatten, ob sie mehr den Ibrahim Pascha oder Mehmed Ali vorstellen sollten, waren die verkörperte Herablassung und suchten den Arm Derer, die sie früher keines Blickes gewürdigt hatten. Wie hatte sich die Stadt Windig geändert! Noch vor einigen Tagen waren alle Stände streng geschieden. Kein Adeliger verkehrte mit einem Bürgerlichen, kein Geheimerrath mit einem Regierungsrath, kein Revisor mit einem Kanzlisten, kein Kanzlist oder höherer Schreiber mit einem Diurnisten oder simplen Kopisten. Ein Beamter, der fünfzig Gulden jährlich

mehr Gehalt hatte, sprach vor vier Tagen kaum mit einem niederer Besoldeten, mit welchem ihn der Zufall zusammenbrachte. Ja, das à louer, welches man an so vielen Fenstern lesen konnte, war keine Phrase. Nicht nur die Wohnungen und Zimmer waren zu vermiethen, sondern die Besitzer selbst meistens käuflich. Das zeigte sich jetzt glänzend. Die Menschen, die vor 48 Stunden noch unterthänigst Front gemacht und wie Bildsäulen dagestanden hatten, wenn die Amme mit dem kleinen Prinzen vorüberging; die Menschen, welche gleich unterthänigst den Lutschbeutel eben dieses Prinzen begrüßt und geehrt hätten, standen jetzt da und lasen und besprachen Proclamationen, in denen man Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Herausgabe der Staatsgüter verlangte. Männer, die selbst auf dem Kirchhofe ihre Titelwuth und kleinliche Gesinnung nicht verläugnen konnten und auf dem Grabsteine des Vaters, Sohnes oder Bruders auf das sorgfältigste bemerkt hatten: „Hier ruht der fürstliche Oberlandscreditcassendirectionsrath" — warfen nun alle Titel ab, nannten sich „Bürger", fraternisirten mit Denen, deren Anzug schon bewies, daß sie aller Titel und Mittel baar seien. Dagegen zeigte die Bürgerschaft, die man stets bedrückt und verachtet, die man als Pack und Canaille behandelt hatte, einen hohen, großmüthigen Sinn. Mit schweigender Verachtung nahm sie diese elenden Kriecher

in ihre Reihen auf und abgesehen von einigen scherzhaft beißenden Worten, überging sie mit edler Ruhe die ganze Vergangenheit.

Der freudige Zug durch die Straßen mußte einmal aufhören. Ein Befehl erging, nach der in der Nähe der Stadt gelegenen Wiese zu marschiren. Dort wurde die Bürgerwehr in Compagnien eingetheilt. Wer auf's Gerathewohl zu irgend einer Abtheilung lief, war Glied derselben. Zu Führern wählte man damals instinctiv, später mit klarem Bewußtsein, Wirthe, weil dadurch für die kriegerische Schaar eine fröhliche Perspective auf Weinkeller eröffnet wurde. Zu Unterfeldherren jedoch wurden mit den Waffen vertraute Männer gewählt. Wer früher unter dem Militär gedient, wer als sogenannter „Krautsoldat" zur Zeit der Befreiungskriege irgend eine Festung friedlich mit cernirt hatte, ja wer auch nur überhaupt nachweisen konnte, daß er der glückliche Besitzer einer Flinte sei, oder schon einmal bei irgend einer Gelegenheit losgeschossen habe, der hatte gerechte Ansprüche auf Beförderung. Ein solcher Mann aber war der Schreiner Exner, unter dessen Commando ich gerathen war. Er begrüßte mich besonders und meinte, die Studenten hätten sich auch neulich in Paris gut geschlagen, solche Leute könne man brauchen. Darauf entließ er uns mit dem Befehl, um zehn Uhr wieder zu erscheinen, da wir die Nacht Dienst hätten. Ich

war einer der Ersten auf dem Platze. Die ganze Compagnie war schon versammelt, da erschien Exner und meldete, der Wirth Baldener, unser Hauptmann, „könne heute Nacht nicht“, seine Frau sei unwohl, deßhalb werde er allein führen; wir seien auf die Anhöhe beordert als Vorposten, denn es drohe der Stadt ein Angriff von dem Militär der Bundesfestung. Wir setzten uns in Bewegung. Kaum waren wir aber eine Straße lang marschirt, so schien es Allen klar, daß unserm Führer entweder die neue Würde oder der Wein, mit welchem der Hauptmann seinen Stellvertreter bestochen hatte, in den Kopf gestiegen. Jeden Augenblick rief er, wenn sich nur irgend etwas regte: „Halt!“ Hinter den Bäumen, welche auf dem freien Felde standen, ja sogar auf denselben witterte er „Bummern“. Unterstützt wurde er in seinen militärischen Vorsichtsmaßregeln von einem jungen Commis, auf den der Letzte der Mohikaner von Cooper einen übermächtigen Einfluß ausgeübt hatte und der nun überall indianische List fürchtete und in jedem Vogelschrei ein Signal der Feinde zu vernehmen glaubte. Uebrigens kühlte die frische schneidende Märzluft, die auf der Anhöhe doppelt empfindlich war, nach und nach seine hitzige Phantasie und zugleich den Eifer der ganzen Vorpostenschaar. Man begann unsere Lage genau in's Auge zu fassen und fand, daß wir ohne Pulver und Blei nicht einmal einen Signalschuß beim etwaigen An-

rücken des Feindes thun, geschweige denn widerstehen und uns vertheidigen konnten. Deßhalb sollte ein ehrenvoller Rückzug nach der Stadt angetreten werden. In dem Augenblick, wo wir uns in Bewegung setzen wollten, commandirte der Schreiner Exner mit Donnerstimme: „Halt!“ so daß ein Schauer die ganze Mannschaft erfaßte und Jeder ängstlich nach den verschiedenen Richtungen den Feind zu erspähen suchte. „Da kommt was!“ schrie der Commis, dessen Sinne durch die Romane Coopers besonders geschärft waren. In der That rollte ein Wagen den Berg herauf und bog, eine ziemliche Strecke von uns entfernt, auf einen Nebenweg ein, der nach einem berühmten, von dem regierenden Fürsten, Caspar dem Zweiundsechzigsten erbauten Lustschlosse führte. Da der Wagen von der Stadt kam und folglich die an den Thoren ausgestellten Schildwachen passirt haben mußte, war durchaus kein Grund zum Argwohn vorhanden. Dessenohngeachtet rief der Schreiner Exner:

„Das ist eine herrschaftliche Chaise, die müssen wir anhalten. Vorwärts, Marsch, quer über's Feld, den Weg abgeschnitten!“

Nach diesen gebieterischen Worten unseres Führers, der um jeden Preis ein Abenteuer bestehen zu wollen schien, sprengte die Schaar im Galopp über das Feld und richtig gelangten die Schnellfüßigsten in dem Augen-

blick an, als auch der Wagen den Gipfel des Berges erreicht hatte. Auf ein lautes, mehrstimmiges „halt“, wobei Einige die Bajonnete vorstreckten, aber doch in gehöriger Entfernung von den Pferden und Rädern blieben, hielt der erschreckte Kutscher und heraus aus dem Wagen stieg der fürstliche Hofmarschall, Graf von Schablowitz, der sich durch seinen Uebermuth bei dem Volke allgemein verhaßt gemacht hatte, in diesem Momente aber sehr demüthig erklärte: er wolle nach dem Lustschlosse fahren, komme aus dem Palais in der Stadt, nirgends habe man ihm Schwierigkeiten gemacht und er hoffe, daß dies auch hier nicht geschehe. Anfangs ließ der Schreiner Exner den verhaßten Grafen ruhig sprechen. Als er aber sah, daß dieser während seiner Rede bald den einen, bald den andern Wehrmann ansah, trat er plötzlich hervor mit den Worten: „Hier ist der Commandant!“ Der Graf wiederholte einige Sätze und Exner ließ ihn ausreden. Als er jedoch geendet hatte, rief unser Führer mit befehlender Stimme: „Nix da, herum mit dem Wagen!“ Vergeblich bat und drohte der Hofmarschall, auf alle Einwendungen antwortete der Schreiner mit einem immer lauteren: „Nix da, herum mit dem Wagen!“

Der Graf, erschreckt und ermüdet durch die vielen „Nix da!“ gab nach und befahl dem Kutscher zu wenden und nach der Stadt zurückzukehren. Damit

war der Commandant noch nicht zufrieden. Er erklärte zwei Mann müßten mit hineinfahren und den Arrestanten abliefern. Auch hierin willigte der gedemüthigte Hofmarschall und da sich bei unserm Führer trotz seiner kriegerischen Bravour eine gewisse Müdigkeit eingestellt hatte, so wählte er wegen der Wichtigkeit des Falles sich selbst zum Begleiter und mich zu seinem Adjutanten. Wir stiegen, während die Mannschaft, halb ärgerlich, halb zum Lachen gestimmt, sich zum Gehen anschickte, in den Wagen. Als der Kutscher drehte und die Chaise ins Schwanken gerieth, öffnete Exner den Schlag und rief mit drohender, aber doch etwas ängstlicher Stimme: „Nur langsam den Berg hinunter, Kutscher — nur langsam, daß wir nicht in den Graben fallen!“

Armer, armer Exner! Wie haben sich die Zeiten geändert. Ich sitze hier im südlichen Frankreich und denke an dich und deine kurze Hauptmanns-Herrlichkeit. Wie magst du am Schlosse in Windig zitternd vorbeieilen und dich ducken bei dem Gedanken, daß dein ehemaliger Gefangener, nun wieder der allmächtige Graf und Hofmarschall, heraustrete, dich erkenne und sich erinnere an dein donnerndes verwegenes: „Nix da!“ Erblickest du jetzt in weiter Entfernung eine fürstliche Equipage, dann ballst du vielleicht die Faust, allein statt des einstigen kräftigen: „Wagen herum!“ sagst du

leise zu dir selbst: „Exner herum!“ und folgst dieser inneren Stimme, die es wohl mit dir meint. Wo du auch weilen magst und wie es dir auch gehe, ich werde stets mit Stolz an den Tag zurück denken, an dem ich das Glück hatte unter dir zu dienen und gleich zum Wohle des Landes einen gräflichen Hofmarschall zu verhaften.

5.

Am andern Morgen erhielt ich durch meinen Klassenkameraden die Nachricht, daß das Gymnasium für einige Zeit geschlossen werde, für heute aber sämmtliche Schüler auf 10 Uhr zu einer Versammlung in dem großen Saale beschieden seien. Im Gefühle meiner am gestrigen Tage dem Vaterlande geleisteten Dienste fand ich mich ein, indem ich mit Recht vermuthete, daß meine muthwillige Schulversäumniß in so bewegter Zeit keine schlimmen Folgen haben werde.

Der Director des Gymnasiums eröffnete die Sitzung mit einigen „dem Ernst der Situation gewidmeten Worten“. Dann theilte er mit, daß nach einem Rescripte der Regierung die beiden oberen Klassen zum Schutze des Fürsten und der Stadt bewaffnet werden sollten. Zu diesem Zwecke bleibe die Schule bis nach den bevorstehenden, auf drei Wochen festgesetzten, Ferien geschlossen. Die Primaner seien aber, kraft eines Be-

schlusses der Lehrerconferenz ohne das sonst gebräuchliche, in diesen stürmischen Tagen unmöglich gewordene Abiturienten-Examen als reif für die Universität entlassen.

Kaum war diese Mittheilung geschehen, als gegen Gebrauch und Herkommen fünfunddreißig kräftige und gesunde Stimmen sich in den heiligsten, noch nie entweihten Hallen des Gymnasiums zu einem donnernden, endlosen „Hurrah!" vereinigten. Ich selbst erinnere mich nicht, daß ich je wieder so furchtbar und herzlich geschrieen habe, als in diesem feierlichen Momente. Minutenlang währte es, bis der Herr Director fortfahren konnte: Gerade wegen dieser Begünstigung hoffe und erwarte man, daß die Primaner mit gutem Beispiel vorangehen und ihre jugendliche Kraft für das Wohl des geliebten Fürsten und des theueren Vaterlandes freudig opfern würden.

„Hoch lebe Caspar, der Zweiundsechzigste!" rief Einer von den Fünfunddreißig und der Höllenlärm brach abermals los, indem alle so laut als möglich mit einstimmten. Nachdem die Sitzung beendet war wurden Waffen vertheilt und eine Compagnie von zweiundachtzig „Mann" gebildet, an deren Spitze ein Collaborator, das heißt ein Philologe gestellt wurde, der 250 Gulden Gehalt bekam und dafür täglich in acht Stunden der Jugend die lateinischen und griechischen An-

fangsgründe im Schweiße seines Angesichtes beibringen mußte.

So war ich denn entlassen, reif zur Universität, ein glücklicher, zum Schutze des Vaterlandes aufgerufener Student! Das erste, was ich in meinem gerechten Stolze that, war, daß ich mir einen grauen Turnerhut anschaffte, um mich auf würdige Weise der Wehrmannschaft anzuschließen.

Unterdessen war die Gährung in der Stadt Windig immer drohender und bedenklicher geworden. Vom Lande und der Umgegend strömten die Revolutionsmänner schaarenweise in die Stadt. Ganze Ortschaften rückten an und brachten Säcke und Aexte mit, um zu zerstören und Beute mit nach Haus zu nehmen. Die Bürgerwehr mußte alle Kraft aufwenden, um den Bauern die Aexte abzunehmen. Von den Säcken wollten sie sich aber durchaus nicht trennen. Dazu kam, daß unter der Windiger Nationalgarde selbst Parteiungen zu entstehen drohten. Ein großer Theil verlangte, daß das Militär entwaffnet und die Kanonen dem Volke anvertraut würden. Der alte General von Schernau betrat selbst eine auf dem Marktplatze errichtete Tribune und sprach zu den versammelten Massen. Er erinnerte an seine Verdienste zur Zeit der Freiheitskriege, gelobte heilig, keinen Soldaten aus der Kaserne zu lassen, bis der Fürst, der jede Stunde

erwartet würde, angekommen sei und flehte zum Schluß, ihm die Schande nicht anzuthun, daß man dem Militär die Kanonen raube. Die Rede des greisen Soldaten schien Eindruck gemacht zu haben. Als er aber die Tribune verließ, erschien plötzlich ein rothköpfiger Kellner aus dem Café Français auf derselben und verlangte stürmisch die Kanonen. Er schilderte dem Volke höchst populär, was man mit diesen höllischen Waffen für Unheil anrichten könnte, und wandte sich zuletzt besonders an die Bewohner der Nerostraße, die dem Redner zunächst standen, indem er sie fragte, was sie wohl thun würden, wenn sie eines Morgens aufwachten, zum Sammelplatz der Bürgerwehr eilen wollten und „so ein Kanönchen" am Eingang der Straße aufgefahren sei, um sie alle niederzuschießen. Dies wirkte bei den Bewohnern der Nerostraße und zum Schutze ihres eigenen Lebens verlangten sie stürmisch und mit ihnen die Andern die Kanonen. Der General von Schernau legte seine Stelle nieder und sein Nachfolger ertheilte den Befehl, der Bürgerwehr die Besetzung der Artilleriekaserne zu gestatten. Auf diese Weise rückten die zweiundachtzig Mann, den Collaborator mit 250 fl. Gehalt an der Spitze, mit drei andern Compagnien der Nationalgarde in den Hof der Kaserne, um die gefährlichen „Kanönchen" in Sicherheit zu bringen. Alle Wachen, welche von Soldaten

bezogen waren, wurden von Bürgern besetzt und so kam es, daß mich das Schicksal als Posten an die Ecke pflanzte, wo der Hof der Kaserne endete und an eine der belebtesten Straßen Windigs stieß. Mit heiligem Schauer in den Gliedern schritt ich im Anfange vor dem Schilderhäuschen auf und ab. Mein Gewehr hielt ich krampfhaft fest, als könne es mir auf die Erde fallen. Von Zeit zu Zeit blickte ich stolz nach den gegenüberstehenden Häusern, besonders nach einem, an dessen Fenstern sich allerliebste, frische Mädchengesichtchen zeigten. Eine halbe Stunde mochte ich gestanden haben, als auf einmal mehrere Damen sich meinem Posten näherten und ich in fieberhafter Aufregung erkannte, daß es die weiblichen Größen unseres Theaters waren und unter ihnen die, welche seit Wochen mit meinem Wachen und Träumen auf's innigste verflochten. Meinen Körper überfiel ein heftiges Zittern, je näher sie kamen. Ich griff mit zwei Händen nach dem Gewehr und ließ dann, erschreckt durch mein unmilitärisches Betragen und um Alles wieder gut zu machen, beinahe beide Hände zu gleicher Zeit los, so daß ich Mühe hatte, meine Waffe vor einem Fall auf das Pflaster zu retten. Nicht leicht hat auf dem gefährlichsten Posten eine Schildwache je eine größere Angst ausgestanden. Als die schönen, mit den durchbohrenden Augen bewaffneten Feinde an mir

vorüber waren, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke: du hättest dich als wohlgelaunter, galanter Bürgergardist zeigen, du hättest präsentiren sollen. Daß ich das versäumt und somit die Gelegenheit verpaßt hatte, eine humoristische Huldigung darzubringen, konnte ich mir nicht verzeihen. —

Uebrigens ließ mir meine Mannschaft Zeit, über meinen Treppenverstand, dem erst einfällt, wenn er das Zimmer verläßt, was er im Zimmer hätte sagen können, nachzudenken, denn Stunden vergingen, bevor ich abgelöst wurde. Die Mädchen, die an den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses ab und zutraten, schienen Mitleid mit meiner Lage zu fühlen, denn ein kleines Kind schritt plötzlich auf mich zu und trug in der einen Hand ein Glas mit Wein, in der andern ein geschmiertes Brödchen. Beides hielt es mir mit den Worten entgegen:

„Ei ein schön Compliment und die Fräulein thäten Sie auch dauern und da wär' was." Offenbar mußte ich also eine erbarmungswürdige Rolle spielen. Einen Moment erwachte in mir der kriegerische Stolz und ich war nah daran, das Kind fortzujagen. Dann aber siegte rasch mein gutes Herz, zu dem sich ein erschrecklicher Hunger gesellte. Ohne mich zu besinnen, lehnte ich mein Gewehr an die Mauer, nahm Brod und Wein und hob das Glas nach dem Fenster, von dem

die milde Gabe kam. Darauf aß und trank ich mit voller Seelenruhe. Das Kind aber schickte ich in die Caserne mit der Bitte, mich abzulösen, sonst käme ich unabgelöst anmarschirt. Dies wirkte. Drei Mann holten mich und ich erzählte meine Abenteuer. Die Geschichte von dem Wein und dem Brödchen erregte die allgemeine Eßlust. Das Haus des Kirchenrathes Hehner war in der Nähe und da der süße Redner so oft gepredigt hatte: So du zwei Röcke hast, und siehst Einen, der keinen hat, so ꝛc. beschlossen die vereinigten Compagnien, er müsse Wein und Proviant liefern. Damit es uns aber nicht gehe wie manchem armen Manne, der zu dem durch Heirath reichgewordenen Priester des Herrn kam, ihn um ein Almosen ansprach und die salbungsvolle Antwort erhielt: „Ich kann Euch nichts geben, lieber Freund, ich bin nur Verwalter von dem Vermögen meiner Frau!“ — wurde verabredet, fünfundzwanzig Mann sollten mit marschiren — fünf von jeder Compagnie — und während der Führer seine Bitte vortrage, sollten die Andern im Hausgange tüchtig mit den Kolben aufstoßen. Also geschah es. Der geängstigte Verwalter von dem Vermögen seiner Frau öffnete den Keller und mit tüchtiger Beute gelangte die kleine Schaar zu den jubelnden Gefährten, die nur beklagten, daß wir den Zweiten von den Röcken, von denen der würdige Mann so oft gepredigt, nicht mitgebracht hätten.

Heiter und lustig verfloß der Morgen, aber der Nachmittag hätte beinahe unserm jungen Leben ein rasches Ende bereitet. Der Fürst, der sehnlichst erwartet und von seiner Familie und seinen Räthen heiß erfleht wurde, kam nicht. Vergebens hatten in seinem Namen die Minister Alles bewilligt. Die furchtbar wachsende Menge witterte Verrath. Fremde Truppen sollten im Anmarsch sein, Caspar der Zweiundsechzigste sollte sie gegen seine Hauptstadt führen. Auf dem Theaterplatz war für den Mittag um 2 Uhr eine Volksversammlung angesagt. Zum Schutze der Ordnung war die Bürgerwehr größtentheils in den anstoßenden Straßen aufgestellt. Unsere Compagnie stand mit zehn andern Abtheilungen am Ende des Theaterplatzes, dem Balkon gerade gegenüber. Die Redner sprachen von der Treppe des Gebäudes herab. Die Entfernung war zu groß, als daß wir etwas hätten vernehmen können. Plötzlich entstand eine heftige Bewegung unter der zahllosen Menschenmasse. Die auf dem großen Balkon des Theaters versammelten Schauspielerinnen und Sängerinnen, die Alles hübsch bequem hatten mit ansehen und anhören wollen, schrien laut auf und flüchteten durch die Glasthüren. Der Ruf: „Nieder mit der Comödiantenwirthschaft! Steckt das Affenhaus in Brand!" erscholl von allen Seiten. Die Fahnen des Fürstenthums Luftenburg, die am Eingange aufgepflanzt waren,

wurden herabgerissen. Mehrere Pistolenschüsse fielen und durch den entsetzlichen Tumult tönte von Zeit zu Zeit der Angstruf „zu Hülfe, zu Hülfe, Bürgerwehr vor!“ Ein Adjutant des Obercommandanten, mit zersetzter Uniform, zerissener Schärpe und entblößten Haupte, stürzte auf uns zu und brachte den Befehl: die sechs ersten Compagnien sollten zum Schutze des Theaters vorrücken. Unsere Schaar war leider nicht darunter. In der fürchterlichsten Aufregung baten wir, mit in die Massen einrücken zu dürfen. Wir hätten unser Leben freudig in die Schanze geschlagen. Gerade zum Schutze des Schauspielhauses, der Kunsthalle und der darin von der gesammten Jugend angestaunten versammelten Künstlerschaft wollten wir fechten. Murrend und mit Thränen in den Augen ließen wir uns für den Moment besänftigen. Der Adjutant erzählte, daß auch von der Seilerstraße und dem Paradeplatz fünf Compagnien vorrückten. In dem Theater hätten sich die Schauspieler bewaffnet, der ganze Waffenvorrath der „Jungfrau von Orleans“ und des „Götz von Berlichingen“ drohe den Eindringenden. Dazu habe man noch alle Versenkungen geöffnet, so daß die Keckſten nothwendig als Opfer fallen müßten und die Bauern zurück weichen würden vor den gähnenden Abgründen.

Später erfuhren wir noch, daß die Bürgerwehr

die Menge zurückgetrieben, dabei aber nur einen Gefangenen gemacht hatte. Dieser wurde, da man nicht wußte, was man mit ihm anfangen sollte, in das Theaterbüffet gesperrt. Dort lustirte er sich eine Zeit lang, indem er nach Herzenslust aß und trank und dann warf er im Zustand völliger Trunkenheit Flaschen und Süßigkeiten, durcheinander zum Fenster hinaus, was beinahe zu einem zweiten Theatersturm Anlaß gegeben hätte.

Wir standen unterdessen, jeden Augenblick zum Vorrücken bereit. Bald jedoch sahen wir, wie die Menge sich nach der zum Schlosse führenden Seilerstraße drängte und die Bürgerwehr Herr des Theaterplatzes blieb. In richtiger Voraussicht dessen, was kommen würde, befahl der Adjutant im Sturmschritt nach dem Palais zu ziehen und dort die Wachen zu verstärken. Wir kamen zuerst an, drängten die schon aufgestellten Posten ins Innere und besetzten den einzigen, offen gelassenen Eingang. Eine kaum übersehbare Menschenmenge wogte vor dem Schlosse auf und ab und schloß sich immer dichter zusammen. Von Minute zu Minute wuchs die Gefahr und wurde die Lage der fürstlichen Familie mißlicher. Vergeblich erschien die Fürstin von Luftenburg, eine schöne, hohe, marmorblasse Frauengestalt, auf dem Balkon. Die Menge wollte nichts hören. „Wir wollen den Fürsten!“ schrie man ihr

entgegen. Dicht an die aufgestellten Wachen rückte, fest geschlossen, ein Mann hinter dem Andern, die Masse vor. Stöcke und Waffen wurden geschwungen, aber noch war kein Schlag gefallen. Da drängte sich der ehemalige Minister, Fürst von Bäreklau, durch die Menge. Er war von seinem Landgut angekommen und wollte nun zum Schutze seines Fürstenhauses in's Schloß. Wir ließen ihn passiren. Als er durch unsere Reihen in die Thorhalle gekommen war, hielt er eine kurze Anrede, in der er von Luftenburg's Jugend erwartete, daß sich nur über ihre Leichen der Weg zu den fürstlichen Gemächern öffnen werde. Wir antworteten mit einem donnernden „Hoch lebe Caspar der Zweiundsechzigste!“ Dies erregte die Aufmerksamkeit der Massen noch mehr. Sie drängten vor. Wir gebrauchten zunächst die Kolben. Das Signal zum Kampfe war gegeben und wir wären unrettbar verloren gewesen, wenn uns nicht Fürst Heinrich von Bäreklau auf eine höchst unfreiwillige Weise gerettet hätte. In dem Augenblick, wo der Angriff beginnen sollte oder schon begonnen hatte, ertönte von dem, hundert Schritte von uns entfernten, Hauptbalkon des Schlosses eine Donnerstimme, welche die Aufmerksamkeit der Menge nach dieser Richtung lenkte. Unsere Gegner drängten zurück, um den Sprecher sehen zu können. Den Hut in der einen Hand, die andere wie zur Be-

schwörung gehoben, stand Fürst Bäreklau da und rief über die Massen hin:

„Kennt Ihr mich?"

Eine Todtenstille erfolgte. Der Redner fuhr fort:

„Kennt Ihr mich nicht mehr; ich bin Fürst Bäreklau!"

„Ja, wir kennen dich, du rother Spitzbub!" rief in dem Momente eine Stimme aus dem Haufen und ein furchtbares Hohngelächter und Zischen erhob sich von allen Seiten, so daß der ehemalige Minister bestürzt und beschämt zurückwich.

So verdankten denn Hunderte von Menschen dem Fürsten und dem unauslöschlichen Gelächter, das er hervorgerufen, ihr Leben. Der Regent von Luftenburg verdankt ihm sein Schloß und die Rettung seiner Familie und der kommende Geschichtsschreiber wird von Heinrich von Bäreklau melden müssen, daß er im entscheidenden Momente, als Windig verloren schien, die Stadt gerettet, und dem Vaterlande mit seinem „Kennt Ihr mich nicht, ich bin der Fürst Bäreklau!" einen nicht genug anzuerkennenden Dienst geleistet hat. Gerne wird man darüber alle Schwächen seiner langen pfäffischen Ministerschaft übersehen.

Eine halbe Stunde später erschien Caspar der Zweiundsechzigste. Mehrere Abtheilungen Bürgerwehr hatten ihn an der Eisenbahn in Empfang genommen. Er

durchschritt blaß, aber fest die Menschenmenge. Wir öffneten unsere Reihen. Als sich das Volk nachdrängen wollte, wandte er sich mit den Worten: „Schließt die Colonne!“ nach uns um. Bald erschien er auf dem Balkon und Alles war bewilligt. In dem Momente zeigte es sich, wie wenig Lust an Zerstörung trotz aller Drohungen in den Herzen des Volkes vorhanden. Alle waren zufrieden, man umarmte sich unter Hurrahruf und Freudenthränen.

O schöne, schöne Zeit, in welcher durch die Straßen Jung und Alt jauchzte „Alles bewilligt!“ in der der Eine, dem Andern begegnend, auf diesen zustürzte, ihm die Hand gab und rief: „Wir haben Alles, wir haben Alles!“ und wo es keinem Menschen einfiel, die ebenso einfache, als vernünftige und zeitgemäße Frage zu thun: „Aber wo habt Ihr's denn, lasset es einmal sehen?“ oder liebevoll mahnend zuzurufen: „Gebt Acht, daß es Euch nicht fällt, haltet es fest!“ O schöne, schöne Zeit, von der der Orgelmann von Wolkenkukuksheim mit prophetischer Dichtergabe sang: „O Sonnenstrahl du Finsterniß!“ warum bist du so schnell verschwunden. Und auch du holder Jugendtraum, der du so Vielen eigen, der du Kunst und Künstler mit den herrlichsten Farben umkleidest, auch du bist nicht mehr. Auch deinen Zauber hat die Zeit verweht. Und doch wie lieblich, wie unaussprechlich lieblich waren deine Gebilde!

6.

Da unser Corps so tapfer am Eingange des Schlosses Stand gehalten hatte, wurden wir den Abend in den großen Saal beordert. Der fürstliche Weinkeller öffnete sich für uns und der edelste Saft, den Luftenburg aufzuweisen hatte, erfreute und berauschte die jugendlichen Köpfe. Gegen zehn Uhr Abends kam plötzlich ein Abgesandter von dem Münzrath Hausmann mit der Bitte, wir sollten so schnell als möglich nach der Münze aufbrechen, denn „er könne sich nicht mehr auf seine Schutzmannschaft verlassen". In gerechtem Stolze, auch zur Rettung der vaterländischen Münzen berufen zu sein, brachen wir auf. Wir wunderten uns selbst, als wir mit einemmal auf der Straße vor dem Palais standen und keiner wußte, wie er dahin gekommen war. Die Hälfte der Compagnie hatte die Gewehre im Saale stehen lassen, die andere wußte nicht mehr, ob man sie mit der rechten oder linken Hand halten müsse. Einer stürzte plötzlich auf den Collaborator zu, fiel ihm um den Hals, küßte ihn auf das zärtlichste und rief fortwährend unter Schluchzen, indem ihm die Thränen über die Wangen liefen: „Ach, Herr Collaborator, ich bin einmal so krank gewesen. Sie glauben gar nicht, was ich einmal so krank gewesen bin!"

Vergebens gab dieser ihm die beruhigendsten Ver-

sicherungen und wiederholte mehrmals, er glaube gerne, daß er am Tode gelegen habe, aber jetzt möge er sich seiner Gesundheit freuen. Es half nichts. Der Kranke von ehemals drückte und küßte immer heftiger, und nur den äußersten Anstrengungen der Halbnüchternen gelang es, den Collaborator aus den Händen des Patienten zu befreien. In dem Augenblick schritt der Commandant der Bürgerwehr, von mehreren Adjutanten begleitet, über den Platz. Als reicher und angesehener Kaufmann und tüchtiger Jäger war er zu dieser Würde berufen worden. Da er wahrscheinlich gehört und gelesen hatte, einem Befehlshaber stehe es gut, wenn er kurz und etwas barsch auftrete, so übertrug er seine Jagdgewohnheiten auch auf den Bürgerwehrdienst und befleißigte sich einer ausgesuchten Grobheit. Da in dieser Zeit der österreichische Croatenbaron Jelacich eine große Rolle spielte und der Commandant der Windiger Bürgerwehr das Unglück hatte, zu schielen, so wandelte der Volkswitz den Namen Jelacich in Scheelagig um und taufte auf diese Weise den ersten Führer der Luftenburger Nationalgarde.

Oberst Scheelagig, der die Dienste, welche wir vor einigen Stunden dem Vaterlande geleistet, vergessen zu haben schien, fuhr uns an und brachte es durch seine militärischen Donnerwetter dahin, daß die Unbewaffneten ihre Gewehre holten, daß sich der kranke Küsser beruhigte und daß wir in Wellenlinien — wenn auch nicht in denen

der Schönheit — nach der Münze aufbrachen. Dort war unterdessen eine andere Abtheilung der Bürgerwehr eingezogen und sperrte, da wir unsern illuminirten Zustand nicht verbergen konnten, den Weg, so daß wir traurig abziehen mußten und der ruhmvolle Tag auf das kläglichste beschlossen wurde. In ein noch unverschuldeteres Unglück sollten wir an dem nächsten gerathen. Fürst Caspar der Zweiundsechzigste wollte seine „getreue Windiger Bürgerwehr" zum ersten Male die Revue passiren lassen. Zu diesem Zwecke waren wir, so wie die ganze Mannschaft, auf Nachmittag 2 Uhr auf den Paradeplatz bestellt. Dort hatte Oberst Scheelagig die größte Mühe, seine Truppen nur in Reih und Glied aufzustellen. Da unsere Compagnie die einzige war, in welcher man jedem Einzelnen zutrauen konnte, daß er genau wisse, was rechtsum und linksum und was vorwärts und rückwärts sei, so sollten wir zuerst an dem Fürsten und seinem Gefolge vorübermarschiren und die anderen Abtheilungen sollten uns nachfolgen. Es wurde also dem Collaborator zunächst und damit ja kein Fehler vorfalle, uns Allen noch einmal vor der Fronte mitgetheilt, der Fürst werde an uns vorübersprengen und an dem einen Ende des Platzes, an der Statue seines Vaters, mit seinen Stabsoffizieren Position nehmen. Das Commando würde zuerst an uns ergehen. Und auf den Befehl: „Rechts schwenkt, vorwärts Marsch!" hätten wir eine Schwen=

kung nach rechts vorzunehmen und den Zug zu eröffnen. Eine halbe Stunde später sprengte in der That, während die Musik spielte, Caspar der Zweiundsechzigste, salutirend und gefolgt von seinen Adjutanten, an der „lieben und getreuen" Bürgerwehr vorüber. Unglücklicher Weise aber hielt er nicht an dem Standbilde seines Vaters an, sondern diesem gerade gegenüber bei den drei Linden, welche einen friedlich plätschernden Brunnen beschützend beschatteten. Oberst Scheelagig, der mit seinem Reitpferd und seinem gezogenen Säbel mehr als zuviel zu thun hatte, vergaß, daß er mit dem veränderten Standpunkte des Fürsten auch sein Commando ändern müsse und der Collaborator mit 250 Gulden Gehalt war viel zu sehr gewohnt, sich streng und unterthänigst an den Wortlaut zu halten, als daß er in diesem feierlichen Momente, wo er zum ersten Male gewaffnet an seinem Landesvater vorüberziehen sollte, gewagt hätte, selbstständig zu handeln. Und so hatte denn das Unheil seinen Lauf.

Oberst Scheelagig sprengte heran und donnerte, indem er von uns zu der zweiten Compagnie ritt: „Rechts schwenkt! Vorwärts! Marsch!" Wir setzten uns augenblicklich nach der Statue in Bewegung und drehten so Caspar dem Zweiundsechzigsten den Rücken. Die zweite Abtheilung schickte sich an, uns zu folgen. In dem Augenblick, wo Scheelagig abermals seinen Befehl er-

tönen lassen will, bemerkte er den schrecklichen Irrthum und in der Verzweiflung schallt sein Commando: „Rechts schwenkt! Wollt' ich sagen, links schwenkt! Vorwärts! Marsch! Hört Ihr nichts! Links schwenkt. Zurück, links wird geschwenkt!“ Die zweite Abtheilung, die schon rechts marschirt war, gerieth in Verwirrung und die Nächstfolgenden wußten gar nicht, was sie thun sollten. Ein Theil wanderte nach rechts, andere pilgerten nach links, während wir ruhig weiter marschirten, bis der Collaborator, der keine Tritte hinter sich hörte, den Kopf umdrehte, Einer nach dem Andern aus unserm Corps deßgleichen that und wir auf diese Weise das rührende kriegerische Schauspiel noch vermehrten.

Manches Ergötzliche kam später bei dem Einexerciren vor, häufig ging bei dem Befehl: „Rechtsum!“ die Mannschaft auseinander, oder zwei, drei marschirten auf eigene Faust mit besonderen Begriffen von rechts und links nach der verkehrten Seite. Niemals aber hat es wohl ein krauseres und bemitleidenswertheres Bild von Wollen und Nicht-Können gegeben, als es in diesem Momente die Bürgerwehr von Windig lieferte. Je mehr der Oberst Scheelagig und seine Adjutanten, Meyer, Spieß und Ullerich ordnen wollten, desto größer wurde die Verwirrung. Fürst Caspar der Zweiundsechzigste verschob die Revue und in heftigem Zorn legten der Commandant und seine Adjutanten ihre Stellen nieder.

Aber noch Monate später, als die Gesänge des Pfaffen Mauritius von Frankfurt aus durch ganz Deutschland und somit auch nach Windig drangen und das Heftlein erschien, in dem Moritz Hartmann die Heldenthaten der Generale Ramberg, Schlick, Simonich und Jelacich auf so ergötzliche Weise besang, änderten die Windiger die Verse des Dichters, so daß diese nun lauteten:

Meyer, Spieß und Ullerich,
Heilige Dreieinigkeit,
Und du, edler Scheelagig,
Größter Held der Christenheit.

7.

Von der wichtigsten Bedeutung für mein Leben sollte aber dieser für die Windiger Bürgerwehr so verhängnißvolle Tag werden. Nachdem der Oberbefehlshaber uns furchtbar angedonnert und in wildem Grimm, so zu sagen, oder vielmehr nicht so zu sagen, sondern in der That und wirklich nach Hause gejagt hatte, eilte ich mit ungefähr zwanzig Kameraden der Straße, in welcher ich wohnte, zu. Kaum waren wir in die noch kahle Akazienallee gekommen, als ich plötzlich den gefährlichsten Feind meiner Ruhe, der mich seit meinem Schildwachendienst an der Artilleriekaserne fast noch mehr beschäftigte, als die politische Bewegung, auf uns zukommen sah. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke, nachzuholen, was ich damals versäumt hatte. Rasch rief

ich meinen Gefährten zu: „Dort kommt Fräulein Leonie Herzog, wir wollen präsentiren." Gesagt, gethan! Wir stellten uns in Reih und Glied und als die schöne, überaus reizende Schauspielerin sich uns auf einige Schritte genaht hatte, trat ich mit pochendem Herzen vor und rief mit lauter, wenn auch durch das Wallen und Toben meines Blutes und den fehlenden Athem unterbrochener Stimme: „Achtung, präsentirt das Gewehr!" Wie geübte Soldaten vollzogen die jungen Turner und angehenden Studenten die militärische Handlung. Mit gerötheten Wangen ging die schöne, von uns Allen hochverehrte Dame an der kleinen Schaar vorüber und grüßte, sichtlich überrascht, auf das Anmuthigste. Gleich als errathe sie, daß ich der Urheber dieser ihr noch nicht zu Theil gewordenen Aufmerksamkeit sei, ruhte ihr Blick am längsten auf mir und entzündete eine Leidenschaft in meiner Brust, die so heftig und wild entbrannte und tobte, daß sie mich vollständig zu verzehren drohte. Obgleich von Haus wenig mittheilsam, eröffnete ich mein Herz doch einem meiner Kameraden und legte dadurch den Grund zu einer Freundschaft, die mich lange Jahre beglückte. Karl Sieger hörte meine begeisterten Lobeserhebungen der jungen schönen Schauspielerin theilnehmend an und wir beschlossen, den Abend in das Theater zu gehen, in der Hoffnung, sie dort zu treffen.

Der Freischütz wurde gegeben und wir nahmen im Parterre Platz und lehnten uns wider einen dünnen eisernen Pfeiler, der die Logen stützte. Kaum hatte die Ouvertüre begonnen, als ich hinauf sah und sie, in die Prosceniumsloge eintretend, erblickte. Meine Augen konnten sich nicht mehr von ihr abwenden. Mit welcher Anmuth sie in die Loge trat, mit welchem Anstande sie den Mantel abwarf und den Hut weglegte und wie sie nun dastand in dem dunkeln Atlaskleide, wie die goldenen Locken über die Schulter herabfielen, wie sie sich in den Sessel warf, den Arm auf die Lehne und den Kopf leicht auf die Hand gestützt! Unwillkürlich murmelte ich:

„O wäre ich der Handschuh doch auf dieser Hand
Und küßte diese Wange!"

und erschrak dann selbst vor der Verwegenheit meiner Gedanken.

Kaum war ihr dunkles Auge über das Publikum hingeflogen und hatte einen Moment auf dem Parterre geruht, als sie plötzlich das Opernglas nahm und es nach dem Platze richtete, wo ich und Karl saß. Ich wurde mehr als roth, mein Herz klopfte hörbar. Ich wagte mich nicht vom Platze zu bewegen, bis sie dem Glase eine andere Richtung gab. Da überschlich mich ein merkwürdiges Gefühl. Ich wandte mich nach allen Seiten, um zu sehen, ob nicht einem Anderen ihre längere Beobachtung gegolten haben könne. Durch die

wenig hervorragenden Persönlichkeiten meiner Umgebung wurde ich beruhigt. Nun war ich auf Karl eifersüchtig. Als er aber im Zwischen-Acte einmal hinausging und während der Wolfsschluchtsscene sich einen andern Standpunkt wählte und sich abermals die schönen Augen durch Vermittelung der Gläser nach meinem Platze richteten, war ich auf dem Gipfel der Freude.

Des anderen Tages kam Karl auf mein Zimmer und fand mich im Schreiben begriffen. Er nahm ein beschriebenes Blatt, las es, schlug ein lautes Gelächter auf und gab mir einen Dolchstich um den andern, indem er ausrief: „Was, du machst Gedichte, du besingst Gretchen und Klärchen und Lorle und du willst einer Schauspielerin, die Göthe und Schiller zu recitiren hat, solches Zeug schicken?"

Ich sagte nichts, aber als er fort war warf ich mich auf das Bett und barg den Kopf in den Kissen. Doch ich mochte mich stellen, wie ich wollte, ich mußte wieder auf und wieder Verse machen, die ich jedoch vor Karl einschloß. Den Abend kam dieser. Ich war traurig und wortkarg. Er nahm mich bei der Hand und sagte: „Ich habe dir weh' gethan, verzeih', Otto, ich hatte Unrecht und warum sollte eine Schauspielerin zürnen, wenn sie Verse erhält, die ihrer Kunst und ganzen Erscheinung huldigen?" Als ich ihn so ernsthaft sprechen hörte, zeigte ich ihm, was ich noch mehr gedichtet. Das gefiel ihm

weit besser und im Rathe wurde beschlossen, daß der Brief den andern Tag abgeschickt werden sollte. Den nächsten Morgen saß ich um fünf Uhr schon an der Arbeit, machte aber jedes Mal einen Dintenflecken oder einen Schreibfehler, so daß ich den Brief zehn bis zwölf Mal schreiben mußte und zuletzt so verwirrt war, daß ich bei den bekanntesten Wörtern das Lexikon zu Rath zog. Sollte ich den Namen hinsetzen? Nein, das hieße unverschämt sein; aber würde sie den Verfasser erkennen? Das Alles beunruhigte mich sehr.

Als Karl kam, wurde der Brief zugemacht und nachdem er sich entfernt hatte, pilgerte ich zur Post. Eine qualvolle Angst ergriff mich, als ich mich dem Gebäude näherte. Ich wartete, bis Niemand zu erblicken war. Dann stürzte ich auf den Briefkasten zu, warf meine lyrische Poesie hinein und lief, als wenn alle Dämonen der Hölle hinter mir wären. Am Abend wanderte ich in angstvoller Stimmung am Theater auf und ab. Dort traf mich Karl.

„Hast du den Brief abgeschickt?“ ist seine erste Frage.

„Nein, ich habe ihn zerrissen!“ meine Antwort.

Wenn ich beschämt sein sollte, so wollte ich es vor mir allein sein, nicht vor Andern, selbst vor meinem Freunde nicht. Im Theater lauschte ich auf jede Thüre, die zugeschlagen wurde und blickte immer nach der Loge,

ob sie nicht eintreten würde. Endlich schaute ich wieder hinauf und da stand sie, wie vor zwei Tagen, den Mantel abwerfend. Ich suchte mein Gesicht ein wenig hinter dem kleinen eisernen Pfeiler, an dem ich saß, zu verbergen. Sie wendete den ersten Blick der Bühne zu und den zweiten nach dem Platze, wo ich saß. Ich hörte in dem Augenblick keine Note, aber „Teufels Antheil" ist seit jenem Abende eine meiner liebsten Opern geblieben.

Als das Theater aus war, sah ich sie in einen Wagen steigen. Sie richtete ihre dunkeln Augen auf mich, ich folgte dem Wagen so schnell als möglich, sah sie aussteigen und bemerkte sie den Abend noch mehrmals am Fenster, als ich unten auf und abging. Karl erwartete mich an der Allee an dem Schloß. Als ich kam, schlug er den Arm um meinen Leib und sagte traurig:

„Wie Schade, daß du den Brief nicht abgeschickt hast!"

„Ich habe es ja gethan!" rief ich jubelnd aus und fiel ihm um den Hals.

Wie waren wir selig und von Glück berauscht! Wir hielten uns lange umschlungen. Ein warmer Wind bewegte leise die ersten Frühlingsblätter und schüttelte Blüthen auf unsere Köpfe. Es war, als wollte die Natur auf jedes unserer Gefühle antworten, so schön war der Abend.

8.

Mit meinem Bürgerwehrdienst war es nun aus. Da mich Niemand zum Exerciren und Postenstehen zwingen konnte, so behielt ich zwar mein Gewehr noch, aber ich fand mich nicht mehr auf dem Sammelplatze ein. So hatte ich denn volle Muse, mich in meinen Träumereien zu wiegen und diese Träume, Wünsche und Hoffnungen wieder nach Kräften zu Papier zu bringen und die Verse an die, welcher sie alle in Zagen und Demuth geweiht waren, abzuschicken.

Zu gleicher Zeit eröffnete sich für mich in jenen Tagen das Verständniß eines Poeten, der mich seitdem auf allen meinen Wegen begleitete und dem ich eine abgöttische Verehrung noch heute zolle und stets zollen werde. Mit dem ersten Erlebnisse des Herzens trat mir der Dichter näher, der — wie kein Anderer — das geheimnißvolle Leben und Weben der Seele geschildert hat und dem es vergönnt war, in ewigen Strophen zu krystallisiren, was schauernd und ahnungsvoll die Brust von Tausenden und Tausenden durchweht und die Herzen in Freud' und Leid erbeben macht. Noch vor wenigen Wochen hatte ich im Gymnasium heftig gegen die, wie ich damals meinte, unverdiente Verehrung Göthe's auf Kosten Schiller's protestirt und war bei dem kindlichen Streit, der bei der lesenden Jugend niemals ausbleibt, wer von den beiden Dichtern der

größere sei, mit Heftigkeit und Begeisterung auf die Seite unseres Dramatikers getreten. Und da der Herausgeber unserer in der ersten Klasse des Gymnasiums zu Windig eingeführten Dichterhalle die Parteilichkeit begangen hatte, den Namen Johann Wolfgang Göthe mit einem Kranz von Rosen zu umgeben und die Worte Platen's darunter zu setzen: „Doch um Göthe's erleuchtete Stirne glüh'n Rosen im Kranz!" während der Name Friedrich Schiller nur schlicht und in schwarzen, nicht rosenfarbenen und kranzumgebenen Buchstaben zu lesen war, so veranlaßte ich den besten Zeichner der Klasse, dieser Ungerechtigkeit abzuhelfen und mit demselben Kranz unseren ersten Trauerspieldichter zu schmücken.

Nun entzückten und berauschten mich mit einem Male die kleinen Lieder Göthe's, denen ich früher kein Verständniß abgewinnen konnte, und wohl mochte ich damals oft ausrufen: „Frühling in der Natur, Frühling und Liebe im Herzen, ach — da begreift sich Mozart und Göthe!"

Ich liebte in jenen unvergeßlichen Tagen nur sie allein, aber in ihr die ganze Welt — alles Gute und Schöne. Ich hatte mir ein eigenes Gebet gemacht, in dem ich hauptsächlich für Leonie zu Gott bat. Wenn manchmal während des Abendgebetes mein Mund verstummte und nur ihre Gestalt vor den Augen blieb, bis

sie der Schlaf schloß, und wenn ich am andern Morgen wieder mit ihrem Namen auf den Lippen und ihrem Lockenkopfe vor den Augen erwachte, so dachte ich, daß dies auch ein Gebet sei, und war beruhigt.

Ich versäumte kein Theater und stellte mich am Morgen vor dem Schauspielhause auf, wenn sie zur Probe mußte. Dann schweifte ich durch die Anlagen der Stadt und freute mich über das Knospen und Blühen und das Leben in allen Zweigen und Wipfeln. Den Abend näherte ich mich ihrer Wohnung, sah sie häufig am geöffneten Fenster, oder sah den Schatten, der sich hinter den durch das Licht erhellten Vorhängen auf- und abbewegte. Hatte sie sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, so eilte ich auf meine kleine Stube, in der ich Alles gar traulich und heimisch fand. Wenn ich mich des Abends fröhlich oder betrübt auf mein Bett warf und von diesem Falle das kleine Oefchen anfing zu rasseln, kam jedes Mal ein seltsames Gefühl über mich und es war mir, als theile es meine Freude und meinen Schmerz.

Hatte ich in der Nacht von ihr geträumt, so glaubte ich sicher, ich müsse sie am Tage treffen, wenn nicht, so weilte ich oft Stunden lang in der Nähe ihrer Wohnung, ohne sie nur mit einem Blicke zu gewahren und dies waren alsdann die unglücklichsten Momente meines Lebens.

Ich beneidete Alle, die mit ihr sprachen, zu ihr in die Loge treten, mit ihr auf der Bühne spielen durften. Der Gedanke, Schauspieler zu werden, verließ mich nicht und Wilhelm Meister wurde mein Lieblingsbuch, obschon ich nur das darin fand, was ich suchte, nicht, was der Dichter hineingelegt hatte.

Obschon ich in meinen Gedichten kühner wurde und es sogar wagte, einer Ode einige Zeilen in Prosa folgen zu lassen, schien doch ihre Theilnahme für mich zu wachsen. Sie weilte Abends länger am Fenster und hatte offenbar erlauscht, welche Stellen in dieser oder jener Oper mir am besten gefallen hatten, denn sie setzte sich häufig an's Clavier und spielte die Melodien, so daß die Töne zu mir klar und vernehmlich herabdrangen. Auch schien sie Mitleid mit meiner rastlosen Wanderschaft zu haben, denn sie schloß häufig den Laden in dem Augenblicke, wo ich mich wieder dem Hause näherte, so daß ich wußte, ich würde von dem Momente vergeblich pilgern und müsse das Schließen der Fenster als „Gute Nacht!" betrachten.

Nun wurde ich immer kühner; Gedichte entstanden vereinzelter, aber ganze Abhandlungen über Rollen, welche Leonie gespielt, schickte ich ihr ein. Natürlich waren sie Ergüsse reiner Begeisterung, denn ich erblickte in ihrem Spiele eine Vollendung, die selbstverständlich nicht überboten werden konnte. Wagte ich ja einen

Tadel hinzuzufügen, so war er eingehüllt „in blumiger Worte Verkleidung". Die wachsende Kühnheit meiner Briefe ging mir aber im Leben noch gänzlich ab. Eines Tages trat Leonie aus dem Hause, in dem eine ihr befreundete Sängerin wohnte und in dessen Nähe ich mich aufgepflanzt hatte. Sie schlug den Weg nach einem einsamen und wenig besuchten Spaziergange ein. Ein kleiner Bach, der auf beiden Seiten mit Pappeln, Birken und Erlen eingefaßt war, floß nach dem nächsten Dorf und an seiner Seite entlang führte ein breiter Pfad. Ich folgte ihr in einiger Entfernung. Plötzlich erstieg sie eine kleine Anhöhe, von wo aus man die Gegend überschauen konnte und auf deren Gipfel eine Bank zum Ausruhen angebracht war. Ein einziges schmales Pfädchen führte in Krümmungen hinauf. Niemand war nah und fern zu erblicken. Der Gedanke, daß sie absichtlich die Anhöhe erstiegen und mich zu sprechen wünsche, durchzuckte mich. Einen Moment wollte ich folgen. Das Blut drang mir aber so sehr nach Kopf und Herz, daß ich zögerte, bis ich sie herabsteigen sah und ich, indem ich rasch weiter schritt, mich wieder auf dem Rückwege nach der Stadt befand. Da der Bach sich schlängelte und der Pfad alle Windungen desselben einhielt, so hatte ich durch einen Vorsprung Zeit, ungesehen mich zu sammeln und zu überlegen, ob ich an dieser Krümmung des Weges, in dem Augenblicke, wo

sie um die Ecke biege, nicht auf sie zu treten wolle. Mein Muth war groß, bis ich ihr helles Kleid ganz in der Nähe meines Standpunktes durch das Gebüsch schimmern sah. Jetzt gerieth ich in vollkommene Verwirrung. Ich drängte mich in dem Moment, wo ich auf dem Pfad gesehen werden mußte, durch das Gebüsch, sprang über den Bach, sah sie durch die Blätter und Zweige vorübergehen und hätte, als dies geschehen war, von der Birke, an der ich mich befand, ein Reis oder vielmehr einen ganzen Ast abbrechen und mich selbst hauen mögen, daß ich die günstige Gelegenheit vollständig versäumt hatte. Den Abend saß ich bis tief in die Nacht hinein und schrieb, was in meinem Innern vorgegangen war.

9.

An meinen Dienst als Bürgergardist und an meine Pflicht gegen das Vaterland dachte ich gar nicht mehr. Das Zeugniß der Reife zur Universität lag wohlverwahrt in meinem Schreibtisch und somit konnte mich Niemand zwingen, Posten zu stehen und täglich zwei bis drei Stunden mit Exercirübungen zuzubringen. Im Ganzen hielt ich mich fern von allen Orten, wo die Bürgerwehr operirte. Nur das Vergnügen konnte ich mir nicht versagen, den Herrn Director und die Herren Professoren Schildwach stehen zu sehen. So hatte ich

mich eines Tages gerade dem Haupteingang des Schlosses gegenüber aufgepflanzt und sah mit Vergnügen, wie der Leiter des Gymnasiums der Stadt Windig in kurzen, aber mit großer Kunst und Gewissenhaftigkeit militärisch abgemessenen Schritten auf und abging. Plötzlich sprengte Caspar der Zweiundsechzigste, gefolgt von fünf bis sechs Officieren, heran. Dadurch gerieth der an Unterthänigkeit und Devotion seit langen Jahren gewöhnte Mann in so furchtbare Verlegenheit, daß er das Gewehr in die linke Hand nahm, mit der Rechten nach dem Hut griff und einen tiefen Bückling machte. Trotz der krampfhaften Anstrengung, mit welcher er seine Waffe festgehalten hatte, war das Gewicht für die Linke doch zu groß und im entscheidenden Augenblick fiel das Gewehr auf das Pflaster und machte, daß das Pferd des Fürsten scheute und der unglückliche, gelehrte, in allen Angelegenheiten der Regeln über die griechischen Zeitwörter und Partikeln gut unterrichtete Mann doppelt beschämt und wie niedergeschmettert dastand. Als er sich wieder erholt hatte, warf er mir einen Blick zu, der mich an meiner verwundbarsten Stelle traf und mir den ganzen Tag so verbitterte, daß selbst die Erzählung eines Kameraden, der Fürst sprenge immer absichtlich auf die Schildwachen im Galopp zu, um sie in Verwirrung zu bringen und Professor Dellmann habe in einem ähnlichen Momente der Bestürzung das

Gewehr gefällt und die Bajonnetspitze drohend erhoben, anstatt zu präsentiren, daß selbst diese Situation, sage ich, die ich mir genau vergegenwärtigen konnte, mich nicht aufheiterte.

In dem Blick des Herrn Director las ich nämlich deutlich die Worte: Wie Schade, daß du vor einigen Wochen meiner Gewalt entronnen bist. Dies gemahnte mich an das trostlose meiner Lage und schüchterte mich unbeschreiblich ein, denn soviel Verstand hatte ich, daß ich mir sagte: ein Gymnasiast von siebzehn Jahren, zwei Monaten und einigen Tagen, der sich um eine, wenngleich noch sehr junge, Schauspielerin bewirbt, ist und bleibt trotz aller Lyrik und allen idealen Strebens ein Gegenstand für das große und weit umfassende Gebiet der Komik. Dabei hatte mich das Verhängniß eines Tages in die Vorstellung des „Vetter" von Benedix getrieben und ich hatte mich, anstatt meinen bescheideneren Platz im Parterre einzunehmen, an der einen Seite des Sperrsitzes aufgepflanzt und schaute, wenn auch verstohlen, doch oft genug hinauf in die Loge. Der Jubel, mit welchem von dem Publicum die lyrischen Ergüsse des Gymnasiasten aufgenommen wurden, hatte etwas unendlich Beschämendes für mich. Ich wünschte in dem Momente leidenschaftlich, ich stände auf einer Versenkung und verschwände mit einem Male aus dem Zuschauerraum. Fortzugehen wagte ich nicht,

aus Furcht in ihren Augen ganz und gar lächerlich zu werden. So erduldete ich denn ohne zu zucken, aber in innerem Kampf und Krampf Höllenqualen, denn es schien mir zuletzt, als fielen alle Lächerlichkeiten verdreifacht auf mein jugendliches Haupt zurück und als betrachte mich das ganze Publicum. Obgleich ich den Vetter, seinen Verfasser und die ganze Vetterschaft verwünschte, so stellte ich mich doch, als lache ich mit und muß auf diese Weise eine seltsame Figur gespielt haben. In meinen nächsten Briefen war die Lyrik ernster und schwungvoller als gewöhnlich und meine Theaterkritiken strotzten von einer Gelehrsamkeit, die sehr stark nach Literaturgeschichten und Conversationslexikon schmeckte.

Dazu kam noch, daß ich dem Lauf der Dinge gemäß schon zu Hause sein sollte und daß sich meine Eltern durch keine Briefe, in denen von Bürgerwehrpflichten u. s. w. die Rede war, wollten vertrösten lassen. In meiner Verzweiflung, in der ich oft die tollkühnsten Entschlüsse faßte und die Idee, mich dem Schauspielstande zu widmen, immer mehr in den Vordergrund trat, kam mir der Gedanke, mich an meinen Onkel, der sich damals in Salzburg aufhielt, zu wenden. Ich bat ihn, sich meiner anzunehmen, schickte ihm Schulgedichte und poetische Versuche allgemeineren Inhaltes zu, theilte ihm meinen Entschluß mit, noch

ein halbes Jahr in Windig zu bleiben, sprach von einer Verbindung junger Leute, die sich gemeinsam zur Universität vorbereiten wollten und zu denen ich auch gehörte. Die Lügen in diesem Schreiben, auf das ich einen Tag und eine Nacht verwandte, kosteten mich eine Fluth von Thränen, aber eine wahnsinnige Leidenschaft hatte sich meiner bemächtigt und der Tod wäre mir nicht so schrecklich gewesen, als die Abreise von Windig.

Der Brief, den mir meine Herzensangst eingegeben hatte, verfehlte seine Wirkung nicht. Ich erhielt eine liebevolle Antwort, in der mir der Onkel schrieb, was er, vielleicht ohne mein Wissen, schon an mir gethan habe und noch für mich thun wolle. Er ertheilte mir die Erlaubniß, in Windig zu bleiben und schickte mir, wie er schrieb, eine für meinen dortigen Aufenthalt nothwendige Summe Geldes ein, die er meiner Selbstständigkeit und Sparsamkeit anvertraue. Die Einwilligung meiner Eltern werde nicht ausbleiben, er selbst wolle sich in einem Briefe an sie wenden. Die Geldsumme war für meine damaligen Verhältnisse so bedeutend und die Versprechungen des Onkels so huldvoll und aufmunternd, daß ich in das freudigste Entzücken gerieth, mich für alle Zeiten geborgen und halb und halb von meinem großmüthigen Beschützer an Kindes statt angenommen hielt. Meine

Antwort bestand, wie sich das erwarten läßt, in einem enthusiastischen Stammeln der Dankbarkeit und in einer Fülle von Versprechungen, die alle aus dem Herzen kamen und durchaus wohlgemeint waren.

Die alte Wahrheit, daß Geld Muth gibt, sollte ich auch an mir erfahren. Mit dem bedeutenden Wechsel trat ein bedeutender Wechsel in meinem Innern ein. Zunächst brachte ich ganze Stunden damit zu, darüber nachzudenken, wie ich die Summe auf die würdigste Weise angreifen könne. Endlich war der Entschluß gefaßt. Ich kaufte eine Prachtausgabe des Shakespeare nnd schickte sie als huldigende Anerkennung an Leonie ab. Zu meiner größten Bestürzung waren ihre Blicke an dem Abend, an welchem sie mein Geschenk erhalten haben mußte, mehr der Bühne als meinem Sitze an der eisernen Säule im Parterre zugewandt. Ich war wie vernichtet. Glücklicherweise wurde ich an den folgenden Theaterabenden getröstet und das munterte mich auf, meiner ersten Gabe einige andere folgen zu lassen.

In derselben Zeit hatte ich durch Karls kühne Vermittlung die Bekanntschaft der Dienerin gemacht, welche Marie hieß, bei Leonie in hoher Gunst stand und Kammerjungferdienste bei ihr verrichtete. Von dieser erfuhr ich nun, daß sie oft mit ihr über ihren jungen leidenschaftlichen Verehrer „mit den schönen blonden

Haaren und den leuchtenden, schwärmerischen blauen Augen“ gesprochen habe. Solche Nachrichten verursachten in mir das leidenschaftlichste Entzücken, zugleich aber erregten sie den heftigen Wunsch, den letzten Schritt zu thun und mich der Göttin, der ich einen Altar in meinem Herzen erbaut hatte, selbst zu nähern. Ich schrieb ihr meine Bitte und beschwor sie, mir in einigen Zeilen zu antworten und zu gestatten, daß ich sie aufsuche und ihrer Kunst und Schönheit meine achtungsvolle Verehrung persönlich darbringe. Ich sagte ihr, daß sie mich meinen nächsten Angehörigen, daß sie mich Allem, was mir sonst heilig war, entfremdet habe, und daß ich unrettbar verloren sei, wenn sie mich nicht aufrichte. Geleitet von ihrer Hand aber versprach ich, alle meine Kräfte aufzubieten, um etwas Großes zu leisten und den Namen zu verherrlichen, der mir vor allen heilig und werth sei.

Den Brief schickte ich ab und verlebte drei schwere, bange, erwartungsvolle Tage. Ich ging nicht aus, so sehr es mich Abends nach dem Theater zog. Den ganzen Tag lag ich am Fenster und erwartete den Briefboten. Er ging immer vorbei und ließ mir das Nachsehen. Am dritten Tage gegen Abend trat er in's Haus. Ich hielt beide Hände auf's Herz, so krampfhaft klopfte es. Er kam in mein Zimmer, hielt mir

einen Brief hin. Ich zauderte, griff endlich bebend darnach und ach! er war nur von meiner Mutter!

Nun ließen mich die Qualen der Eifersucht nicht ruhen. Ich ging wieder in das Theater und es kam mir vor, als richte Leonie oft absichtlich ihre Blicke auf Andere, um mich zu quälen. Dies nahm mir den Rest meiner Ruhe. Nach dem Theater folgte ich ihr und ging ungeachtet des Regens, der in Strömen niederfloß, vor dem Hause auf und ab. Kein Fenster öffnete sich, doch schien es mir, als hätte ich Gestalten hinter den Vorhängen gesehen. Der Regen ließ nicht nach und ein kalter Wind kam noch dazu. Ich war durchnäßt und zitterte an allen Gliedern. Plötzlich öffnete sich das Fenster und Marie bat mich inständig, mich weg zu begeben, da ich unfehlbar krank werden würde. Ich ging traurig, von Zeit zu Zeit mich umsehend, um noch einen Blick nach dem Lichte zu werfen. Während der Nacht las ich immer und immer wieder „Werthers Leiden".

Des andern Morgens lauerte ich so lange am Hause, bis ich Marie sah. Sie versprach mir, des Abends an die Allee zu kommen und dann Manches mitzutheilen. Ich stellte mich zur Zeit ein, beschwor sie, mir eine Unterredung mit der jungen Herrin zu verschaffen und ihr einen Brief, indem ich diese Bitte wiederholt niedergeschrieben, einzuhändigen. Marie er-

zählte mir viel von ihr, mit welchem Vergnügen sie von mir spreche und wie sie mich gewiß freundlich empfangen würde. Ich wußte damals nicht, ob sie es aus Mitleid that, um meine Thränen zu stillen, oder ob es Wahrheit war. Sie verlangte zu gleicher Zeit, daß ich die häufigen Abendpromenaden lassen sollte, da die Nachbarschaft aufmerksam geworden sei. So sehr mich dies schreckte, so machte sie mich doch überglücklich durch ein Band und einen Strauß, den sie heimlich entwendet zu haben vorgab.

Den Tag darauf hatte ich die Erlaubniß, Leonie zu besuchen. Unglücklicher Weise waren mir drei Tage Zeit zur Vorbereitung gelassen. Am ersten Abend sagte ich zu mir: wieder ein Tag vorüber, wieder um zwölf Stunden deinem Ziele näher. Am zweiten jedoch fragte ich mich schon, welchem Ziele näher, was willst du bei ihr, was kannst du von ihr verlangen, was kann sie dir gewähren. Anfangs beantwortete ich mir diese sich aufdrängenden Ideen dadurch, daß ich mir vorredete, wie ich ihr meine Liebe, meine unendliche Leidenschaft auseinander setzen wolle. Doch das hatte ich schon so oft in Briefen gethan. Ich war völlig rathlos. Ich dachte nach über Musik und Poesie, für den Fall, daß darauf die Rede fiele. Ich studirte ganze Perioden, welche ich zum Besten geben wollte. So nahte denn endlich der Vorabend heran. Durch

die viele Aufregung hatte ich das Fieber. Ich legte mich früh zu Bett, nachdem ich die Kleider, welche ich anziehen wollte, nochmals besichtigt. Spät in der Nacht schloß mir die Müdigkeit die Augen. Um vier Uhr des andern Morgens stand ich auf. Dann eilte ich hinaus in die freie Natur. Ich hatte in der letzten Zeit Andrang des Blutes nach dem Kopf gehabt, deßhalb ging ich in das nahgelegene Thal, um dort an einer frischen, mir bekannten Quelle Wasser zu trinken, damit das Blut niedergeschlagen würde. Es hatte die Nacht geregnet. Die Luft war rein und da es noch am Morgen — kühl. Erquickende Düfte stiegen aus den Wiesen auf, welche die Brust freier athmen machten und nach und nach eine gewisse heitere Stimmung in mir hervorriefen.

Um sieben Uhr war ich wieder zu Haus, um elf sollte ich Leonie sehen. Die Zeit wollte und wollte nicht vorübereilen. Endlich steckte ich mich in meine besten Kleider und war nicht wenig beengt in der ungewohnten Tracht. Mit dem Körper war der Geist genirt. Es war ein feierlicher Moment, als ich vor den Spiegel trat, um den Totaleindruck zu sehen. Ich schreckte selbst zurück. Ich war ganz in Schwarz gekleidet und sah aus, wie ein Leichenbitter. Nur die Citrone in der Hand fehlte mir, um das Bild vollkommen zu machen.

Um elf Uhr eilte ich mit raschen aber schwankenden Schritten dem Hause zu, in welchem Leonie wohnte, und machte bebend die Thüre auf. Marie stand in dem Hausgange und rief: „Geschwind, Geschwind!" Ich eilte ganz verwirrt die erste Treppe hinauf, und wäre beinahe auf die Zweite gefallen. Marie rief mir zu: „Langsamer, um Gotteswillen langsamer!" Noch mehr confus eilte ich nun hinauf und stürmte, obgleich ich mir Alles in den Tagen vorher wohl zwanzigmal hatte sagen lassen, auf die falsche Thüre zu. Ich klopfte an — keine Antwort; nochmals und immer wieder — dasselbe Schicksal. Endlich kam Marie, nahm mich rasch bei der Hand und ging mit mir auf eine andere Thüre zu, indem sie leise sagte: „Aber Sie zittern ja fürchterlich, warum zittern Sie denn so?" Bei diesen Worten öffnete sie und ich stand in einem kleinen Vorcabinete, das reich mit Blumen geschmückt war. Ich näherte mich der andern Thür und klopfte an. Eine sanfte Stimme sagte: „Herein!" und meine Sinne schwanden mir fast ganz. Alles andere war mir wie ein Traum. Ich trat ein. Die Vorhänge waren herabgelassen; ein magisches Helldunkel blendete mich. Alle Gegenstände des Zimmers: das Sopha, die Sessel, zwei schöne Bilder von Goethe und Lord Byron und einige andere Gemälde gingen mit mir herum. Ein Kleid rauschte. Ich wandte mich rasch

und sieh! Leonie erhob sich von einem Divane und legte ein Buch, in dem sie geblättert, auf einen kleinen, vor ihr stehenden Tisch. Es war Goethe's Torquato Tasso. Ihre Schönheit nahm mir das bischen Vernunft, welches mir noch geblieben. Sie trug einen reizenden aber einfachen Anzug, der, geeint mit dem im Zimmer herrschenden Helldunkel, ihre Schönheit noch mehr hervortreten ließ. Sie ließ sich auf dem Divan nieder und wies mir einen Sessel. Ich nahm Platz und wußte nicht, meinen Hut auf schickliche Weise unterzubringen. Sie erwartete offenbar, daß ich das Gespräch beginnen würde. Aber wo waren meine Perioden, wo meine Citate? Ich hatte Alles vergessen. Endlich sagte sie: „Sie haben mich zu sprechen gewünscht, mein Herr?“ Statt aller Antwort fing ich an zu weinen. Ich hatte in meiner Einfalt dieses „mein Herr“ nicht erwartet. Ich glaubte, sie würde mir wenigstens die Hand reichen.

Wie ich wieder zu mir gekommen, weiß und wußte ich nicht, aber ich sah das Lächerliche meiner Rolle ein. Ich bat sie unter Thränen um Verzeihung. Ich beschwor sie, mir von Zeit zu Zeit einen Besuch zu erlauben. Sie bewilligte meine Bitte. Ich erhob mich und bat, sie möge mir nur einmal zum Abschiede die Hand reichen. Sie zögerte anfangs, dann that sie es. Aber von dem Momente, wo ich diese schöne zarte

Hand in der meinen hielt, wo ich sogar ihren leisen, warmen Druck fühlte, fuhr ein anderer Geist in mich. Ich stürzte vor ihr nieder, ihre Hand immer festhaltend und mit den heißesten Küssen und Thränen benetzend. Nun hatte ich die Sprache gefunden, die wildeste Sprache der Leidenschaft. Sie konnte nicht widerstehen; sie zitterte am ganzen Körper. Ein nie gekanntes Gefühl macht mich vor Wonne schauern. Ich ziehe sie nieder zu dem Divan, umfasse sie mit meinen Armen und

Vor Jubel will das Herz mir brechen
Bei der nie empfund'nen Seligkeit.
Wonnezitternd halt' ich sie umschlungen,
Preß' sie liebend an die treue Brust.
Das, wonach so lange ich gerungen,
Ist erfüllt — der Liebe höchste Lust.
Denn ich fühl' des Athems leises Wehen,
Denn ich seh' die Augen so belebt
Von dem Bild, das ich im Traum gesehen,
Von dem Bild, das mich am Tag umschwebt.

Wie die Wangen an den Wangen glühen,
Wogend sich der stolze Busen hebt,
Wie die dunkeln Flammenaugen sprühen
Von der Liebe wildster Gluth belebt.
Wie die üpp'gen Purpurlippen beben,
Laut und lauter Herz am Herzen schlägt,
O, vergebens ist das Widerstreben,
Jeder Blick Verlangen in sich trägt.

Ob ich sie in meinen Armen erdrückt, ob sie unter der Gluth meiner Küsse ihre Seele ausgehaucht — ich

weiß es nicht. Marie trennte uns. Sie kam, die Ankunft einer Sängerin des Windiger Theaters zu melden. Rasch riß ich mich los und stürmte fort. Ich kam nicht eher zu mir, als bis ich vor der zwei Stunden von der Stadt entfernten Burg stand. Ich warf mich auf die Steine nieder, mein Arm war mein Kopfkissen. Dann eilte ich wieder nach der Stadt zurück. Ich kam an dem Theater vorbei und hörte eine Melodie aus Don Juan. Es mußte Probe sein. Ich eilte hinein, durch die Gänge auf die Galerie hinauf. Ich lehnte meine heiße Stirne an das runde Eisen, das vor dem Fallen schützt und ließ mich berauschen von der wunderbaren Zauberkraft Mozartischer Klänge. Dann begab ich mich nach Haus, schloß meine Thüre ab, warf mich auf mein Bett und war aufgeregter als je.

II.

Als der junge Mann im Niederschreiben seiner Jugendgeschichte so weit gekommen war, bemächtigte sich seiner eine eigenthümliche träumerische Unruhe. Anstatt die angefangene Arbeit, wie er sich vorgenommen, rasch zu Ende zu bringen, schrieb er während eines ganzen Tages keine Zeile. Dagegen ruderte er die Barke in die kleine schattige, von den prächtigen Zweigen einer Trauerweide und mehrerer Espen überrankte Bucht, legte sich in dem Kahne nieder und starrte durch die Zweige und Blätter hinauf zu dem Himmel, indem er die Vergangenheit an seinem geistigen Auge vorüber gleiten ließ. Wie unendlich glücklich war er in jenen Zeiten gewesen, die doch die Urquelle so vieler trüber und bis zur Verzweiflung düsterer Stunden werden

sollten. Aber er sehnte sich in diesem Augenblicke nach der beglückenden, wenn auch aufzehrenden, Unruhe jener Tage. Dies bewiesen zwei kleine Strophen, die er in der Bucht dichtete, öfters für sich hinmurmelte und endlich so lieb gewann, daß er sie bei einer zukünftigen Ausarbeitung seiner flüchtig hingeworfenen Skizzen als Motto zu benutzen gedachte.

Die Verse aber lauteten:

Wenn allein in weiter Ferne
Einsam schlägt des Wandrers Herz,
Wendet sich sein trübes Auge
Thränenthauend heimathwärts.

Also sucht von schwerem Leide
Meine Seele, wild erregt,
Jenes Glück's verschwund'ne Tage,
Wo noch Liebe sie bewegt.

Er fühlte sich einsam in all den Herrlichkeiten einer südlich reichen und üppigen Natur. Er war unzufrieden, daß er sich so weit von seinen Landsleuten entfernt hatte, und dann kam es ihm vor, als würde mit der Ankunft Lucy's und des jungen Professors seine ganze Lage einen Umschwung erhalten. Seltsamer Weise verwob sich allmälig das Bild der schönen, abwesenden Frau mit dem seiner Jugendgeliebten und er mußte sich gestehen, daß er selten zwei so vollendete Gegensätze, selten aber auch zwei solche Ideale von malerischer und plastischer Schönheit gesehen habe.



Er dachte zurück an den Moment, in welchem sie in den Wagen gestiegen war und ihm zum Abschiede die Hand gereicht hatte. Es war ihm, als spüre er den Druck eben dieser schönen Hand und als sehe er die leichte Röthe, welche ihre Wangen in jenem Augenblick bedeckte und dem ruhigen, fein geschnittenen Statuenkopf, umrahmt von dem reichen braunen Haare, einen seltsamen, aufregenden und entflammenden Zauber verlieh. Was ihm damals gar nicht aufgefallen war, erschien ihm jetzt bedeutungsvoll. Da ihm aber oft eine innere Stimme sagte, er könne das Spiel seiner eigenen und darum doppelt lächerlichen Eitelkeit sein, so nahm er sich vor, bei Lucy's Rückkehr die schöne Frau scharf zu beobachten. Mit Sehnsucht erwartete er den Tag, an dem sie kommen sollte. Die Skizzen, in welchen er seine Vergangenheit niederlegen wollte, wurden nun noch skizzenhafter, das heißt, er schrieb seltener und meist nur einige Minuten. Seine Unthätigkeit in Bezug auf eine streng geregelte Arbeit suchte er mit der Abwesenheit des jungen Professors zu entschuldigen. Sobald dieser zurückkehrte, sollte nach einem schon ganz entworfenen und in der That wohldurchdachten Plane das genauere Studium beginnen.

Die leicht hingeworfenen, sprunghaften weiteren Bemerkungen über das Leben des jungen Mannes lauteten, wie folgt:

10.

Nun begann für mich ein berauschendes nie geahntes Liebesleben. Mit der Umarmung war jede Schranke gefallen. Ich setzte mich zwar zu Hause nieder, um einen Brief zu entwerfen, indem ich meine Leidenschaftlichkeit mit meiner glühenden Leidenschaft entschuldigen wollte. Ich zerriß jedoch das Schreiben wieder und suchte Leonie selbst auf. An die Stelle meiner früheren gänzlichen Verzagtheit war ein schäumender, gährender Jugendübermuth getreten. Was half es der schönen Schauspielerin, daß sie sich momentan erzürnt stellen wollte. Es folgten nur gleich leidenschaftliche Umarmungen der Versöhnung und ich genoß das hohe Glück, geliebt zu sein von einer jungen, schönen, von Tausenden verehrten und vergötterten Künstlerin. Dieses Glück machte mich allen andern Menschen gegenüber still und schweigsam. Karl ausgenommen, theilte ich Niemand eine Sylbe von dem mit, was ich errungen hatte. Um so größer und stolzer fühlte ich mich auf meinen einsamen Spaziergängen oder den Abend im Theater. Wenn Leonie mit Beifall überschüttet wurde, wenn sie in einem Concerte auftrat und die junge und alte männliche Aristokratie der Stadt sich um sie drängte und sie mit Schmeicheleien überhäufte, dann saß ich stillselig in meiner Ecke und

dachte, ihr dunkles Auge sucht nur dich, sie wird dir wieder erzählen, was diese Gecken geplaudert haben.

Merkwürdiger Weise war ein Windiger Droschkenkutscher der erste Sterbliche, der mit in das Vertrauen gezogen wurde. Er hatte ein gewisses Recht, es zu verlangen, denn er hieß zwar nicht Friedrich, aber doch Jacob Schiller und hatte mit seinem klassischen Namen und seiner Droschke Leonie während ihres Aufenthaltes in Windig bei schlechtem Wetter jedes Mal treu und ehrlich abgeholt. Nun aber holte sie Jacob Schiller auch bei Mondenschein und Sternenschimmer ab und ich saß, so oft sie gespielt hatte, schon eine Viertelstunde vor dem Schluß der Vorstellung in schauernder Erwartung in Schiller's klassischer Droschke und stattete nun auf das mündlichste der Künstlerin meinen Dank für den herrlichen Genuß ab, den sie mir als Julia, Desdemona und Käthchen bereitet hatte.

Die Fahrt nach Hause fand häufig auf Umwegen statt und an der Wohnung Leoniens angekommen, blieb ich ruhig sitzen, als wäre nur eine Person in der Droschke.

Nichtsdestoweniger sollte unser Verhältniß nicht lange gänzlich verborgen bleiben. Dazu trugen zwei unglückselige Einfälle, auf welche ich gerieth, wesentlich bei. Bisher war ich nur in aller Stille und Zurückgezogen-

heit lyrischer Dichter gewesen. Jetzt wollte ich auch vor die Oeffentlichkeit treten. Die beiden Gedichte, welche ich dazu ausersehen hatte, mich in die Literatur einzuführen, las ich meinem Freunde Karl vor. Unglücklicher Weise hatte dieser, seitdem er meinen unglaublichen Erfolg zugestehen mußte, mir gegenüber sein gesundes Urtheil gänzlich eingebüßt und so sagte er, nachdem er die Gedichte gelesen, mit ausdrucksvollem Tone: „Das sind in der That zwei tiefgefühlte Elegien!" Dies Urtheil genügte mir. Ich brachte die tiefgefühlten Elegien unter ein Couvert, schrieb einen Brief dazu, forderte zehn Freiexemplare und schickte sie an die Redaction eines auswärtigen, aber in Windig angesehenen und vielgelesenen Blattes ein. Drei Tage darauf erhielt ich meine tiefgefühlten Elegien wieder zurück, ohne daß eine einzige redactionelle Zeile des Trostes in dem Couvert zu finden gewesen wäre. Dies hielt ich für sehr grob, da ich aber Leonie Andeutungen und Winke gegeben hatte, so beeilte ich mich, in einem demüthigen und bescheidenen Schreiben die Gedichte an ein in Windig erscheinendes belletristisches Beiblatt einzusenden. Unglücklicher Weise wurden sie aufgenommen, aber mit solchen entstellenden Druckfehlern, daß ich vollständig in Verzweiflung gerieth. Der Redacteur der Zeitung mußte nämlich soviel in Wirthshäusern und Volksversammlungen über das Wohl des Landes debattiren, daß ihm

kaum Zeit für das Hauptblatt übrig blieb und daß somit das Beiblatt ganz in den Händen der Setzer war. Nun wurde in der ersten tiefgefühlten Elegie erzählt, daß ich, bevor ich Leonie gekannt, glücklich ohne Harm durchs Leben gegangen sei. In der zweiten wurde berichtet, die harmlose Zeit sei nun vorüber, seitdem ich sie in ihrer strahlenden Schönheit gesehen. Unglücklicher Weise hatten die Setzer an den beiden Stellen in den beiden Gedichten statt eines **m** — ein **n** gesetzt und es hieß nun in No. I vor Leoniems Bekanntschaft sei ich glücklich ohne Harn durch das Leben gegangen und in No. II wurde vertraulich berichtet, mit Leonie sei die harnlose Zeit vorüber gewesen. In der That ein echter Stoff für eine tiefgefühlte Elegie! Ich hätte an dem Tage alle Zeitungsblätter vernichten mögen und schwebte in fortwährender Angst, es möchte irgend ein Sterblicher direct oder indirect sie darauf aufmerksam machen, welche sonderbare Eigenschaft ihr Verehrer gehabt habe und nun nicht mehr besitze.

Nicht glücklicher und in seinen Resultaten noch unerfreulicher war mein zweiter Einfall. Ich veröffentlichte eine ausführliche Theaterkritik, die zur Folge hatte, daß der Heldenvater, der, wie er sagte, unter Immermann groß geworden war, öffentlich drohte, mir „alle Knochen am Leibe entzwei zu schlagen,“ wenn er mir begegne. Das war freilich auch keine erfreuliche Per-

spective. Am meisten schreckte mich der Gedanke, daß ein Spötter meine tiefgefühlten Elegien benutzen und mich, wenn auch nicht als Harmloser, so doch als harnloser Kritiker an den Pranger stellen könne. Dies fürchtete ich weit mehr als die Prügel aus Immermanns Schule.

Die Kritik hatte jedoch das ganze Personal in Bewegung gebracht, ich wurde bald in der kleinen Residenzstadt eine öffentliche Person und um meine Ruhe war es geschehen. Ich konnte Leonie nicht mehr ungestört und ungetrübt sehen. Ich war nicht mehr sicher in Jacob Schiller's klassischer Droschke und was das schlimmste war, ich hatte offenbar einen Nebenbuhler zu befürchten, der mir sogar oft ältere Ansprüche auf Leonie zu haben schien. Es war dies ein in meinem Vaterlande vielgenannter Gaukler, der Schreyer hieß, sich Professor der Magie nannte, als reicher Mann galt und ebenso wie Leonie in Salzburg geboren war. Seine Künstlerlaufbahn hatte ihn zum dritten oder vierten Male auf seiner Rundreise nach Windig gebracht. Die Art, wie er von Leonie empfangen wurde und die Vertraulichkeit, mit welcher er mit ihr verkehrte, ließen mich ahnen, daß der Gaukler, anders pflegte ich ihn nie zu nennen, in übertrieben freundschaftlichen Verhältnissen zu dem schönen, aufblühenden Mädchen gestanden haben mußte. Da er im Umgange den feinsten, ausgesuchtesten Anstand hatte, außerordentliche Sprachkenntnisse

besaß, mit denen er eine blitzartig treffende Geistesgegenwart verband, so erlitt ich in jenen Tagen die furchtbarsten Qualen der Eifersucht. Ich konnte während der Nacht nicht ruhen und oft trieb es mich zu der Schwelle des Hauses, in dem sie wohnte. Ich kauerte auf den Steinen und wartete und wartete, ob der Hexenkünstler nicht die Thüre öffnen und heraustreten würde. Wäre dies geschehen, so hätten ihn schwerlich alle seine Zaubereien gerettet.

Daß mein Geld fast vollständig verschwendet war und die Zeit der Rückkehr nach Wolkenkukuksheim immer mehr herannahte, vermehrte noch meine gedrückte und verzweifelte Stimmung. Die größten Kleinigkeiten reizten mich und brachten mich in förmliche Wuth. So hatte der Zauberer eines Tages über meinen revolutionären und etwas alltäglichen Turnerhut gescherzt und Leonie mich später gebeten, ihn mit einem schwarzen zu vertauschen. Als wenn es sich um das Höchste handele, gelobte ich feierlich, dies nie zu thun. Nach einer heftigen Debatte versöhnten wir uns und sie gelobte mir nun ebenso nachdrücklich und ernst, ganz ihrer Kunst zu leben, bis ich nach dreijähriger angestrengter Studienzeit, in welcher ihre Briefe und Besuche mich ermuntern und aufheitern sollten, es mit der Unterstützung des Onkels, auf die bei allen Plänen hauptsächlich Rücksicht genommen wurde, zu einem Resultate gebracht hätte.

Jetzt, so lautete der weitere Beschluß, sollte ich nach Wolkenkukuksheim reisen und meine Eltern in meine Pläne einweihen und ihre Einwilligung zu der stillen Verlobung bringen. Als wenn dies eine Kleinigkeit wäre, ging ich mit Freuden auf den Vorschlag ein und trat nach einigen Tagen die Fahrt nach der kleinen Seestadt an. Am Morgen jedoch, an welchem ich abreisen sollte, erwachte ich in seltsamer Stimmung und der Muth, den ich am vorhergehenden Abende beim Abschiede gezeigt, war vollständig geschwunden. Ich hatte in der Nacht geträumt, ich säße im Gymnasium, hätte den Plato vor mir und sollte übersetzen, was jedoch, da alle Vorbereitung fehlte, durchaus nicht ging. Dadurch war eine gedrückte schülerhafte Stimmung über mich gekommen, die noch vermehrt wurde, als beim Einsteigen in den Postwagen einer mit dem Ränzchen auf dem Rücken sich zu mir gesellte, mich als älteren Collegen betrachtete und sich, als der Wagen etwas langsam fuhr, mit der Bemerkung an mich wandte, die Eilwagen verdienten ihren Namen wie lucus a non lucendo. Dabei machte er ein so collegialisches Gesicht, als wären wir die zwei einzigen Passagiere, die auf einer solchen Höhe der Bildung ständen, um diesen geistreichen Ausspruch zu erfassen.

Von diesem Augenblick an war meine Stimmung unter der eines Gymnasiasten.

III.

Die nun folgenden Ereignisse waren offenbar der Art, daß es dem jungen Manne klar wurde, es sei sehr mißlich, auch nur in Skizzen zu seinem eigenen Privatgebrauch die Geschichte seines Lebens niederzuschreiben. Wohl zwanzig Mal fing er an und immer strich er wieder aus. Endlich warf er die Papiere in den Secretär und schloß ab mit seinen so rasch und munter begonnenen Memoiren. Er suchte nun, um sich zu zerstreuen und vor aufreibender Langweile zu schützen, auch vor Ankunft des jungen Professors zu studiren. Der Morgen wurde schriftlichen Ausarbeitungen gewidmet, der Nachmittag gehörte der Lectüre und des Abends begannen die Spazierfahrten auf dem kleinen Fluß, wobei er sich als tüchtiger Wolkenkukuksheimer Schiffer erwies und mehr und mehr die Bewunderung der Umwohnenden und der zahlreichen Spaziergänger der Stadt erregte.

Zuletzt machte es ihm ein wahres Vergnügen, die Dienste des Gärtners zu versehen und die Leute, welche den großen Umweg über die Brücke scheuten, im Kahn am jenseitigen Ufer abzuholen und herüberzubringen. So wurde er von den armen Leuten geliebt, bewundert und bald wegen seiner Gutmüthigkeit und Herablassung verehrt. Natürlich schenkte er ihnen das Fahrgeld, was wesentlich zu diesen Gefühlen mit beitrug. Der Gärtner stand sich dabei nicht schlechter und überließ dem jungen Deutschen gerne die Arbeit, da er den Lohn mehr als reichlich empfing. Bei den vornehmeren Klassen bevorzugte der neue Schiffer wesentlich das weibliche Geschlecht und die Frauen der Stadt hatten größtentheils Laune genug, um auf den Scherz einzugehen. So wurde der junge Mann in wenigen Tagen in der Stadt bekannt, ohne daß er nur irgend einen Besuch gemacht hatte. Dabei interessirte man sich doppelt für ihn, weil er das einzige Exemplar eines Deutschen nah und fern war und weil er, im Gegensatze zu der dortigen Bevölkerung, blaue Augen und blonde Haare besaß und somit für die Franzosen das echte Germanenthum vertrat.

Wer bei den alten Frauen — nicht bei den alten Jungfern — populär ist, wird es auch bald allgemein sein. Otto versäumte aber, vielleicht ein wenig mit aus Vorliebe für das Genrebildliche, keine Gelegenheit, um ein Mütterchen, das mit seinem Korb aus der Stadt

kam, herüberzuholen und in dem Kahn mancherlei Späße zu machen. Bald wurden die alten Weiber vertraulich, sie fragten ihn nach seiner Heimath und er erzählte nun mit der launigsten Heiterkeit schnurrige Geschichten. Er begleitete sie manchmal nach ihren auf den Anhöhen zerstreut liegenden Häusern, trat mit ein, ließ sich die Kastanien schmecken und brachte es, ohne daß er dies beabsichtigt hätte, bald dahin, daß er auf dem ganzen großen Landgute und den angrenzenden Bezirken als „unser Deutscher" bekannt und geliebt war. Auch das Dienstpersonal in dem Hause zeigte sich bald ganz anders. Die Leute wurden gesprächig. Der Reitknecht bot ihm an, in Abwesenheit der gnädigen Frau und des alten Herrn die zwei Pferde des Letzteren an den kleinen, allerliebsten Jagdwagen zu schirren, damit er, wie er das in den ersten Tagen mit der Familie gethan hatte, Spazierfahrten unternehmen könnte. Otto ließ es sich gerne gefallen. Er kutschirte über die Brücke nach der Stadt, durch die Straßen und bei den folgenden Fahrten an allen benachbarten Landgütern der Umgegend vorbei. Wenig fehlte und das ganze Personal hätte ihn als eigentlichen Herrn und Gebieter betrachtet. Den Gipfel seiner Popularität erreichte er aber, als er eines Abends erklärte, er werde den nächsten Morgen, Schlag acht Uhr, Jeanneton nach der Stadt auf den Gemüsemarkt fahren. Alles lachte. Er versicherte, daß es ihm Ernst

sei und fand sich in der That am andern Tage in aller Frühe ein, um dafür zu sorgen, daß angespannt würde. Was nur Beine hatte in dem Herrenhaus und den benachbarten kleinen Hütten machte sich auf, um dies Schauspiel zu sehen, sogar Hunde, Hühner, Gänse und Enten fehlten nicht. Die alte, wackere Dienerin, einst die Amme der gnädigen Frau und nun ihr und des ganzen Hauses Liebling, wußte gar nicht, was sie thun sollte. Sie schien sich ernstlich gegen eine solche Ehre zu sträuben und hatte doch, was gleich von dem übrigen weiblichen Personal bemerkt wurde, ihren besten Kopfputz angestellt. Als sie nun gar die in dem Hofe und an dem Fahrwege versammelte Menschenmenge, alle Knechte, Mägde und, da es gerade die Zeit zu dem in Süd-Frankreich gebräuchlichen Kastanienfrühstück war, selbst die Arbeiter versammelt sah, wurde sie über und über roth. Da aber ihr Kopfputz einmal aufgefallen war, schritt sie entschieden auf den Wagen zu, stieg mit Otto's Hülfe ein und nun ging es unter dem Jubel der Versammelten dem Fluß entlang über die Brücke nach der Stadt. An diesem Tage hatte der junge Mann das Herz der alten Jeanneton vollständig erobert.

Mit solchen und ähnlichen Beschäftigungen verstrichen vierzehn Tage. Die planmäßige Arbeit war natürlich vergessen und aufgeschoben bis zu der Ankunft des nun nicht mehr so heiß ersehnten Professors. Auch die Sehn-

sucht nach der Herrin des Hauses war in den Hintergrund getreten, da es dem jungen Manne augenscheinlich außerordentlich gefiel, selbst den Herrn zu spielen, was er in der letzteren Zeit um so mehr gethan, da er sogar Besuche empfangen und zum Mittagstisch dabehalten hatte. Aus dieser herrschaftlichen Thätigkeit schreckte ihn eines Tages der Reisewagen auf, der ruhig und wohlbehalten die Anhöhe herauffuhr. Rasch eilte er zur Begrüßung entgegen. Der Kutscher erzählte, die gnädige Frau und der alte Herr seien in der Stadt ausgestiegen, sie würden etwa in einer Stunde durch die Allee kommen, der Kahn möge bereit gehalten werden. Otto fühlte sich in diesem Falle mit dem Kahn verwachsen, setzte sich auf die oberste Treppe einer der nach dem Fluß hinabführenden Gartenterrassen und schaute in ziemlicher Aufregung, die er von Zeit zu Zeit durch einen kleinen Spaziergang zu mäßigen suchte, nach dem gegenüberliegenden Ufer, um in der prächtigen Pappelallee die Kommenden zu erspähen.

Plötzlich erschien der Diener mit der kleinen Anna an dem jenseitigen Landungsplatz. In demselben Momente sprang der Gärtner hinab, um hinüber zu rudern. Otto holte ihn ein und erklärte, er werde Frau von Thivier abholen. Dies war dem diensteifrigen Manne nicht recht, er wollte wenigstens mitfahren. Auch das verbat sich Otto. Nun begriff der Gärtner nicht, warum er

den Kahn nicht vom Lande abstoße, da das kleine Kind, sobald er den jungen Mann erblickt hatte, vor Freude in die Hände schlug und den Diener offenbar bat, er möge winken und rufen. Ob er wollte oder nicht, Otto mußte in die Barke, beeilte sich aber nicht sehr, an das Ufer zu kommen, so daß er noch das erwünschte Glück hatte, von Frau von Thivier in seiner Schifferthätigkeit gesehen zu werden. Einige Ruderschläge und er war am Land, begrüßte die Angekommenen und wurde selbst so verlegen, daß er nicht daran dachte, die beabsichtigte Beobachtung anzustellen. Erst nachdem er dem Kinde und dem alten Herrn in den Kahn geholfen hatte und nun der schönen, hohen Frau die Hand reichte, um auch sie zu stützen, dachte er an die verträumten Stunden und an das, was ihn damals beruhigt, was er damals ersehnt hatte. Unwillkürlich drückte er die schöne, durch den schwarzen, eng anschließenden Handschuh in ihren Umrissen fast noch gehobene Hand, deren milde Wärme er zu fühlen glaubte. Leise entwand sie Frau von Thivier der seinigen, setzte sich nieder und scherzte über den neuen Schiffer, von dem man ihr schon in der Stadt erzählt hatte. Beim Aussteigen fragte sie, welchen Lohn sie für die glückliche, schnelle und sichere Fahrt geben müsse. Der junge Mann erwiederte, er verlange die Erlaubniß, ihr seinen Arm anbieten zu dürfen, um sie nach der kurzen Reise wieder in den Garten nach ihrem



Wohnhaus zurück zu geleiten. Als Antwort reichte sie ihm den Arm hin und sie schritten, indem sich die kleine Anna an seine linke Hand hing und der alte Herr, mit den beiden Gärtnern in ein wirthschaftliches Gespräch vertieft, folgte, den Gebäulichkeiten zu.

Die Selbstständigkeit, welche Otto während der Abwesenheit Lucy's und ihres Vaters gewonnen hatte, machte er gleich am nächsten Tage geltend. Er lud beide zu Spazierfahrten zu Wasser und zu Land ein und war so glücklich, seine Vorschläge angenommen zu sehen. Aus Dankbarkeit, wie sie sagte, erbot sich Lucy scherzend, so lange der Professor abwesend wäre, dessen Stelle nach Kräften zu versehen und mit Otto täglich ein oder zwei Stunden zu arbeiten. Entzückt nahm der junge Mann den Vorschlag an. Es sollten die am besten stylisirten Werke der Franzosen abwechselnd mit lauter Stimme gelesen werden. Otto sollte versuchen, das Gelesene auszugsweise niederzuschreiben und die Correctur sollte gemeinschaftlich vorgenommen werden, da Lucy behauptete, die Grammatik sei die schwache Seite aller Französinnen. Bei der Wahl der Werke, mit welchen man beginnen wollte, entstand ein heftiger, für beide Parteien höchst anregender Streit. Der junge Mann war im Begriff, mit momentanem gänzlichen Mangel an Tactgefühl die Nouvelle Heloise und die Confessions vorzuschlagen, doch unterdrückte er noch zur rechten

Zeit die Namen der Werke seiner Wahl, indem er sagte, es komme dem Lehrer zu, einen Vorschlag zu machen, er sei immer ein folgsamer Schüler gewesen, in dem gegenwärtigen Falle unterwerfe er sich aber unbedingt. Frau von Thivier nannte Chateaubriand. Entsetzt fuhr der junge Mann zurück und rief: „Alle, nur den nicht!" Dann nannte sie Lamartine; der Name brachte eine ähnliche Wirkung hervor, denn Otto fuhr in seinem Ausruf fort: „Alle, nur den auch nicht!" Frau von Thivier mußte unwillkürlich über die naiven und heftigen Ausbrüche ihres „unbedingt gehorsamen Schülers" lachen, der mit nicht zu überbietender Entschiedenheit Alles, was sie vorschlug, verwarf. Dann aber suchte sie als Französin ihre Dichter zu vertheidigen und zwar mit der ganzen Liebenswürdigkeit und feinen Redegewandtheit, die den begabten und gebildeten Frauen ihrer Nation eigen ist und ihnen einen ungemeinen Zauber verleiht. Otto betrachtete mit Bewunderung das schöne Weib, dessen Wangen sich rötheten, während aus den dunkeln Augen ein bannender Glanz strahlte. Er wäre beglückt gewesen, wenn das begeisterte Lob aus dem schönen Munde einem Lieblingsdichter seiner Nation zu Theil geworden wäre. Auf alle die Lobeserhebungen entgegnete er zunächst scherzend, daß er, nach dem Willen seines verehrten Lehrers, auszugsweise das Gelesene mittheilen müsse, die Werke Chateaubriand's hätten aber keinen

Inhalt und er sehe sich am Ende genöthigt, drei Bände in fünf, höchstens sieben Sätzen zusammen zu fassen. Nun brach der Kampf von Neuem los, der damit endete, daß das Buch: „De l'Allemagne“ von Madame de Staël die Grundlage für die schriftlichen Arbeiten bilden sollte. Otto verpflichtete sich, nicht den Styl, wohl aber den Inhalt theilweise zu verbessern und in jedem Falle zu erweitern, so daß Frau von Thivier eine Kenntniß von der Literatur seines Vaterlandes erhalten sollte.

Zu dem Zwecke bestellte der junge Mann alsbald nach dieser Unterredung eine Reihe von Uebersetzungen bei dem ersten Buchhändler der Stadt, mit der Bitte, sie so rasch als möglich zu liefern.

Der Unterricht begann und es zeigte sich bald, wie mächtig der Einfluß der schönen Lehrerin auf ihren Schüler war. Der Ehrgeiz, der Wunsch, alle seine Talente spielen zu lassen, rief jede schlummernde Kraft bei dem jungen Manne wach und entflammte ihn zu einer Thätigkeit, die er sich selbst früher niemals zugetraut hätte. Er saß bis tief in die Nacht mit Ausarbeitungen beschäftigt und suchte mit eisernem Fleiße jeden Fehler in seiner Aussprache des Französischen, auf den ihn Frau von Thivier aufmerksam gemacht hatte, zu verbessern. Auf einsamen Spaziergängen, mitten in der Pracht einer lachenden Landschaft, wandelte oft der junge Deutsche und sagte und wiederholte mit einem

komischen Ernste, den er zuweilen selbst belächeln mußte, que, se, re, le und andere Sylben, bei deren Aussprache die anmuthige Lehrmeisterin immer die germanische Abstammung ihres Schülers heraushören wollte. Auch bei Spaziergängen und Wasserpartien blieb er häufig stehen oder legte die Ruder weg und rief zum Ergötzen des alten Herrn Clermont diese und ähnliche Sylben in die Luft hinein.

Ueberhaupt brachte er Leben und Bewegung in das ganze Haus. Frau von Thivier fühlte sich von der Beredtsamkeit und Belesenheit Otto's auf das lebhafteste angeregt. Die Huldigungen, welche er, frei von aller faden Galanterie, mit naiver Offenheit ihren Vorzügen darbrachte, schienen der hohen, an übertriebene Schmeicheleien und in blühende Phrasen gehüllte Bewerbungen gewohnten Frau wohl zu thun. Zur Freude ihres Vaters, welchen Otto deßhalb wahrhaft lieb gewann, schien sie sich den Lieblingsbeschäftigungen ihrer Jugend wieder mehr zuzuwenden. Die leidenschaftliche Verehrung, welche Otto für Béranger hegte, und sein Wunsch, die Lieder dieses größten Lyrikers der Franzosen singen zu hören, veranlaßten Frau von Thivier eines Abends, den Flügel zu öffnen und, während die beiden Männer im Salon saßen und der Großvater sein Enkelchen auf den Knien hielt, nach kurzem Vorspiel eines der beliebtesten Gedichte des genialen Poeten zu singen. Wie gebannt saß

der alte Mann. Erst nachdem Lucy geendet und eine Zeitlang wie in sich selbst versunken vor dem Flügel sitzen geblieben war, nahte sich ihr der Vater, küßte die Stirne seines Kindes und verließ unter Thränen das Zimmer. Der Gesang der Tochter hatte bei ihm die Erinnerungen an seine verstorbene Gattin und an das schöne, buntbewegte, in reicher Mannigfaltigkeit wechselnde Leben, welches er einst in beglückten Tagen in dem stattlichen Kaufmannshause geführt, wach gerufen. Auch Frau von Thivier schien von der Erinnerung überwältigt. Sie verließ schweigend das Zimmer und schickte Jeanneton, um das Kind zu holen.

Diese Scene machte einen merkwürdigen Eindruck auf den jungen Mann. Er saß den Abend nicht an seiner Arbeit, sondern stand träumend am offenen Fenster und schaute über die mondbeglänzte Landschaft. Dieselbe Unruhe, die ihn erfaßt hatte, als er die Skizzen seiner Jugendliebe entworfen und niedergeschrieben, kam über ihn. Er stieg hinab auf die Terrasse und schaute hinauf zu den erleuchteten Fenstern. Lucy hatte sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Bei ihr weilten seine Gedanken. Er schmeichelte sich, daß es ihm zum Theil gelungen sei, sie aus ihrer unerklärlichen Ruhe zu reißen. Der Gedanke, daß es ihm ferner gelingen, daß er die alte Liebe zum Leben, die frühere Freude des Daseins wieder in ihr hervorzaubern könne, berauschte

ihn. Zugleich aber brachte die Idee, dieser Marmorgestalt Gluth einzuhauchen, seine Sinne in Verwirrung und sein Blut in so wilde Wallung, daß er sich auf einer eisernen Bank niederließ und für seine brennenden Wangen an der Rückenlehne Kühlung suchte.

Nachdem er sich sehr spät zur Ruhe begeben und nach einer durch Träume beunruhigten Nacht gelobte er sich fest, die in ihm am vergangenen Abend so heftig ausgebrochene, freilich schon lange, vielleicht seit dem ersten Momente, wo er die schöne Frau gesehen, keimende Leidenschaft zu unterdrücken. Die ruhige Anmuth, mit welcher Frau von Thivier am nächsten Morgen den jungen Mann empfing und die ihn an den ersten Moment, wo er ihr vorgestellt wurde, erinnerte, schien seine Absicht zu begünstigen.

IV.

Mehrere Monate waren seit jenem Abend verflossen. Ernest Clermont hatte seine Stelle längst angetreten und der junge Professor war zurückgekehrt und ertheilte und empfing Unterricht. Otto schloß sich eng an ihn an, suchte ihn bei günstigem und ungünstigem Wetter in der Stadt auf und empfing häufig Besuche von ihm auf dem Landgut, wo er als Jugendfreund von Ernest schon früher heimisch war. An freien Tagen machten die jungen Männer häufig Ausflüge, wobei ihnen Frau von Thivier immer Wagen und Pferde bereitwillig überließ. Aber auch in Fußwanderungen wurde die Umgegend durchstreift und gerade bei solchen Partien schlossen sich die Herzen der Beiden auf und Otto, der sich auf dem Landgute wie verzaubert gebannt fühlte, suchte durch angestrengte Wanderungen, bei denen sie jedem Wetter trotzten, zu gesunden.

Sein momentaner Fleiß war verloren gegangen. Er fand zu Ausarbeitungen die nöthige Ruhe nicht mehr. Frau von Thivier hatte die sogenannten Unterrichtsstunden zwar nicht aufgegeben, aber doch beschränkt. Dafür waren Leseabende in's Leben gerufen, aber, war es Zufall oder Absicht, leidenschaftliche Bücher, über deren Werth und Wahrheit hin und wieder gestritten wurde, verdrängten die ruhiger gehaltenen Werke. Da Otto wenig von seiner Thätigkeit, von der er zuerst soviel geschrieben, in die Heimath berichten konnte, wurden die Briefe, welche seine Eltern erhielten, immer kürzer und seltener. Er selbst fühlte sein Unrecht und so erschreckte ihn jedesmal der Briefbote, dessen Kommen ihn früher erfreut hatte. Die Unterhaltungen mit Henri Berry, seinem Lehrer und Schüler, der ebenfalls mehr als Verehrung für Frau von Thivier empfand, drehten sich mehr und mehr um den einen Gegenstand. Alles, was man von der Vergangenheit der schönen Frau erfahren hatte, wurde hin und wieder besprochen.

Die anmuthige Ruhe, welche sie, seit jenem Abende Otto gegenüber entfaltete, hatte diesen anfangs erfreut, weil sie seinen Vorsatz, die Leidenschaft niederzukämpfen, zu unterstützen schien. Bald jedoch fühlte er, wie gerade diese Ruhe und Selbstbeherrschung seine Neigung täglich mehr entflammte. Das Gefühl der Pflicht

gegen seinen Freund, der ihn in das Haus eingeführt, die Gastfreundschaft, die ihm geworden, die Erinnerung an seine braven Eltern, zugleich aber auch der Gedanke, bei dem ersten Ausbruch seiner Leidenschaft vielleicht für immer beschämt und hoffnungslos das Landgut verlassen zu müssen — — dies Alles hielt den jungen Mann mühsam in den Schranken der Sitte. Er verwünschte die Skizzen, welche er entworfen hatte und die er jetzt als die Quelle seiner Unruhe betrachtete. Mit leidenschaftlichem Groll dachte er in diesem Augenblick an die reizende Schauspielerin, die ihn zuerst von der richtigen Bahn abgelenkt und das Streben nach Genuß in seinem Herzen entzündet hatte.

Dazu kam, daß er zwischen seiner Liebe zu Leonie und Lucy eine gewisse Aehnlichkeit zu finden glaubte, was ihn noch mehr aufregte. Beide waren gefeiert und geehrt. Auch auf Frau von Thivier richteten sich, wenn sie, wie das seit Beginn des Winters häufig zu geschehen pflegte, im Theater erschien, alle Blicke. Wie einst Leonie bei bedeutungsvollen Stellen zu ihm herabgesehen hatte, so wendete sich jetzt das Auge der schönen Frau häufig zu dem jungen Deutschen, wenn irgend eine Rede kam, die vielleicht früher zur Besprechung Veranlassung gegeben hatte oder noch geben konnte. Jeder Vergleich fiel aber natürlich zum Nachtheil der Schauspielerin und zum Vortheil der aristo-

kratisch erzogenen und von der Aristokratie der Stadt gefeierten und bevorzugten Dame aus. Was bei Leonie am Ende nur Täuschung, Schein und erborgte Hoheit war, was er sich in früher Jugend geträumt hatte, schien hier in Wahrheit verkörpert. Welch' anderes Gefühl mußte es sein, sich sagen zu können: Die Erste an Schönheit, Geist und Reichthum, der Wunsch und das Streben so Vieler, die sich hoch über dir dünken, hat dich um deiner selbst willen gewählt, du hast sie dir erkämpft, du hast den Sieg über die errungen, welche dich als Gegner nicht einmal beachteten.

Solche und ähnliche Gedanken waren nicht geeignet, dem jungen Manne die Ruhe und den Frieden wieder zu geben. Nichts destoweniger blieb er in dem Grade Herr seiner Leidenschaft, daß er wenigstens durch keine die Sitte verletzende Handlung die wilde Gluth, welche ihn selbst zu verzehren drohte, kund gab. Wie oft fühlte er sich, wenn er mit Frau von Thivier und der kleinen Anna im geschlossenen Wagen bei hereinbrechender Dämmerung von einer Spazierfahrt zurückkehrte, getrieben, das stolze Weib fest zu umschlingen und in leidenschaftlicher Umarmung Verderben oder Genesung zu suchen.

Dann beschloß er wieder, sich brieflich an sie zu wenden, und saß zur Nachtzeit und brütete über dem Papier und strich aus, bevor noch irgend ein Satz

vollendet war. Hätte sich Frau von Thivier weniger freundlich und liebevoll offen gezeigt, er hätte den Schritt, der Entscheidung bringen mußte, gewagt, so aber fürchtete er, Alles zu verlieren. Das Wohlwollen, welches Lucy ihm zuwendete und welches seine Leidenschaft nährte, vernichtete die Hoffnung. Lieber hätte er Groll und Haß gewünscht, denn aus Wohlwollen, so sagte sich der krampfhaft erregte junge Mann, wird Alles, nur keine Leidenschaft, nur keine Liebe.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß sollte die ersehnte und doch gefürchtete Entscheidung unerwartet herbeiführen. Auf einem Ausfluge, den Otto mit Henri Berry nach einem vier Stunden entfernten Städtchen unternommen, fühlte er sich am Abend so heftig unwohl, daß er die Rückfahrt mit der Post nicht zu unternehmen wagte. Er blieb in dem Gasthofe und sein Freund, welcher am andern Tage wieder seinem Berufe obliegen mußte, brachte noch den Abend die Nachricht von dem Unwohlsein Otto's auf das Landgut. Frau von Thivier, auf das ängstlichste besorgt, bewog ihren Vater, am nächsten Morgen selbst nach dem Gast zu sehen. Dieser lag an einem Fieber darnieder, das er sich durch Erkältung zugezogen und welches der Arzt als ungefährlich und sehr bald gehoben erklärte. Die Erscheinung des alten Herrn Clermont, der von dem herzlichen Antheil seiner Tochter

erzählte, belebte den Muth und die Kraft des Patienten. Am andern Tag traf der Bediente Otto bedeutend auf dem Wege der Besserung, so daß er nach Rücksprache mit dem Arzte, den nächstfolgenden Tag zu seiner Heimkehr auf das Gut bestimmte.

Freudig überrascht war er, als am Tage der Abfahrt Frau von Thivier den Wagen schickte, in dem er so manche Spazierfahrt mit ihr gemacht hatte, und als er in demselben einen wahren Vorrath von Pelz und Shawls fand, in welche letztere er sich mit dem erwärmenden Gedanken hüllte, daß sie der schönen Frau schon oft denselben Dienst geleistet hatten.

Der Empfang auf dem Gute war sehr herzlich; Frau von Thivier eilte dem jungen Manne bis zur Treppe entgegen und Alles, was sie that und sagte, war geeignet ihn mit Freude zu erfüllen, bis sie ihm gegen Abend im Laufe des Gespräches mittheilte, daß sie für einige Wochen zu reisen gedenke, daß sie auf übermorgen die Abfahrt nach Bordeaux festgesetzt habe, daß sie schon mit der kleinen Anna abgereist wäre, wenn sie ihn nicht erst gesund und wohlbehalten wieder in der Obhut ihres Vaters habe sehen wollen. Otto erstarrte, als er dies hörte und als der alte Herr Clermont von dem schon lange gefaßten Plane seiner Tochter sprach, nach welchem sie mehrere Wochen bei einer Jugendfreundin und entfernten Verwandten

ihres verstorbenen Gemahles in der Kaufmannsstadt zubringen wollte. Ohne ein Wort zu sprechen, eilte er auf sein Zimmer, barg den Kopf in den Kissen seines Bettes und brach in einen Strom von Thränen aus. Also sie hatte seine Leidenschaft erkannt, hatte ihm aus Mitleid den freundlichen Empfang bereitet, aber weiter ging ihr Wohlwollen nicht und sie beeilte sich, durch Entfernung einer Leidenschaft zu entfliehen, welche ihr lästig fallen und ihn unglücklich machen mußte.

So dachte der junge Mann und fühlte sich tief verletzt und gedemüthigt. Er beschloß, sollte auch sein Herz brechen, jeden Schmerz über die Abreise zu verbergen und ihr Wohlwollen mit freundlicher Dankbarkeit zu erwiedern. Er scherzte mit Frau von Thivier und sprach sogar von der Möglichkeit, daß sie ihn bei ihrer Rückkehr nicht mehr treffen werde.

So kam der Abend vor der Abreise heran. Der alte Herr befand sich auf seinem Zimmer, Otto saß im Salon und hielt die kleine Anna, welche in einem Bilderbuch blätterte, auf seinem Schooß. Indem er, in düstere Träumereien versunken, da saß und theilnahmlos dem Geplauder des Kindes zuhörte, wurde die Thüre geöffnet und Frau von Thivier trat ein. Sie war, wie sie sagte, im Begriffe nach der Stadt zu fahren und von einer befreundeten Dame Abschied zu

nehmen. Otto glaubte, indem sie zum Tische herantrat und der Schein der Lampen auf das edle Gesicht fiel, sie nie reizender gesehen zu haben. Sie stützte die schön geformte, in den feinen, sich eng anschmiegenden weißen Glacéhandschuh gehüllte Hand auf den Tisch und beugte sich zu dem nach ihr aufblickenden Kinde nieder. Ihr Hauch berührte die Wange Otto's. Dieser, dem das Herz hörbar schlug, fühlte sich von einem Taumel ergriffen. Er erfaßte die Hand der schönen Frau, welche sich rasch aufrichtete, und preßte sie krampfhaft an seine glühenden Lippen. Indem Lucy sie ihm leise zu entziehen suchte, trat Herr Clermont in's Zimmer. Frau von Thivier wandte sich zu ihm und Otto, der sich erhoben hatte, blieb wie gebannt stehen, indem er mechanisch die eine Hand auf den Kopf des an seiner Seite stehenden Kindes legte. Herr Clermont sagte seiner Tochter, die ihn nicht mehr auf treffen würde, „Gute Nacht," und wandte sich, nachdem diese das Zimmer mit gerötheten Wangen verlassen hatte, zu dem jungen Manne heiter und arglos, als habe er beim Eintreten in den Salon nichts wahrgenommen. Dieser jedoch verabschiedete sich bald und stieg in furchtbarer Aufregung in den Garten hinab und von dort an das Ufer des Flusses, wo er trotz des trüben, schweren, sternlosen Himmels, von Freude berauscht, auf und ab wandelte; das flammende Auge

der schönen Frau hatte ihn belehrt, was in ihr vorging, und ihn ermuthigt, sein Herz zu öffnen und um Gegenliebe zu flehen. Nach einiger Zeit schritt er an den kahlen, gespenstisch in die Luft ragenden Pappeln vorüber und eilte in die Stadt. Er gewahrte die erleuchteten Fenster des Hauses, in dem er Frau von Thivier wußte. Er suchte den Schatten ihrer Gestalt zu erspähen und starrte, auf dem Platze auf und abschreitend, bis der Wagen aus dem Hofraume des Hauses vorfuhr. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, einzusteigen und sie zu erwarten. Dann sah er das Ungehörige einer solchen Handlung ein und eilte nun, erfüllt und beflügelt von einer andern Idee, nach dem Gute zurück. Es war spät am Abend, das Kind schlief und der alte Herr war auf seinem Zimmer. Er trat mit Jeanneton in seine Stube, faßte sie bei der Hand und beschwor sie, ihm eine Unterredung mit ihrer Herrin zu verschaffen. Er müsse sie sprechen, er könne nicht ruhen, seines Lebens Seligkeit hänge davon ab. Die alte brave Dienerin, die den jungen Deutschen in ihr Herz geschlossen hatte, gab den dringenden Bitten nach. Otto eilte, während der Wagen den Berg hinaufrollte in den Salon. Jeanneton brachte einen Armleuchter und ging der Herrin entgegen mit der Bitte, sich in den Salon zu verfügen, Herr Clermont sei noch auf. Die Angst hatte sie zu

dieser Lüge getrieben. Frau von Thivier trat ein und blieb erschreckt an der Thüre stehen, als sie Otto blaß und zitternd sich gegenüber sah. Mit stockender, von dem Wallen des Blutes unterbrochener Stimme flehte sie der junge Mann an, ihm Gehör zu schenken. Er begann stammelnd die Erzählung seiner Liebe und Leiden. Er nahte sich ihr, erfaßte ihre Hand und brach in die Knie zusammen. In furchtbarer Verzweiflung und völliger Rathlosigkeit beugte sich die hohe Frau zu ihm nieder und suchte ihn aufzurichten. Er erhob sich, hielt aber Lucy fest umschlungen und zog sie zu dem Divane. Das schöne Weib hatte momentan die Kraft zu widerstehen verloren. Sie litt es, daß er ihr das Band des Hutes löste, daß seine Hände die herrlichen Haare durchwühlten und seine Lippen glühend auf Auge und Mund ruhten.

Erst als er sie bat, ihm ewig anzugehören, raffte sie sich aus dem Rausche einer Leidenschaft empor, die sie so lange in ihrem Herzen verschlossen hatte. Sie sank flehend vor dem jungen Manne nieder und beschwor ihn unter Thränen, indem sie ihm die Hände entriß und sie bittend faltete, bei der Liebe zu seinen Eltern, zu ihr und zu ihrem Kinde, bei Allem was ihm heilig sei, sich zu entfernen. — Er erhörte ihr Flehen, nachdem er die schöne Gestalt noch einmal gewaltsam an seine Brust gezogen und fest umschlungen hatte, als gelte es, für immer von ihr zu scheiden.

V.

Am andern Morgen erwachte Otto sehr spät nach einem tiefen erfrischenden Schlafe, über welchen er selbst erstaunt war. In einer Mischung von Jubel und Bangen schritt er lange im Zimmer auf und ab. Endlich siegte die Freude und unterdrückte das Gefühl schamhafter Beklommenheit. Er hatte triumphirt, Niemand konnte ihm die schöne geistvolle Frau entreißen. Er sah sich in kühnen Phantasiegebilden reich, beneidet und unabhängig von Onkel und Vorgesetzten. Die letzten Briefe aus der Heimath hatten ihn in ernster, mahnender Weise an das bevorstehende Ende seines Urlaubs erinnert. Wie konnte er nun auftreten und welches Staunen mußte die unerwartete Nachricht in Wolkenkukuksheim und Windig erregen.

Etwas gedämpft wurden die hochfliegenden Pläne des jungen Mannes, als er zum Frühstück in den Salon

hinabstieg. Auf der Treppe und dem Wege begegnete ihm Niemand. Als er an dem Gange vorbeikam, der zu den Zimmern der Frau von Thivier führte, überschlich ihn von Neuem das Gefühl, das er beim Erwachen gehabt hatte. Er trat zagend in den Salon und wartete vergebens, daß die kleine Anna ihm entgegenkäme. Nach mehrmaligem Schellen erschien statt eines Dieners Jeanneton und benachrichtigte Otto, Herr Clermont wünsche ihn nach dem Frühstück auf seinem Zimmer zu sprechen. Auf die Frage nach Frau von Thivier sagte die sehr niedergeschlagene und wortkarge Dienerin, die gnädige Frau sei abgereist und zwar bei Anbruch des Tages, sie habe sich gar nicht niedergelegt.

Otto stand wie vernichtet. Er hatte an Alles, nur nicht an die Abreise Lucy's nach der gestrigen Scene gedacht. Er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Halb ohnmächtig schwankte er nach den Zimmern des Herrn Clermont. Dieser empfing ihn ernst und ruhig. Er gab ihm einen versiegelten Brief, den Otto, ohne den alten Mann zu beachten, zitternd öffnete. Die Seelenruhe, Wort für Wort zu lesen, fehlte ihm. Er überflog die erste und letzte Seite des verhängnißvollen Schreibens und lehnte sich sprachlos an den Sessel, der vor dem Schreibpult stand. Dann wandte er sich flehend an Herrn Clermont, ihm zu sagen, ob Lucy wirklich und wohin sie abgereist sei. Der alte Mann

suchte Otto auf das Unrecht, welches er begangen habe, in milden Worten aufmerksam zu machen. Dieser erwiederte ihm leidenschaftlich, Frau von Thivier liebe ihn, er werde ihr folgen und sie zu finden wissen. Damit verließ er das Zimmer. Auf seiner Stube angekommen, warf er sich auf die Erde nieder und stützte den Kopf auf das Sopha. Dann sprang er auf und las den Brief halblaut, um sich auf die Weise zu zwingen, nichts zu übergehen und den Kelch ganz zu leeren.

Frau von Thivier bedauerte in ihrem Briefe lebhaft die Scene vom gestrigen Abend, sie klagte sich selbst an, daß sie nicht vor Wochen abgereist sei oder Ernest Clermont ihr Herz brieflich ausgeschüttet habe. Sie gestand Otto, daß sie für ihn fühle, was sie nie für einen Mann gefühlt, daß sie jedoch ihrem Gatten während seiner letzten Krankheit, als er sich qualvoll beunruhigt gezeigt habe, zugeschworen, bei dem Leben und der Liebe zu ihrem Kinde, sich nie wieder zu vermählen, und diesen Schwur werde sie halten. Auch täusche sich Otto über seine Neigung, diese sei Leidenschaft und Rausch. Selbst für den Fall, daß sie nicht durch das heiligste Gelübde gebunden sei, wäre Otto in dem fremden Lande, fern von der Heimath, mit der sein Leben und Wohlergehen tausendfach verknüpft sei, ebenso wenig glücklich geworden, als sie ihr Vaterland hätte verlassen können. Sie bat ihn in rührenden Worten, sie nicht zu verfolgen. Er

möge sich aus dem krankhaften Taumel aufraffen und in der Heimath gesunden. Nach Jahren wollten sie sich wiedersehen und eine ununterbrochene Correspondenz sollte sie gegenseitig aufrichten und die Qualen der Trennung mildern. Sie flehte, Otto möge sie nicht verkennen, sie werde ihn ewig verehren und vor allen Männern hochhalten.

Als der junge Mann den Brief genau gelesen, erwachte von Neuem die Hoffnung in ihm. Er beschwor Herrn Clermont, ihm den Aufenthalt seiner Tochter mitzutheilen. Dieser erklärte, daß Lucy ihn von ihrer Neigung schon früher, von dem Vorfall im Salon aber gegen Morgen, nachdem sie diesen Brief geschrieben, benachrichtigt habe. Nichts werde den Willen seines Kindes beugen, sie werde ihrem Schwur treu bleiben und er hoffe von der Rechtschaffenheit seines Gastes, daß er die Qualen der unglücklichen, vielgeprüften Frau nicht vermehren und vor Allem den Ruf der Frau von Thivier nicht durch wahnsinnige und durchaus unnütze Nachforschungen gefährden werde. Otto erklärte, er wolle nur Abschied von ihr nehmen, sie nur noch ein Mal sehen, um ihr Lebewohl zu sagen. Der alte Mann suchte ihn von dem Egoismus dieses Wunsches zu überzeugen.

Beschämt und tief gekränkt eilte Otto auf sein Zimmer, packte seinen Koffer, eilte dann nach der Stadt

und nahm ein Billet für den Wagen, der in der Nacht nach Bordeaux fuhr. Vergebens suchte Herr Clermont den aufgeregten jungen Mann zurück zu halten. Um zehn Uhr Abends reichte er ihm die Hand zum Abschied und verließ, scheinbar ruhig und ohne einen Gruß an Lucy zurück zu lassen, das Landgut. Das Gepäck war schon nach der Stadt gebracht, jede Begleitung verweigerte er, nur einige Zeilen hatte er an Henri Berry gerichtet, ihm jedoch die Gründe seiner Abreise nicht angegeben. Als er durch den Hofraum schritt, standen die Diener und Dienerinnen des Hauses da, um ihm Lebewohl zu sagen. Er gab Allen die Hand und Thränen kamen ihm in's Auge, als er von Jeanneton Abschied nahm. Ohne mit einem Wort Frau von Thivier zu erwähnen, schritt er rasch die Terrasse hinab nach dem Flusse. Er ließ sich nicht übersetzen, sondern schlug den Umweg nach der Stadt ein. Einige Schritte hatte er gemacht, da wandte er noch einmal den Kopf und sah nach der Villa zurück. Alles war ruhig und in Lucy's Zimmern kein Licht zu sehen. Ein unaussprechlicher Schmerz ergriff ihn, er lehnte sich an eine Pappel und schaute nach dem Schauplatz so vieler Freuden und Leiden. Dann ließ er den Kopf sinken und verfiel in ein krampfhaftes, furchtbares Schluchzen. Es war ihm, als müsse er sein ganzes Lebensglück hier zurück lassen. Seine liebsten Träume und Hoffnungen waren vernichtet.

Endlich raffte er sich auf, als er sah, daß eine Gestalt die Terrasse herab kam. Laut weinend eilte er weiter und als er auf die Brücke gelangte, wo er Lucy zum ersten Male gesehen, war es ihm, als müsse er hier sein Leben enden. Indem näherte sich ihm der Diener des alten Herrn Clermont. Er redete den Weinenden an. Otto suchte sich rasch zu fassen, eilte nach dem Bureau und eine halbe Stunde später saß er in dem Wagen, der ihn nach Bordeaux brachte. Dort besuchte er das Theater und schlich an allen Häusern vorbei, in denen Lucy möglicher Weise wohnen konnte. Nach fünf qualvollen Tagen und nachdem er vergeblich in dem von Frau von Thivier ihm früher genannten Hause angefragt hatte, trat er die Rückreise in die Heimath an. Nur in einer großen Stadt Süddeutschlands hielt er sich noch auf. Dort hatte er nämlich in einem Gasthofe an der Tafel gehört, daß eine sehr schöne Zauberin in einer benachbarten Residenz im Theater Vorstellungen in der Magie und ägyptischen Zauberkunst gebe. Der Name Leonie Schreyer berührte sein Ohr. Er erkundigte sich näher und hörte, sie sei früher Schauspielerin gewesen, habe dann den berühmten Professor der Magie geheirathet, sei von der Bühne abgetreten und führe jetzt, während der Gatte in Amerika weile, in Deutschland das Geschäft des Mannes fort.

Diese Erklärungen genügten Otto. Den nächsten



Tag fuhr er nach der Residenz. Das Theater war geschlossen und die Vorstellung in der Magie fand am folgenden Abend statt. Otto mied es, sich viel in den Straßen zu zeigen. Nur vertauschte er seinen Reisehut bei einem Hutmacher gegen einen schwarzen, der die hohe Form hatte, die seine einstige Geliebte an dem Tage gewünscht, wo sie ihm feierlich gelobt hatte, sich nie, am wenigsten mit ihrem Landsmanne, zu vermählen.

Der Abend kam. Otto war der Erste im Theater und nahm seinen Platz so, daß er ganz vorn, dicht an dem Brettersteg saß, der von der Bühne über das Orchester nach dem Sperrsitze führte und auf welchem die Künstlerin sich den Zuschauern näherte. Der Vorhang rollte in die Höhe und siehe, da stand in alter Schönheit und Herrlichkeit das Ideal seiner Jugend, die Madonna Correggio's, und hatte den Zauberstab in der Hand. Sie vollführte ihre Künste mit großer Anmuth. Jetzt näherte sie sich dem Publikum, um einen Hut zu verlangen und aus ihm die wunderbarsten Dinge zum Vorschein zu bringen. Schon betritt sie die kleine Brücke, da erhebt sich Otto und hält ihr den Hut entgegen. Die Zauberin stutzt und wendet sich nach der andern Seite, um dort einen zu verlangen. Niemand rührt sich, denn ein vortreffliches Exemplar steht ihr zur Verfügung. Endlich wird ein zweiter Hut gehoben. Indem sie nach ihm greifen will, stößt ihn Otto weg

und drückt ihr den seinen in die Hände. Mit glühender Röthe auf den Wangen nimmt sie den Hut und geht rasch zurück. Die schönsten Sträuße fliegen aus ihm in's Publikum. Otto hascht nicht darnach. Er wartet vergeblich auf seinen Hut. Die Zauberei ist vorüber, ohne daß er ihn erhalten. Einer der Diener und Candidaten der Magie drängt sich durch, redet ihn an und sagt, seine Herrin wünsche ihn zu sprechen. Er läßt antworten, er wünsche nur den Hut, ohne Strauß und jede andere Zugabe der Magie.

Dieser wurde ihm gebracht und am nächsten Morgen setzte er seine Reise in die Heimath fort.

VI.

An einem heißen Augustabend des Jahres 1858 saßen in der kleinen Halle, welche Herr Fröhlich in Wolkenkukuksheim ganz in der Nähe seiner Kegelbahn im Garten hatte erbauen lassen, mehrere jüngere und ältere Leute bei Bier und Wein vertraulich zusammen. Sie hatten, um es bequemer und gemüthlicher zu haben, die Röcke ausgezogen. Von Zeit zu Zeit sahen sie nach der hinteren Hausthüre, welche aus der Wirthschaft des Herrn Fröhlich durch den Hof in den Garten und nach der Halle führte. Offenbar erwarteten sie noch Stammgäste, mit denen sie jeden Montag und Donnerstag zu kegeln gewohnt waren. Dies ging wenigstens deutlich aus der Rede hervor, welche einer von der Gesellschaft, ein großer, dicker, stämmiger Weinmakler, hielt, indem er aufstand und den vorbeigehenden Herrn Fröhlich festhielt. Er schloß mit den Worten:

„Es scheint, der Schumacher Weiler kommt heut Abend nicht; sonst war er immer um 4 Uhr da und jetzt ist's schon fünf vorbei!"

„Das soll mich wundern," erwiederte der Angeredete, „denn die Schuster machen immer blauen Montag. Ihr Schutzpatron ist an einem Montag gestorben und an dem dürfen sie nicht arbeiten. Jetzt wissen sie aber nicht, an welchem das war, und aus Religion feiern sie alle und schaffen an keinem etwas."

„Der weiß gewiß auch nicht, daß das Bier um einen Kreuzer abgeschlagen ist, sonst wär er schon längst da," sagte ein junger Reisender für das Haus Brenzel Sohn & Comp.

„Warum ist das eigentlich geschehen?" rief es von mehreren Seiten.

„Das will ich Ihnen sagen, meine Herren," entgegnete ruhig der Wirth, „meine Frau hat immer ein böses Gesicht gemacht, wenn ich eine Flasche getrunken habe und gesagt: Jetzt vertrinkst du schon wieder zehn Kreuzer. Wart, hab ich gedacht, dem willst du ein End' machen, du gibst es für neun."

„So?" — fuhr der Reisende für Brenzel Sohn & Comp. fort, „dann würden sie besser thun, sie geben es umsonst, dann könnte ihnen Niemand Vorwürfe machen."

„Ich will doch warten, bis sie wieder etwas sagt,

so lange hat's Zeit" entgegnete Herr Fröhlich, indem er nach der Kellerthüre ging.

Bald darauf traten für den erwarteten Schuster die beiden Brüder Wehrheim ein und wurden freudig begrüßt. Der dicke Weinmakler sagte, daß es losgehen könne. Der Kegelbube sprang nach dem Ende der Bahn, um seine Pflicht zu thun. Die Gäste, welche zum Kegelschieben aufgelegt waren, mußten sich in zwei Parteien theilen. Assessor Wehrheim nahm einen Stock und warf ihn dem Weinmakler zu. An der Stelle, wo dieser ihn aufgefangen und gefaßt hatte, setzten die beiden Parteiführer abwechselnd die Hände aufeinander, bis endlich der Makler mit der Faust die Spitze des Stockes berührte. Er durfte also zuerst aus den Gästen einen für seine Partei aussuchen. Rasch rief er:

„Ich wähle Doctor Eduard Wehrheim!"

In dem Augenblick aber, wo er diese Worte aussprach, trat Herr Otto Braun in die Halle. Kaum hatte er diesen gesehen, als er sich verbesserte und sagte: „Nein, nein, ich wähle noch einmal, ich wußte nicht, daß der Professor in spe käme; den wähl ich, der lämpelt die Kugel hinein und gewinnt das Spiel, ich will den Lämpeler haben. Euch hat er schon neulich gewinnen helfen, heut muß er auf meine Seite!"

Assessor Wehrheim machte Gegenvorstellungen, die zu manchem Scherz Veranlassung gaben. Zuletzt be=

ruhigte er sich und der Lämpeler blieb auf Seiten des Weinmaklers. Das Spiel begann und Herr Otto Braun zeigte sich in der That als ein Kegelschieber, um den stets die eine Partei die andere beneiden mußte. Er warf die Kugel nicht heftig, sondern, um einen Wolkenkukuksheimer Ausdruck zu gebrauchen, er lämpelte, das heißt: im Anfange glaubte man, die Kugel würde nichts treffen, dann traf sie aber zwei, drei Kegel und diese rissen im Fallen und Rollen meistens die andern mit sich. Auch jetzt verhalf er seiner Partei zweimal zum Sieg, ohne dabei besonders aufzuthauen, was ihm mehrmals zum Vorwurf gemacht wurde. Dann entfernte er sich. Bald folgten die Andern. Auf dem Heimweg sagte der ältere Wehrheim zu seinem Bruder dem Doctor: „Es ist doch merkwürdig, was dieser junge Mann für ein Glück hat, er mag anfangen, was er will, es gelingt ihm. Du weißt, daß er sich mit Elise Hauser, um die sich halb Windig beworben, verlobt hat.“

„Ich weiß es,“ erwiederte Eduard Wehrheim und die Geschichte ist abenteuerlich genug. Er hatte sie als Schildwache an der Artilleriekaserne in Windig zum ersten Male gesehen und sie schickte ihm, damals noch ein vierzehnjähriges Instituts-Fräulein, ein Glas Wein und Brod, um ihm seinen Wachtdienst zu erleichtern.



Vor fünf Monaten trafen sie sich in Gesellschaft und das Band war rasch geknüpft."

„Merkwürdig bleibt es immerhin," meinte Assessor Wehrheim, ein solcher Lämpeler mag sich anstellen, wie er will, es schlägt Alles zum Guten aus. Ein Onkel, der sich sonst nur in den Komödien von Kotzebue im dritten oder fünften Act findet, stellt sich bei Zeiten ein. Die Frauen sind auch gleich bereit, ihre Arme zu öffnen und beim Kegelspiel wird ein Kegel getroffen und alle andern fallen mit um aus Gefälligkeit, weil ein Lämpeler geworfen hat, während unser einer die Kugel schleudert, daß sie hinten an der Wand hinaufspringt und doch nichts trifft. — In der Literatur geht es gerade so, die Lämpeler sind oben und von den solid tüchtigen Leuten hört man nichts."

„Dagegen wollte ich nichts sagen," fuhr Eduard Wehrheim fort. „Die Lämpeler haben doch ein gewisses Talent, ja sie können mitunter Genie haben, das hat der Urquell und Gipfel aller modernen Lämpelei, das hat Heinrich Heine glänzend bewiesen, aber daß eine andere literarische Richtung, die Richtung der Schmußer so zu Ehren kommen kann, das ist es, was mich in Wahrheit ärgert und ich habe gute Lust, mich in der Kritik zu versuchen und demnächst eine Broschüre zu schreiben unter dem Titel: Dichter, Lämpeler und Schmußer!"

„Was ist denn das für eine Klasse?" fragte der Assessor seinen Bruder.

„Die Schmußer," erwiederte dieser, „schreiben lyrische Gedichte, Novellen und Trauer = Schau = und Schäferspiele. Sie versuchen sich in allen Richtungen und wenn sie etwas verfertigt haben, dann treten sie die Ruhmesreise an, das heißt, ihr Ruhm reist immer mit ihnen. Wo sie gerade sind, erscheint ein Artikelchen über das Werk des hoffnungsvollen Dichters X Y Z. Sind sie nun gar selbst noch betheiligt bei der Redaction eines Blattes, so ist die Coterie und Clique fertig. Dabei sind die Schmußer neidisch und giftig. Keinem darf man trauen, denn sie fühlen sich nicht sicher, da sie recht gut wissen, daß ihr Ruhm ein erkrochener ist. Sie — — —"

„Die Lämpeler wirst du gnädiger behandeln," fiel der ältere Wehrheim seinem Bruder in's Wort, „denn du bist selbst ein Stück davon."

„Ich?" sagte dieser rasch.

„Ja wohl — ich," fuhr der Assessor fort. Alle Achtung vor deinen Kammerreden und sonstigen Leistungen. Ich sagte ja auch nur „ein Stück davon," denn daß du kein Ganzer bist, beweist mir dein Kegelspiel, wer dich hat, gewinnt nichts."

Indem die Brüder so sprachen, kamen sie an der Wohnung des eigentlichen Lämpelers, um den sich ihre

Unterredung gedreht hatte, vorbei. Dieser war, nachdem er beim Kegeln gewonnen, nach Haus gegangen und hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen. Dorthin brachte ihm die Mutter zwei Briefe, von denen der eine versiegelt, der andere eröffnet war. Da er hastig nach dem Versiegelten griff, entfernte sich die kluge Frau, ohne, wie sie ursprünglich vor hatte, über den zweiten, an sie gerichteten, ernsthaft mit ihrem Sohne zu reden. Der junge Mann erbrach den Brief und las:

Otto, lieber, guter Otto! Ich komme. In drei Tagen bin ich bei Euch, bei dir. Meine Mutter begleitet mich. Vierzehn Tage bleiben wir am See. Eben wurde der Beschluß gefaßt und ich schreibe nur diese flüchtigen Zeilen. Morgen mehr. Freust du dich auch wie ich, kindlich, königlich? Lebe wohl und sei tausend und tausend Mal umarmt und geküßt von deiner dir ewig unwandelbar ergebenen

Lili.

Die besten Grüße an die Deinigen. Die Grüße von meinen Eltern bekommt Ihr erst morgen, denn sie wissen gar nicht, daß ich so närrisch bin, oder vielmehr so närrisch überglücklich und heute noch schreibe. Nochmals Gruß und Kuß. Heute Abend bei Jacobi's denke ich nur an wen? Rathe einmal und schreibe mir, ob du es gefunden?

Freudig erregt schritt der junge Mann, nachdem er dies gelesen, im Zimmer auf und ab. Dann öffnete er das Fenster und schaute lange träumend zum Sternenhimmel empor. Erst nach einer halben Stunde erinnerte er sich des zweiten Briefes, er trat zu seinem Tisch zurück, zündete ein Licht an und las:

Madame!

Verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, Ihnen zu schreiben. Ich habe die Ehre nicht, Sie zu kennen, aber ich bin der Freund ihres Sohnes Otto.

Seit neun Monaten haben wir keine Nachricht von ihm empfangen, Madame von Thivier, von der er Ihnen ohne Zweifel gesprochen hat, ist sehr in Sorge für ihn. Ich habe ihm zweimal geschrieben und erwarte noch eine Antwort. Ist er unglücklich, ist er krank? Wir wissen es nicht. Was deutet denn sein langes Stillschweigen. Er kann seinen Freund und besonders Madame von Thivier nicht vergessen haben. Er liebte uns zu sehr, er war uns zu lieb. Vielleicht wohnt er nicht mehr in Wolkenkukuksheim.

Ich wußte nicht, wo ich mich anwenden sollte, um zu erfahren, was ihm geschehen ist, da Madame von Thivier mir gesagt hat: Schreiben Sie seiner guten Mutter, sie wird uns wissen lassen, was aus Otto geworden ist. Darum entschließe ich mich, einen deut-

schen Brief Ihnen zu schreiben. Sie werden ihn schwer entziffern, aber ich rechne auf Ihre Nachsicht für einen Franzosen, der die deutsche Sprache nur einige Monate mit Ihrem Sohne studirt hat.

Ich grüße Sie und bin mit größter Hochachtung

Ihr gehorsamer Diener

Henri Berry.

Kaum hatte der junge Mann diese Zeilen gelesen, als er unruhig im Zimmer auf und ab schritt, momentan den Kopf an die Fensterscheiben hielt, um sich abzukühlen, dann zum Sopha zurückkehrte, sich darauf warf und das Gesicht in den Kissen zu verbergen suchte. Die Vergangenheit quälte ihn, nahm der Gegenwart den Reiz und drohte die Zukunft zu verdunkeln. Der Satz: Alle Schuld rächt sich auf Erden — den er frühe angenommen, der ihn zwar von keinem Genuß zurückgehalten, ihm aber oft ein langes, qualvoll sich dehnendes Erwachen nach dem Taumel und Rausch bereitet hatte, brachte auch jetzt wieder seine Nerven in eine aufgeregte Mißstimmung. Er fühlte sich körperlich und geistig krank, er hätte weinen mögen, aber die lindernden Thränen erleichterten nicht sein beklommenes Herz.

Gerade in dem Augenblick, wo die Brüder Wehrheim unten am Hause standen, zu dem erleuchteten Fenster

hinaufschauten und der Aeltere zu dem Jüngeren scherzhaft sagte:

„Hier wohnt also das Ideal eines Lämpelers, das Schooßkind des Glückes! Ich glaube, er könnte vom Felsen von Wolkenkukuksheim herunterspringen und käme unversehrt und wohlgemuth an!“ — gerade in dem Augenblick hatte der junge Mann oben im Zimmer einen Band des Conversations-Lexikons von dem Büchergestell heruntergeholt und sich damit an den Tisch gesetzt und das Lämpchen näher herbeigezogen. Er blätterte eine Zeit lang krampfhaft. Dann las er mit gedämpfter und unsicherer Stimme:

„Rückenmark (medulla spinalis) nennt man den vom Gehirn herablaufenden Strang von Nervenmasse, soweit er innerhalb des Kanals der Wirbelsäule verläuft. Das Rückenmark ist walzenförmig, etwas platt gedrückt, 4—6 Linien dick und etwa 15—16 Zoll lang. Dasselbe besteht aus einer weißen und einer grauen Substanz. Seinem Wesen nach ist das Rückenmark der Sammelplatz fast sämmtlicher Nerven des Körpers, deren Primitivfasern sich theils in ihm verlieren, theils von ihm nach dem Gehirn geleitet werden. Vermöge seiner Reflexfunction ist das Rückenmark der Herd vieler zum Leben unentbehrlicher, ohne unser Wollen und Wissen im Körper vor sich gehenden Bewegungen. Krankhafte Störung der Rückenmarkfunction ist häufig eine Quelle

von Krampfkrankheiten. Die wichtigsten Krankheiten des Rückenmarkes sind: Die übermäßige Reizbarkeit desselben — — — —"

An dieser Stelle wurde die Stimme Otto's noch leiser und zitternder, auch sprach er einige Worte, vielleicht gerade die für ihn gewichtigen, gar nicht aus, indem er weiter las:

„Diese Krankheiten entstehen durch mannigfache Ursachen, oft durch Ueberanstrengungen — — —, durch Erkältungen des Rückens u. s. w."

So quält sich der junge, gegen Andere schweigsame und deßhalb von dem größten Theile der Bewohner seines Vaterstädtchens beneidete Mann mit eingebildeten Uebeln und wird verfolgt von nagenden und zerfressenden Sorgen, für die es nur ein Heilmittel gibt — ruhige, geordnete Thätigkeit, Arbeit, unablässige Arbeit. Möge er in einer glücklichen Ehe die Kraft finden, dem vernichtenden Wechsel von Taumel und Abspannung sich zu entziehen, damit er nicht nach qualvollen Leiden dem schweren Verhängniß anheimfalle, das so manchen begabten Lämpeler im blühenden, kräftigen Mannesalter ereilte!

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

